This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

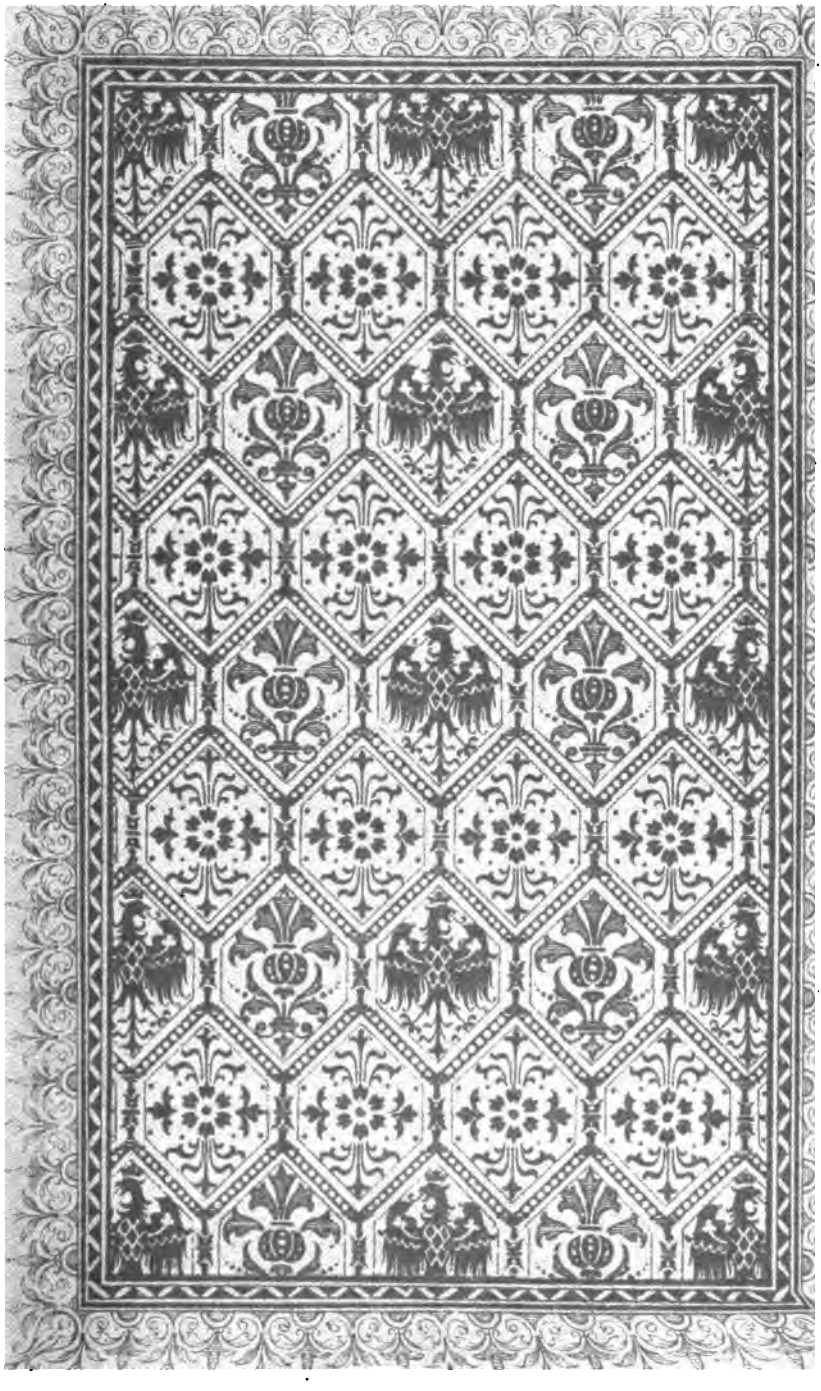
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

G. Freytag
gesammelte
Werke.



Gesammelte Werke

von

Gustav Freytag.

Zweite Auflage.
(6.—10. Tausend.)

Dreizehnter Band.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1897

~~100~~ 833.7
~~C93~~ F8951

Gesammelte Werke

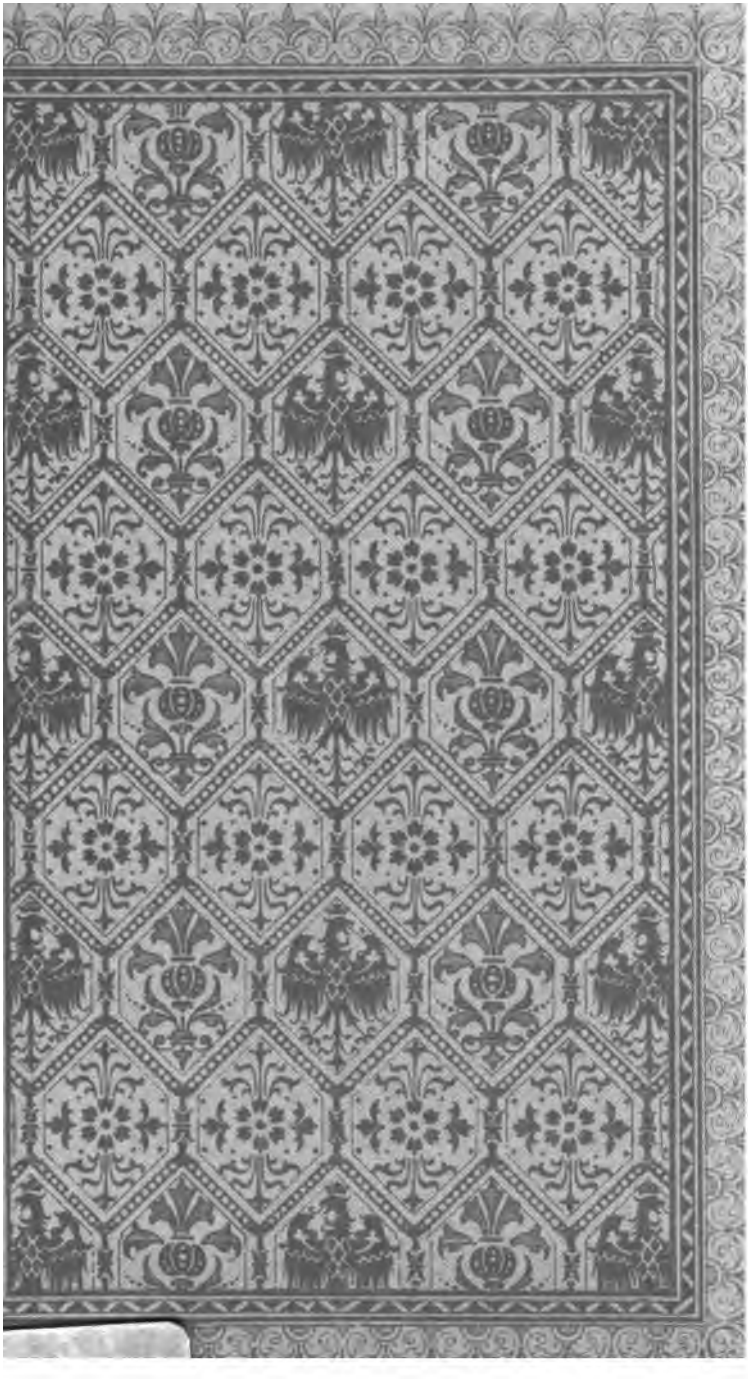
von

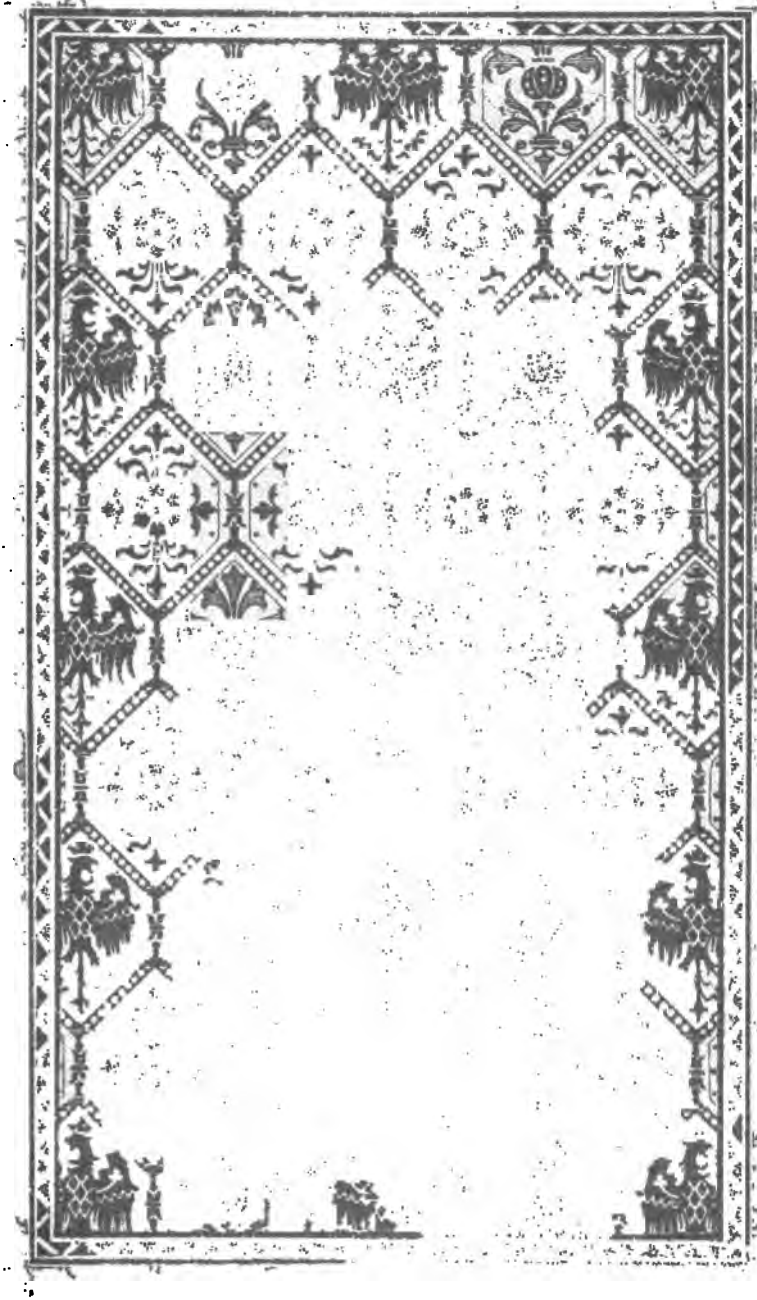
Gustav Freytag.

Zweite Auflage.
(6.—10. Tausend.)

Dreizehnter Band.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1897.





~~C93~~ F8951

Gesammelte Werke

von

Gustav Freytag.

Zweite Auflage.
(6.—10. Tausend.)

Dreizehnter Band.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1897.

LIBRARY OF THE
LELAND STANFORD JR. UNIVERSITY.

a. 51563

MAY 22 1901

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Inhalt.

Die Ahnen. Roman. Sechste Abtheilung.

Aus einer kleinen Stadt.

		Seite
1.	Im Jahr 1805	3
2.	Am Ringwall der Vandalen	19
3.	Es wird Krieg	35
4.	Die Verlobung	55
5.	Nach den Bergen	70
6.	Der Räuber Moor	93
7.	Die Begegnung	119
8.	Die Warnung	142
9.	Banges Harren	160
10.	Der Verlobte	183
11.	Ins Feld!	211
12.	Zum Frieden	233

Schluß der Ahnen.

1.	Im Hause	245
2.	Vandalen und Thüringer	263
3.	Königin und Landmädchen	278
4.	Das Geheimniß des Buches	306

Die Ahnen.

Roman.

Sechste Abtheilung:

Aus einer kleinen Stadt.

1.

Im Jahr 1805.

Es war eine ansehnliche Kreisstadt im Flachland der schlesischen Oder, in der Mitte ein weiter Marktplatz, der Ring, darauf das Rathhaus. Von den Ecken des Marktes liefen vier Hauptstraßen zu den beiden Thoren. Seit dem letzten Brande standen die Häuser unter neuem Ziegeldach, schön rosa, blau und gelb getüncht, die meisten hatten freilich nur ein Erdgeschoß, doch viele auch ein Stockwerk darüber, wenige aber zwei Stock, und diese wurden als merkwürdig gezeigt. Das Ganze war von einer Mauer umgeben, über welcher noch die Thorthürme ragten; Alles hübsch regelmäßig, wie von einem klugen Riesenknaben aus seinem Baukasten aufgesetzt. Außerhalb der Stadt zogen sich Scheunen und Ställe der Vorstädte weit hinein in die Ackerflur, auf der viele Bürger der Stadt schweren Weizen erbauten. Es war eine alte Stadt, einst eine Festung deutscher Colonisten gegen fremdes Volk, und mancher wilde Kriegssturm hatte um ihre Mauern getobt. Aber das war lange her, die Mauern waren brüchig geworden, in dem trockenen Wallgraben breiteten sich Obstbäume, und die Gänse des Stadtkämmerers weideten darunter, die Bürger aber lebten unbekümmert um ihre alte Kriegsherrlichkeit und wußten auch nichts davon. Ihre Erinnerung an frühere Zustände begann mit dem Schwedenkriege, sogar dieser war undeutlich geworden, denn die Confessionen der Stadt verkehrten in brüderlicher Eintracht, die Gebildeten meinten, daß aller Glaubens-

haber abgethan und in ihrer aufgeklärten Zeit unmöglich sei, die Frauen hörten am liebsten, wenn ihre Pfarrer von der christlichen Liebe predigten, und die geistlichen Herren saßen beim Glase Ungarwein gern einander gegenüber. Wenn sich die Stadt einmal von vergangener Zeit erzählte, so begann und endete ihre Geschichte mit dem alten Fritz, der die Provinz für seinen Staat erobert hatte. Die älteren Leute berühmten sich, daß sie ihn persönlich gekannt hatten, und in den meisten Wohnstuben hing sein Bild.

In den Mauern der Stadt walteten unumschränkt die guten Geister der Ordnung und Stille, nur am Abend des Wochenmarktes schrie zuweilen ein trunkenes Bäuerlein. Jedermann ging am Sonntag früh auf seinen Platz in der Kirche und Nachmittags in den neuen Kaffegarten, um sich dort ebenfalls hinzusetzen, und das Hauptfest im Jahre war das Königschießen. Außerdem erschien zur Freude der Jugend zuweilen ein mürrisches Kameel mit seinem Affen und zwei Bären, oder ein Seiltänzer mit kleinen Kunstpferden, sehr selten ein Trupp Komödianten, den die Polizei ungern sah, weil er immer Schulden hinterließ. Die Honoratioren besuchten im Winter die Vorstellung eines fremden Künstlers, der die Flöte blies und deklamirte, oder ein Schattenspiel zeigte; doch auch neue musikalische Erfindungen wurden aufgeführt: die Glasharmonika, wobei dem Stadtdirector seine eigene Frau ohnmächtig wurde, oder eine Aeolsharfe, welche der Verfertiger am Stadtwalde in abgestecktem Raume aufhing. Dieser Genuß war sehr ergreifend, nur trug er dem Manne nichts ein, weil die Leute den Geistergesang am liebsten von fern vernehmen wollten. Unleugbar war fast Alles in der Stadt mäßig und bescheiden, auch der Wohlstand war nicht übergroß, aber die Bürger gediehen doch und merkten, daß sie vorwärts kamen, trotz der Mißernten in den letzten Jahren. Ihr schlesisches Geld, Böhmen und Gröschel, war schwärzlich; es war auch weniger werth als das Courant, aber die Bürger nahmen es willig, und

wurden, wenn sie es ausgaben, gern lustig. Jeder wußte so ziemlich, was der Andere besaß, und einige Kaufleute und Fabrikanten galten für reich, ja einer von ihnen sollte die Absicht haben, in seiner Fabrik eine Dampfmaschine aufzustellen.

Großer Luxus wurde in der Stadt nur im Winter sichtbar, wenn die adligen Gutsherren des Kreises im Gasthofe ihr Kränzchen abhielten und unter einander einen Ball veranstalteten. Dafür wurde der Fußboden des Saals und die Treppe sorgfältig mit Wasser und Bürste behandelt, was sonst nicht häufig geschah, und alle Oellampen des Kronleuchters wurden angezündet. Die Edelleute kamen in geschlossenen Kutschen, manche mit silbernem Pferdegeschirr, und die vornehmsten hatten Läufer in bunter Tracht mit einer großen geflochtenen Lederpeitsche als Bandelier. Dann tanzten die Herrschaften vergnügt mit einander, die Damen trugen Ballkleider aus der Residenz und die Herren schlüpften in eine Nebenstube, um Pharao zu spielen; und wer von dem kleinen Stadtvolk neugierig war, stand auf der Straße und sah zu den erleuchteten Fenstern auf.

Natürlich war ein verständiger Bürger oft unzufrieden mit den königlichen Behörden, welche seine Stadt und das Land regierten, sich in Alles mischten und auch da, wo sie das Beste wollten, herrisch und ungeschickt schalteten; noch häufiger ärgerte er sich über die Garnison, über Roheit der Soldaten und Ungezogenheiten der Officiere, und wenn vor der Hauptwache das Signal zum Gassenlaufen gegeben wurde, verbot er seinen Kindern und Dienstboten zuzusehen. Er wunderte sich auch über den Lauf der Welt, denn er hatte die ganze französische Revolution erlebt, wie man dort vor kurzer Zeit König und Adel in größter Eile umgebracht hatte, und wie jetzt plötzlich ein neuer Kaiser aufgeschossen war. Aber obgleich eine unruhige und kriegerische Zeit gekommen war, in welcher vieles Alte zusammenbrach, das geschah weit draußen und man unterhielt sich gleichmüthig davon, wie von fremden Dingen; denn die

Provinz lag abseit in Sicherheit, und das polnische Wesen in der Nähe war zwar übel beleumdet, jedoch nicht mehr zu fürchten.

Und wenn einer von den Bürgern auf rauhen Wegen in seiner alten Kalesche oder in dem unförmlichen Holzwagen der Post nach der Hauptstadt der Provinz fuhr, so fand er dort Alles in größerem Maßstab und reichlicher als daheim, doch im Grunde war es nur ein Unterschied in der Größe; er besuchte ebenfalls als Hauptvergnügen den Kaffegarten, welcher am Abend durch viele bunte Lampen illuminirt wurde, er saß in dem gewölbten Rathskeller und stand im Parterre des Theaters, und erzählte nach überstandener Reise vergnügt, daß es in der großen Stadt immer etwas Neues gebe: eine Menagerie, einen Luftballon. Aber im Uebrigen lebte die Hauptstadt fast ebenso still dahin, wie das ganze Land, höchstens daß die Schneidergesellen einmal Revolte machten, weil die hohe Obrigkeit sich gar zu einfältig gegen sie benahm.

Heut war Sonntag. Die Sonne schien vom wolkenlosen Himmel warm in die reingefegten Gassen und von beiden Pfarrthürmen läuteten die Glocken. Die Stadt aber befand sich in einem Zustande stiller Aufmerksamkeit und Beobachtung. Denn der neue Arzt war angekommen. „Ein junger angenehmer Mann," sagte die Gastwirthin zu ihrer Nachbarin, der Bäckersfrau, „lang von Gestalt und von ernsthaftem Wesen, sein Name steht im Fremdenbuch als Doctor Ernst König. Er hat schöne Wäsche, so stickt hier Niemand die Hemden." Die Bäckerin deutete dasselbe ihren Kunden an, und die Milchfrau trug es weiter; bis endlich der Friseur den Fremden beobachtete und die Neuigkeit zu allgemeiner Kenntniß brachte. Ja, es war nicht zu leugnen, der Doctor sah ansehnlich aus in rundem Bieberhut und zierlichen Stulpstiefeln, auch trug er keinen Zopf mehr, sondern das helle Haar halb lang, und das Gekräusel dabei war ein natürliches. Das wußte der Friseur genau, denn er traf den Fremden bei seinem besten Kunden, dem

königlichen Zoll- und Acciseeinnehmer Köhler, als er diesem den Zopf flocht. Und er sah den beiden Herren bekümmert nach, wie sich diese zu ungewöhnlicher Zeit promenirend nach dem Stadtthor bewegten.

„Dort liegt das Riesengebirge," erklärte der Einnehmer seinem Gast und wies zwischen den Linden des Stadtwalles auf die blauen Berge in der Ferne. „Aber Riesen wohnen nicht mehr in den Thälern, sondern arme Weber, welche wenig zu thun haben, seit der französische Kriegstrubel den Kaufleuten die Wege unsicher macht. Und was Sie in der Mitte sehen, ist die Schneekoppe."

Der Doctor wandte sich freudig der Richtung zu: „Ich habe vor Jahren dort oben gestanden und den Sonnenaufgang erlebt. Er war unbeschreiblich schön und erhob mir die Seele. Als über den Nebeln der Erde das goldene Tagesgestirn heraufstieg, kam es mir vor wie die Gottheit selbst, welche in dem Chaos unter ihr blühendes Leben schafft. Glücklich ist der Mensch, welchem Gelegenheit wurde, ein Bild solcher erhabenen Größe in seiner Seele zu bewahren."

Der Einnehmer drückte seinem Gaste die Hand. „Ich freue mich, daß Ihr Gemüth offen ist für die Reize der Natur, darin gleichen Sie ganz dem seligen Kriegsrath, Ihrem lieben Vater. Sind Sie auch auf unseren alten Burgen herumgeklettert?

„Dort, wo wildverschlungene Ranken sich
Ueber Uhunester schwarz verbreiten",

wie Matthisson so schön sagt, obgleich mir wahrscheinlich ist, daß er sich bei den Nestern nicht den eigentlichen Uhu, sondern vielmehr die Fledermaus gedacht hat." Er unterbrach sich selbst. „Von dieser Seite sehen Sie durch das Stadtthor bis auf den Markt."

„Ich habe mich über das gute und saubere Steinpflaster gefreut."

„An Steinen fehlt es unserer Gegend nicht," versetzte der Einnehmer, „auch nicht an Besenbindern, welche ihren Edel-

leuten die Birkenreiſer aus dem Walde ſtehlen. Nun, Sie werden unſere Herren und das Landvolk zur Genüge kennen lernen."

„Ich bin ja ſelbſt ein Landeskind," ſagte der junge Arzt, „und mein Beruf macht es mir leicht, mit Vornehm und Gering fertig zu werden. Jetzt freilich, da ich aus der Fremde heimgekommen bin, ſehe ich, daß man hier in Manchem zurückgeblieben iſt."

„Still!" warnte der Einnehmer, „wir ſind in ſtarkem Fortſchritt, und wer uns das leugnet, mag ſich hüten. Es gibt hier und da Leute, welche Bücher über uns ſchreiben; dieſe ſind uns durchaus verhaßt, ich hoffe, Sie gehören nicht zu der Zunft." Der Gaſt verneinte. „Im Vertrauen, wir fühlen uns in unſerer Haut gar nicht wohl, aber wir können nicht leiden, daß Andere uns das zu verſtehen geben. Wenn Sie einmal unzufrieden mit dem hieſigen Weſen ſind, ſo ſchelten Sie nur immer gegen mich, man wird Ihnen ſagen, daß an mir nichts zu verderben iſt, und ich hoffe, Ihr lieber Vater hat Ihnen auch geſagt, daß ich ein zuverläſſiger Freund bin." Er ſchüttelte dem Doctor die Hand. „Dennoch wundert mich, daß Sie, dem ich über ſein gutes Ausſehen keine Artigkeit ſagen will, an dieſem kleinen Ort niederſitzen."

„Ich folge dem Wunſch meines Vaters und mir ſelbſt liegt daran, ſobald als möglich eine feſte Thätigkeit zu erhalten."

„Sie waren längere Zeit in der Fremde?"

„Ich wurde als junger Arzt von meinem Profeſſor dem kranken Prinzen Georg zum Begleiter empfohlen und lebte einige Jahre mit ihm auf Reiſen, zuletzt in Paris, wo ich Zutritt zu den Hoſpitälern gewann."

Der Einnehmer ſtand erſtaunt ſtill: „In Paris?" rief er, „Sie ſind ein Wundermann und es kann Ihnen gar nicht fehlen. In Paris! Eine lebhafte Stadt, etwas unbändig. Die Straßen ſind dort ja wohl mit Köpfen gepflaſtert, welche die Kleinen den Großen abgeſchlagen haben."

„Jetzt iſt gute Ordnung dort," antwortete der Gaſt, „und

die Polizei ſtrenger als bei uns.“ „Natürlich,“ verſetzte Herr Köhler, „der große Muſikus dort verſteht es alle Welt nach ſeiner Pfeife tanzen zu laſſen. Ich ſage Ihnen, Ihr Glück unter uns iſt gemacht, Jedermann ſchüttelt ſich, wenn von Paris die Rede iſt, aber Jedermann will davon hören.“

Er zog ſeine ſilberne Uhr heraus. „Kommen Sie, der Gottesdienſt iſt zu Ende, wir treffen die Honoratioren jetzt in der Frühſtückſtube bei einander; dort werde ich Sie einführen. Auch der Wein iſt gut.“

Sie traten in die Weinſtube, dort fanden ſie die Vornehmen der Stadt an drei runden Tiſchen verſammelt, an dem einen die Officiere der Garniſon, bei ihnen den adligen Stadtdirector und mehre Herren vom Landadel, am zweiten die königlichen Offizianten, am dritten Kaufleute und Fabrikanten, den Kämmerer und Apotheker. Herr Köhler ſtellte den Gaſt vor und führte zum zweiten Tiſch. Alle Augen beobachteten die neue Erſcheinung. Der Einnehmer aber deutete leiſe ſeinen Vertrauten an, wie es um den Gaſt ſtehe, daß er von Paris komme und mit dem Kaiſer Napoleon auf der Straße vielfach zuſammengetroffen ſei. So wurde der Doctor bald Mittelpunkt einer lebhaften Unterhaltung, nur die Officiere am Herrentiſch zeigten eine geſuchte Nichtachtung, ſprachen laut und verächtlich von dem revolutionären Weſen und von einem Abenteurer, der durch unerhörtes Glück heraufgekommen ſei.

„Ob der Friede dauern wird,“ frug Jemand vom dritten Tiſch, „bis unſer Bündniß mit Oeſtreich und Rußland geſchloſſen iſt?“

„Wir gehören einem ſo großen Staate an, daß wir nicht nöthig haben, von fremder Hilfe unſer Heil zu erwarten,“ antwortete vom erſten Tiſch gewichtig der Stadtdirector.

„Wir ſind ſo groß geworden,“ beſtätigte der Einnehmer, „daß Niemand mehr recht ſagen kann, wo unſere Grenzen ſind. Sie werden jedes Jahr geändert. Wie man erzählt, aus Gefälligkeit gegen den Kaiſer Napoleon.“

Eine Pauſe entſtand. „Er iſt ein Corſe,“ rief verächtlich der Reiterlieutenant Baron Hille, welcher aus einer nahen Garniſon herzugeritten war.

„Ohne Zweifel,“ beſtätigte der Einnehmer. „Ob dieſer Mann aber als Corſe, als Franke oder als Gallier nichtsnutziger iſt, vermag ich nicht zu entſcheiden. Ich höre jede dieſer drei Eigenſchaften an ihm tadeln. Vielleicht würde der Herr Baron uns ſagen, weshalb man der Inſel Corſika nichts Gutes zutrauen darf.“

„Der Kerl und ſein republikaniſches Geſindel werden laufen, wenn ſie von preußiſchen Huſaren attakirt werden,“ rief der aufgeregte Lieutenant wieder. Ein beifälliges Summen der Officiere beſtätigte die Worte. Auch die vom Civil nickten mit dem Kopfe.

„Der Kaiſer trägt hohe Stiefeln,“ ſagte der Einnehmer, „die mögen ihn wohl bisher am Laufen gehindert haben. Denn dieſe Eigenſchaft hat er noch nicht ſehen laſſen; wenn er es ja einmal verſuchte, iſt er noch immer vorwärts gekommen.“

Wieder Stillſchweigen. „Thun Sie, als wären die drüben nicht da,“ ſagte der Einnehmer leiſe zum Doctor, „Sie müſſen Ihnen zuerſt guten Tag ſagen.“ Das geſchah auch. Nach einiger Zeit, als der Fremde gerade einmal von ſeinem Sitze aufgeſtanden war, erhob ſich ein kleiner Herr in zimmtfarbigem Rocke und blendend weißer Wäſche, trat zu dem Doctor, gab ſich als Kammerherrn von Bellerwiz zu erkennen und leitete das Geſpräch mit den Worten ein, daß er den Vater des Herrn Doctors wohl gekannt habe.

Auf dem Markte erſcholl rauher Anruf und Tritte. Mehre der Anweſenden eilten an das Fenſter. „Sie bringen ihn!“ ſagte der Stadtdirector zu dem Kammerherrn.

Ein ſchlanker Burſch wankte, den Oberkörper vorgeneigt zwiſchen bewaffneten Führern, an dem entblößten Haupte hatte er eine Hiebwunde, das geronnene Blut klebte in den Haaren und entſtellte ihm das Geſicht. Vor dem Hauſe des Wein-

kaufmanns stand ein Brunnen, der Gefangene schrie mit heiserer Stimme: „Wasser!“ und als die Wächter ihn fortstoßen wollten, warf er sich auf die Steine. Vergebens mühten sich die Männer ihn in die Höhe zu bringen. Mit dem Stadtdirector eilte der Doctor auf die Straße, holte Besteck und Verbandzeug aus der Tasche und erbat Erlaubniß dem Mann die blutende Wunde zu verbinden. Die Frau des Weinkaufmanns trug mitleidig ein Handbecken herzu, und als der Verwundete auf die Schwelle des Hauses geschleift war, reichte ihm der Arzt einen Trunk, wusch und verband die Wunde und sprach ihm tröstend zu. Der Verwundete sah den Hilfreichen dankend an, erhob sich nach einer Weile schweigend und wurde auf Befehl des Directors vorläufig in das Stadtgefängniß geführt.

In der Weinstube sagte der Director: „Der Mensch ist Unterthan des Grafen und wird dort durch die Karbatsche von seiner Störrigkeit geheilt werden.“

Der Doctor frug mit Theilnahme: „was hat er verbrochen?“

„Er wollte ein Mädchen aus dem Dorfe des Grafen heiraten, welches unterthänig ist, wie er, und da das Mädchen hübsch und sauber war, weigerte ihm der Inspector die Ehe und bestimmte das Mädchen zum Dienst auf dem Hofe, wo sie ihre drei Jahre aushalten soll. Darüber gerieth der Bursch außer sich, vergriff sich thätlich an dem Inspector und entsprang.“

„Der Graf soll den Kerl zu meiner Compagnie geben, bei uns werden ihm die Mucken ausgetrieben,“ begann der Capitän von Buskow, der die Garnison befehligte, ein hagerer Mann mit harten Zügen, dem man wohl ansah, daß er die Fuchtel zu gebrauchen wußte.

„Was wird jetzt mit dem Unglücklichen geschehen?“ frug der Doctor.

„Er wird morgen dem Grafen ausgeliefert werden,“ ant-

wortete der Stadtdirector, „und hat von seinem Inspector keine nachsichtige Behandlung zu erwarten."

„Wie ist es möglich, daß er in die Hände desselben Mannes geliefert wird, den er beleidigt hat?" frug der Doctor. „Ist er schuldig sich an dem Gutsbeamten vergriffen zu haben, so gehört der Fall doch wohl vor das königliche Gericht."

„Der Inspector übt die Polizei auf den Gütern des Grafen und der Graf hat die Gerichtsbarkeit über seine Dorfleute," belehrte der Stadtdirector, „in Criminalfällen hat der Inspector erst dem Gericht Anzeige zu machen."

„Und wenn er den Burschen vorher halbtot schlagen läßt, wie Sie selbst annahmen? oder wenn er ihn auf andere Weise im Ortsgefängniß mißhandelt, was wird dann geschehen?"

Der Stadtdirector zuckte die Achseln und ging schweigend an seinen Tisch.

Da verließ den Doctor die Vorsicht, und er sagte nachdrücklich: „Zustände, welche dergleichen möglich machen, sind tyrannisch und im schreienden Widerspruch gegen die Gebote der Humanität."

„Sansculotte," murmelte der Reiterlieutenant halblaut.

Das Behagen in der Stube war gestört, die Herren verhandelten in leisem Gespräche, vom dritten Tisch ersuchten einige der Herren den Einnehmer, sie mit dem Gaste bekannt zu machen, und der Fabrikant drückte diesem kräftig die Hand und sprach seine Freude darüber aus, daß er sich in der Stadt niederlassen wolle.

Als der Doctor mit seinem Vertrauten auf den Markt trat, begann der Einnehmer: „Die drei Tische, welche Sie heut gesehen haben, finden Sie bei uns überall. Die am ersten Tisch schwadroniren, wie der Baron, oder sie drücken lächelnd die Hände, wie der Kammerherr, der zweite Tisch versieht die Plackerarbeit des Staates und fügt sich, und der dritte denkt still auf seinen Vortheil und verzieht den Mund über die beiden anderen. Das übrige Volk aber sitzt stumm

auf der Bank oder der bloßen Erde. Uebrigens wünsche ich Ihnen Glück zu Ihrem Eintritte bei uns."

„Ich fürchte, nicht bei Allen eine günstige Meinung erweckt zu haben," antwortete der Doctor, „ich habe Ihre Warnung von vorhin nicht beherzigt."

„Das ist wahr, aber Sie waren stolz und menschenfreundlich. Sie werden im ganzen Kreise als Revolutionär herumgetragen werden und Jedermann wird begierig sein, Sie kennen zu lernen, am meisten unser Adel. Da Sie keinen Talar tragen, der mit Hieroglyphen bedruckt ist, was freilich das Wirksamste wäre, so ist schon etwas werth, daß Sie sich durch abenteuerliche Ideen von den hiesigen Menschen unterscheiden. Kommen Sie, heut sind Sie mein Gast auf ein Gericht Gerngesehen."

In seiner Wohnung ging der Einnehmer zum Schreibtisch und holte eine seltsam gestaltete goldene Berlocke heraus. „Wissen Sie, was dies ist?"

„Es stellt eine Guillotine vor."

„Richtig! Ich habe sie vor zwölf Jahren dem Kammerherrn abgekauft, der damals noch jung war und sie wohlgefällig an der Uhr trug. Ich hebe sie auf und erinnere ihn zuweilen daran, was ihm unlieb ist. Es hat Stunden gegeben, mein junger Freund," fuhr er ernster fort, „wo der königliche Einnehmer Köhler hier unter dem Bilde des alten Fritz die Ansicht hatte, daß ein solches Hackebret auch anderswo, als bei den Franzosen, gute Dienste thun würde gegen unerträglichen Hochmuth und ein vornehmes Schmarotzerthum ohne Kraft und ohne Ehre, welches bei uns Alles verdirbt. Trotz alledem sind die, welche wir hier im Kreise haben, noch lange nicht die Schlechtesten. Wer als Rabe geboren ist, von dem kann man nicht verlangen, daß er wie eine Lerche singen soll. Heut habe ich Lust Ihnen die Berlocke zu schenken."

„Thun Sie das nicht!" bat der Gast.

„Dann hebe ich sie für den Kammerherrn auf," entschied

der Einnehmer. „Und jetzt denken wir daran, daß Essen und Trinken zu den unvergänglichen Freuden des irdischen Daseins gehört. Ich habe einen Meneſcher Ausbruch im Keller, an dem Sie Freude haben werden.“

Nach dem Essen ging der Arzt in das Gefängniß, wie ihm der Director während des Verbandes bewilligt hatte. Er fand den Burschen, dem die Arme von den Fesseln befreit waren, finster auf dem Schemel sitzen. Als er ihm die Wunde besorgt hatte und einige ermuthigende Worte sagte, faßte der Gefangene plötzlich seine Hand und die Thränen stürzten ihm über die bleichen Wangen. „Der liebe Gott bezahle Ihnen, daß Sie so freundlich gegen mich sind. Ich hätte den Inspector nicht geprügelt, wenn er nicht meinem Mädchen schon lange nachstellte. Jetzt nimmt er sie auf seinen Hof und was sie dort aus ihr machen —“ Er ballte die Faust und murmelte: „es wird ein Unglück.“ „Erzählt mir von eurem Mädchen,“ sagte der Arzt, „ich bin hier zwar fremd, vielleicht kann ich euch doch in etwas helfen.“ Da begann der Bursch sein Mädchen zu rühmen und wurde darüber wieder weich. „Denkt auch, wie ihr euer Schicksal zum Besseren wendet,“ mahnte der Doctor, „habt ihr nicht Jemand, der bei dem Grafen für euch sprechen kann?“

Der Gefangene schüttelte den Kopf und sah unwillkürlich auf ein Fenster seines Arrestes, welches in die Stadtmauer gebrochen war: „Der Inspector soll mich nicht einsperren.“

„Kann ich noch etwas für euch thun?“ frug der Arzt.

„Ich habe meine Mütze verloren,“ sagte der Gefangene finster. „Die Landjäger haben mich durchsucht und meinen Geldbeutel genommen, in dem einige Groschen waren, da kann ich nicht einmal zu einer Mütze kommen.“

Der Doctor legte etwas Geld auf das Fensterbret und verließ das Gefängniß.

Von dem Gefangenen ging er nach dem Gasthof und frug, ob der Kammerherr noch in der Stadt sei. — Der Wagen war bereits vorgefahren, doch wurde er von dem Bedienten

gemeldet und angenommen. Er erklärte seinen Eintritt mit dem Wunsche, einem Herrn, der sich seines Vaters freundlich erinnere, sogleich seinen Besuch zu machen, und begann nach kurzem Gespräch: „Ich habe soeben dem Gefangenen den nöthigen ärztlichen Beistand geleistet, der junge Mann ist in verzweifelter Stimmung und die Sache kann weitere Folgen haben.“ Und er erzählte von der Eifersucht des Burschen. „Es war bereits davon die Rede,“ sagte der Kammerherr unbehaglich, „und der Mensch ist leider im Kreise nicht unbekannt, er gilt für einen guten Musikus und war zur Kirmeszeit und sonst in den Dörfern eine beliebte und auch gefürchtete Person; ich traue ihm wohl zu, daß er neues Aergerniß bereitet.“

„Vielleicht könnte dies vermieden werden, wenn die Braut des Mannes nicht in den gefürchteten Hofdienst treten müßte.“

„Das ist nicht zu verhindern,“ erklärte der Kammerherr bestimmt.

„Durch Ihr Fürwort,“ sagte der Arzt bittend. Der Kammerherr sah ihn erstaunt über diese Zumuthung an.

„Die Ansprüche, welche an das Mädchen gemacht werden, stehen im Widerspruch zu Allem, was man Kultur und Zeitgeist nennt, und eine gewisse Unzufriedenheit im Publikum äußert sich gern in Privatbriefen und Pasquillen. Der Graf selbst wird vielleicht ein Interesse daran finden, daß der Vorfall nicht nach der Residenz getragen wird.“

„Wenn er nicht ein näheres Interesse hat, die Person im Dienst zu behalten,“ fuhr dem Kammerherrn heraus. Er sah den Doctor mißtrauisch an.

Doch dieser fuhr beharrlich fort: „Ich habe den warmen Wunsch mir in dieser Gegend Wohlwollen zu erwerben, und ich glaube dasselbe dadurch zu verdienen, daß ich ein Unglück verhüten helfe. Dies würde hier der Fall sein, wenn sich ein anderer anständiger Dienst für das Mädchen fände.“

„Sie haben nicht ganz Unrecht,“ gab der Kammerherr zu,

der recht gut wußte, daß an höchster Stelle nichts widerwärtiger war, als ungünstiges Geräusch im Volke und der Vorwurf der Inhumanität. Und er bedachte, daß der dreiste Fremdling vor ihm vielleicht selbst solchen Vorwurf irgendwo erheben könnte. Deshalb fuhr er fort: „Wie ich höre, waren Sie in Gesellschaft des Prinzen auf Reisen, stehen Sie mit dem Herrn noch in irgend welcher Verbindung?“ „Er hat mir erlaubt ihm zu schreiben,“ sagte der Doctor sich erhebend.

„Ich freue mich ausnehmend unserer Bekanntschaft,“ schloß der Kammerherr sehr artig. „Und was jene Affaire betrifft, ich treffe noch heut mit dem Grafen zusammen, vielleicht finde ich Gelegenheit, ein gutes Wort einzulegen. Kommen Sie in die Nähe meines Hofes, so versteht sich von selbst, daß Sie nicht vorbeifahren.“

Als es Abend wurde, stand der Doctor in seiner neuen Wohnung. Sie sah aus, wie viele andere, vielleicht etwas heller und sauberer; die Dielen von Tannenholz frisch gescheuert, die Wand mit blauer Kalkfarbe gemalt, die Möbel, bis auf eine alte verschnörkelte Kommode geradlinig, hager, ohne jeden unnützen Schwung. In der Stadt und auf dem Lande verkündeten bereits die Eingebornen, jeder nach seiner Weise, das Lob des Gastes. Der Baron von der Reiterei schalt ihn einen frechen Bürgerlichen, den man schon ducken werde, der Kammerherr sagte daheim: er ist dreist, aber er ist ein geistreicher Kopf, die Gastwirthin lobte den artigen Dank, mit dem er von ihr geschieden war, der Fabrikant erklärte seiner Frau: Zu dem könnte ich Vertrauen haben; sogar ein armer Flüchtling gedachte in dieser Stunde des Fremden, während er mit blutenden Händen das Gitter seines Kerkers aus den Steinen brach, und der Einnehmer sagte vor seinem Schrank die Bände von Jean Paul liebevoll betrachtend: „Endlich eine Seele mit höherem Schwung, nur den Titan versteht er nicht zu schätzen.“ Alle Welt beschäftigte sich mit ihm und war bereit, ihn nach ihrer Art hoch zu achten.

Mußte man ihn nicht glücklich preiſen, wie er ſo daſtand, jung gutgeſtaltet, freundlich aufgenommen an einem Ort, wo er überreiche Gelegenheit erhielt ſeinen Beruf zu üben, nichts auf ſeiner Seele, keine Leidenſchaft, keine arge That, die ihm den Frieden ſtören konnten. Und doch ſtand er allein, traurig, mit beſchwertem Muth: „Du mein verklärter Vater, deſſen Bild ich in der Seele trage, als mein höchſtes Gut, oft ſagteſt du mir, daß das Bewußtſein erfüllter Pflicht das einzige dauerhafte Glück auf Erden bleibt. Aber ich fürchte, fröhlich macht es nicht, und den männlichen Stolz, als ein Herr durch das Leben zu gehen, verleiht es doch nicht. So freudige Menſchen, wie ich zuweilen unter den Fremden gefunden, wie ſie der engliſche Dichter zu ſchildern weiß, ſehe ich hier nirgend. Jeder wandelt mit eng angezogenen Armen ſeine Straße, damit er nicht anſtoße. Viele ſind wie Freigelaſſene, welche ſich in ihrem Gemüth noch als Knechte betrachten, die Mehrzahl ſtöhnt in der Sklaverei. Auch der kräftige Mann erhebt ſich einmal über die Andern, indem er ſie neckt und verſpottet, und in der nächſten Stunde iſt ſein Genuß, alles Irdiſche als verächtlich zu betrauern und vor einer Graburne zu ſeufzen. Es iſt eine edle Poeſie, die uns aus der alltäglichen Wirklichkeit in reinere Luft erheben will, aber traurig, traurig iſt es, daß in dem Leben des Tages nichts gefunden wird, was mit Begeiſterung erfüllt. Die kraftvolle Hingabe an Schönes und Großes, das in Wirklichkeit unter uns lebt, wird ſie den Deutſchen jemals kommen, und werden wir in unſerm ſtillen Lande auch einen Antheil daran gewinnen? — Vielleicht, langſam, nach harten Kämpfen, in einem ſpäteren, glücklicheren Jahrhundert. Das gelobte Land, welches du, lieber Vater, entbehrteſt, und das ich nicht erblicke, das werden die Späteren einnehmen. — Ich murre nicht mehr, mein Vater; wie du für mich lebteſt, ſo will ich für das nächſte Geſchlecht mich hingeben; ich will meine Pflicht thun gegen die Andern und ich will danach ringen, daß ich dies täglich vermag.“ Er ſetzte ſich nieder, faltete

Bogen zuſammen und zog die Linien zu dem Geheimbuch, das er als Arzt für ſeine Kranken führen wollte.

Am nächſten Morgen kam die Wirthin des Doctors und erzählte, daß der Gefangene in der Nacht ausgebrochen ſei. „Wohin kann er ſich geflüchtet haben?“ frug der Doctor den Einnehmer. Dieſer wies nach dem Gebirge: „wahrſcheinlich wird er Schmuggler, denn er weiß in der Gegend Beſcheid.“ Und als der Doctor in der nächſten Woche, einem Briefe des Kammerherrn folgend, auf deſſen Gut kam, ſah er bei der Hausbedienung ein ſauberes Mädchen, welches ihm durch die traurige Miene auffiel. Als er in den Wagen ſtieg, ſtand ſie hinter dem Bedienten auf den Stufen und betrachtete ihn unverwandt. Auf dem Rückſitz fand er hinter dem Kiſſen einen kleinen Nelkenſtrauß eingeklemmt, und bald erfuhr er, daß die Kammerherrin ſelbſt ſich entſchloſſen hatte, die Braut des Flüchtlings in ihren Dienſt zu nehmen.

2.

Am Ringwall der Vandalen.

Der königliche Einnehmer Köhler blieb dem Doctor der liebſte und vertrauteſte Umgang. Er war ein geſetzter Mann in guten Mittelſahren, in dem behaglichen Geſicht glänzten zwei hübſche ausdrucksvolle Augen, welche er beim Sprechen gern zuſammendrückte. Er war als Ehrenmann geſchätzt, aber ſeiner ſpöttiſchen Einfälle wegen mehr gefürchtet, als geliebt, und der Kammerherr nannte ihn kauſtiſch. Unverheiratet und nicht ohne Vermögen, ſah er gern Gäſte bei ſich, auch dieſe hatten ſich zu hüten, daß er ihnen nicht mit Wort oder Thaten einen Poſſen ſpielte, der zuweilen derb war.

Einſt hatte er den jüngeren Freund zum Abend auf einen Rehrücken geladen, der ihm als Geburtstagsgeſchenk zugegangen war. Da öffnete ſich die Thür und, wahrſcheinlich angezogen von dem Duft des Bratens, den er im Vorübergehen aufgefangen hatte, trat der ſteife Hauptmann von Buskow in die Stube. Da die Beharrlichkeit des unbeliebten Gaſtes bekannt war, ſo hielt der Doctor den Abend für verdorben, Köhler aber ſah den Freund mit ſeinem ſchlauen Blicke an, ſchob ihm ein Buch zu und zog den Hauptmann vertraulich zur Seite. „Ihnen iſt bekannt, daß die Tunguſen Hunde verſpeiſen.“ Der Hauptmann hatte nichts dagegen einzuwenden. „Unter uns beſteht eine Abneigung gegen dieſen Genuß, wie der Doctor behauptet mit gutem Grund; wie ich ſage, ohne Grund. Und heut will ich ihm das beweiſen. Sie ſind gerade der rechte

Mann, dabei den dritten abzugeben, denn Ihnen, als einem Militär, wird allerlei Fremdartiges im Feldkeſſel nicht unerhört ſein."

„Sie werden doch nicht" — frug der enttäuſchte Hauptmann. „Bſt!" mahnte der Einnehmer. „Niemand darf etwas merken."

„Sie haben aber doch noch etwas Anderes in der Küche," frug der Officier.

„Natürlich nicht," verſetzte der Einnehmer, „er darf keine Wahl haben."

„Recht ſo; doch leider bin ich heut verhindert," bedauerte der Beſucher und entfernte ſich nach gleichgiltigen Reden. Und die beiden Freunde blieben allein. Als aber der Hauptmann einige Tage darauf in Gegenwart Anderer den Doctor ſpöttiſch frug, wie ihm der ſeltſame Braten geſchmeckt habe, und der Doctor den Einnehmer befremdet anſah, antwortete dieſer: „Denken Sie, Herr Hauptmann, wie es mir neulich erging. Meine Wirthin war in der Stille widerſetzlich geworden, und da ſie es für unehrliche Küchenarbeit hielt, den befohlenen Braten in die Pfanne zu thun, ſo hat ſie hinter meinem Rücken ein wirkliches Reh, das mir zufällig der Oberförſter geſchickt hatte, gebraten und uns vorgeſetzt."

Seit der Zeit beſtand eine Spannung zwiſchen dem Einnehmer und der bewaffneten Macht und daraus wurde bald offene Feindſeligkeit. Ein Bauer hatte nämlich dem Herrn Köhler einen jungen flügellahmen Storch zugetragen, den dieſer ſorgfältig fütterte und zähmte; der Storch lief gern aus dem Hofe und wurde ein eifriger Beſucher der Gaſſen und des Marktes. Die Bürger freuten ſich über das kluge Thier des Herrn Einnehmers, und die günſtige Meinung, welche der Kinderwelt von den ſocialen Verpflichtungen des Storches beigebracht war, verſchaffte ihm auch die achtungsvolle Freundſchaft der Straßenjungen. Der Storch aber gewann bei den Beſuchen des Marktes eine Vorliebe für die Schildwache und

für die Herren Officiere, welche an der Vergatterung der Hauptwache auf- und abschritten, ihn mochte bedünken, daß dies eine ehrenvolle Beschäftigung sei, und er gewöhnte sich an, unter dem Jubel der Kinderschaar auch seinerseits vor der geweihten Stätte ernsthaft hin und her zu gehen. Als Herr Köhler dies erfuhr, ließ er ihm vom Schneider blau und rothe Frackschöße machen und band sie ihm über die Flügel. Da war natürlich, daß in der Bürgerschaft laute Heiterkeit entstand, daß aber die Kriegsmacht in den Frackschößen eine persönliche Kränkung sah. Der arme Storch bezahlte die Zeche, er wurde an einem der nächsten Tage in der Dämmerstunde dem Einnehmer tot ins Haus gebracht, und dieser wollte erkennen, daß sein Liebling durch einen Degenstich gemeuchelt sei. Er schwieg, wie ihm die Klugheit gebot, aber er sann auf Rache. In der Weinstube der Honoratioren stand nach alter Sitte ein Tabakskasten, aus dem sich die Gäste mit Discretion bedienen konnten. Die Bürgerlichen brachten ihre Tabaksbeutel mit, die Herren vom Militär pflegten aus dem Kasten zu requiriren. Da geschah es eines Tages, daß nach dem Genuß der Frühstückpfeifen das gesammte Officiercorps der Stadt in einen Zustand der Abspannung und Schwäche verfiel, durch welchen die kriegerischen Uebungen des Nachmittags verhindert wurden. Der jüdische Wirth bewies erschrocken seine Unschuld, indem er andere Pfeifen aus demselben Kasten stopfen ließ, und es war auf Niemanden sonst etwas zu bringen, doch war der Einnehmer an dem gefährlichen Morgen in der Stube gewesen. Und es ist gar nicht zu ermessen, wie weit dieses Kriegsfeuer zuletzt um sich gefressen hätte, wenn es nicht durch größere Ereignisse ausgetilgt worden wäre.

Unterdeß gewann der Doctor Vertrauen und Zulauf und erhielt reichliche Gelegenheit seine Kunst zu erweisen. Es währte nicht lange, daß er auch die Anstrengungen fühlte, denn einen großen Theil seiner Praxis fand er auf den Dörfern, und fast täglich, wenn die Kranken der Stadt besucht waren, mußte er

mit jeder Art von Fuhrwerk Meilen weit über Land. Zumal als der Herbst und Winter kam, wurde die Reise in offenem Wagen oder Schlitten, auf schlechten Landwegen durch wirbelnden Schnee und dunkle Nacht zur Beschwerde. Er aber fuhr eingehüllt in seinen Pelz, einen Säbel zur Seite, unermüdlich nach allen Richtungen des Kreises, und die Leute rühmten an ihm, daß er den Armen ebenso bereitwillig helfe, wie den Vornehmen. Als gewissenhafter Mann empfand er die furchtbare Verantwortung seines Berufes, denn die Wissenschaft hatte zu seiner Zeit von den Geheimnissen des innern körperlichen Lebens weit weniger erspäht, als wohl jetzt. Der Arzt war deshalb oft unsichrer, nur auf Beobachtung äußerer Erscheinungen und auf Muthmaßung angewiesen, und der junge Doctor verbrachte manche schlaflose Nacht in Zweifel und Gewissensbedenken, und doch durfte ihm Niemand etwas davon ansehen, und er mußte dergleichen schwere Sorge allein tragen, ohne einen Vertrauten.

Noch etwas störte ihm das Behagen. Es wurde ihm bitterlich sauer, Honorar zu fordern, am schwersten bei den anspruchsvollen Reichen; den Armen gab er lieber, als er nahm. Dies Gefühl vermochte er nicht zu überwinden, und seine Forderungen niederzuschreiben blieb ihm die widerwärtigste Arbeit. Da war es natürlich, daß seine Einnahmen nicht im richtigen Verhältniß standen zum Umfange seiner Thätigkeit. Doch besaß er von seiner Mutter ein mäßiges Vermögen, welches ihn von den Honoraren unabhängig machte, und er betrachtete dies als ein großes Glück.

Allmählich drang der Ruf, den er als Arzt gewann, über die Grenzen seines Kreises hinaus. Unter anderen Einladungen in die Ferne erhielt er einst die eines Landgeistlichen, der für seine kranke Frau, welche in Behandlung eines andern Arztes gewesen war, ein Gutachten erbat. Der warme Ton des Briefes und die Weise, in welcher der würdige Senior seine Angst um die liebe Frau aussprach, gewannen ihm im voraus besondere Theilnahme des Doctors. Der Wagen rollte durch

eine fruchtbare Ebene, deren üppiges Grün in der warmen Frühlingsluft das Auge erfreute. Dennoch wurden dem Reisenden die Meilen des Weges zu lang und der Kutscher, der zuletzt in der Gegend nicht mehr bekannt war, mußte einige Male nach der Pfarre fragen. Endlich trabten die Pferde über unbebautes Land, das mit Ginster und Dornen bewachsen war, bei einem runden Hügel vorüber, in einen weiten Hof mit Scheunen und Ställen, die einer großen Feldwirthschaft angehörten, und hielten vor einem langgestreckten, niedrigen Bau unter Schindeldach.

Der Senior trat aus dem Hause dem Gaste entgegen, ein Mann in höheren Jahren mit weißem Haar, aber von kräftiger Haltung, mit einem großen Kopf und vollen Angesicht, dem man die milde Gutherzigkeit ansah. Nach der ersten Begrüßung bat der Gast, zu der Kranken geführt zu werden, und er konnte nach sorgfältiger Prüfung des Falls dem Gatten zuletzt die frohe Mittheilung machen, daß die Krankheit heilbar und Genesung zu erwarten sei. Darauf erst erhob sich in der Studirstube des Herrn Seniors das unter treuen Deutschen nothwendige Wechselgespräch, welches zu einer persönlichen Annäherung zu führen pflegt. Daraus erfuhr der Doctor, daß Behörden und Gemeinden sich in übergroßer Liebe zum Herkömmlichen niemals entschlossen hatten, ein neues Wohnhaus zu errichten, daß aber die Pfarre doch zu den besten des Landes zählte, viele reiche Dörfer gehörten dazu und vieles Ackerland; der Himmel aber hatte die Pflichttreue des Herrn Seniors durch reichen Kindersegen vergolten, die Söhne waren Beamte und Lehrer geworden, mehre Töchter an Pastoren der Umgegend verheiratet. „Nur die jüngste Tochter lebt als treue Gehilfin der Mutter im Hause," schloß der Senior seinen Bericht, „unsere Henriette ist Trost und Freude unseres Alters. Und dies idyllische Dasein wäre so glücklich, daß kaum ein Wunsch übrig bliebe, wenn wir nicht gar so einsam und allein lebten."

„Bei ſolcher Pfarre muß doch ein großes Dorf ſein.“

„Es iſt gar kein Dorf da,“ belehrte der Geiſtliche, „nur wenige Hütten, die zum Hofe gehören. Das Dorf wurde im dreißigjährigen Kriege verwüſtet, es ſtand auf der öden Stätte, an welcher Sie vorübergefahren ſind, daneben liegt noch eine hohe Schwedenſchanze; das Dorf wurde nicht wieder aufgebaut, nur die Kirche und Pfarre ſind erhalten.“

Der Doctor trat wißbegierig an das Fenſter. Eine ſchlanke Frauengeſtalt ſchritt behend vorüber, wie ein Lichtſchein hob ſie ſich von dem dunklen Hintergrunde ab. Er ſah eine roſige Wange, braungelocktes Haar, ein edel geſchnittenes Profil, einen vollen kräftigen Arm.

„Das war die Tochter,“ ſang es in ihm, „wie iſt ſie ſchön!“

„In ſolcher Einſamkeit helfen die Bücher,“ fuhr der Senior fort. Der Doctor wandte ſich um, das helle Licht war verſchwunden, er ſtand in der grauen Wirklichkeit der ſchmuckloſen Stube.

„Es iſt vor Allem der theuere Gottesmann Luther, mit deſſen Lebenslauf und Werken ich mich beſchäftige,“ bedeutete der Senior, behaglich auf ſeinen großen Bücherſchrank zeigend. Der Doctor ſah artig nach den Titeln. „Hier finden Sie ſein Bild,“ erklärte der Paſtor an die Wand tretend. „Dort das ſeiner Käthe, und hier darunter ſehen Sie die Stätte, an welcher er verborgen gehauſt hat.“ Er wies auf eine kleine Radirung der Wartburg.

„Als Student habe ich in den Ferien die Wartburg beſucht,“ fiel der Doctor ein, „auch die Studirſtube, wo der Teufel mit dem Tintenfaß geworfen wurde.“ „Darum könnte ich Sie beneiden,“ rief der Paſtor. „Es iſt nämlich eine beſondere Fügung, daß der große Mann in zwei wichtigen Lagen ſeines Lebens auf fürſtlichen Burgen in Verborgenheit gelebt hat; ſowohl auf der Wartburg, als auch ſpäter im Fränkiſchen auf der Koburg. Von der letzteren jedoch iſt mir eine Abbildung zu erhalten nicht gelungen.“ „Die Koburg habe ich nicht ſelbſt

gesehen," sagte der Doctor arglos, „doch habe ich von meinem Vater gehört, daß irgendwo bei Verwandten ein neues Testament aufbewahrt wird, in welches der Reformator einem meiner Vorfahren, der mit ihm bekannt war, auf der Koburg einen Spruch eingeschrieben haben soll." „Das ist ja eine große Erinnerung," rief der Senior, den Arzt mit einer neuen Art von Achtung betrachtend. „Also Ihre Familie war mit Doctor Luther bekannt. Bitte setzen Sie sich und erzählen Sie." Er faßte den Gast mit beiden Händen und drückte ihn auf das Sopha.

„Es ist lange her, Herr Pastor," antwortete der Doctor hilflos, „und ich bekenne, gar nichts weiter von der Bekanntschaft zu wissen."

Da öffnete sich die Thür und Henriette trat ein. Der Gast schnellte in die Höhe, wieder kam ihm vor, als ob ein heller Schein den Raum erleuchte. Er sah mit einer Mischung von Bewunderung und Scheu das Mädchen vor sich und verbeugte sich tief. Ihre Wangen rötheten sich bei ihrem gehaltenen Dank. „Der Kaffe steht im Garten," sagte sie leise dem Vater.

„Das war ein guter Gedanke. Unsere Kaffestunde ist vorüber, lassen Sie sich als Reisender noch eine Schale gefallen. Unterdeß gewinnt die Küche Zeit, ihre Pflicht zu thun."

„Ich kann Sie nicht so lange aufhalten," wandte der Doctor ein mit geringerer Ehrlichkeit, als ihm sonst eigen war, da er gern bleiben wollte. Und das mußte er zur Stelle versprechen. Denn Vater und Tochter sahen ihn ganz erschrocken an und der Senior hob beschwörend die Hände: „Ohne Abendessen den weiten Weg zurückmachen, das dürfen Sie uns nicht anthun. Henriette! Tabak, Pfeifen und Fidibus, denn auch in der freien Natur soll der Mensch seiner Bequemlichkeit gedenken."

Der Vater übernahm die Führung, der Doctor ließ sich nicht nehmen, den Tabackkasten zu tragen. Als sie so im Hausflur standen, wo der Geistliche noch schnell die Räum-

lichkeiten des Hauſes erklärte, rollte ein Wagen in den Hof. Dem Gaſt entging nicht, daß ein leichter Schatten, wie ein Bedauern über das offene Angeſicht der Tochter flog. Aus dem Korbwagen ſtiegen zwei Bauermädchen in ihrer Sonntagstracht; der Kutſcher aber ſprach angelegentlich zu dem Hausherrn. „Mit dem Müller geht's zu Ende," wandte ſich der Senior betrübt zur Tochter, „und er verlangt meinen Beiſtand. Gottesdienſt muß Allem vorgehen; ſeien Sie mir nicht böſe, lieber Herr Doctor, wenn ich Sie um eines Sterbenden willen auf eine Stunde allein laſſe, meine Tochter und dieſe wackeren Mädchen werden Sie unterdeß umherführen." Er eilte in ſeine Stube, ſich für die geiſtliche Handlung zu rüſten. Der Doctor überlegte, ob er bei dem Tauſch gewonnen hatte; über Doctor Luther brauchte er nicht mehr Auskunft zu geben, aber die Unterhaltung mit der Tochter war auch geſtört.

Die Bauermädchen begrüßten unterdeß das Pfarrkind. „Der Wagen traf uns auf dem Wege, da ſtiegen wir ein," erklärte die eine. „Wir kommen bitten," begann die andere, „ob Sie mit Blumen zur Hochzeit aushelfen wollten."

„Was fällt euch ein, ihr Mädel, daß ihr mich heut ſo fremd anredet?" ſchalt Henriette. „Wir ſind Duzſchweſtern und vom Vater zuſammen confirmirt," erklärte ſie dem Gaſte, „hier Bärbel, die Schulzentochter, und Lieſel vom Freibauer; ihr Vater und wir grenzen mit der Flur. Sie denken, weil ein Herr aus der Stadt dabei iſt, müſſen ſie vornehm reden. Kommt Alle mit, wir führen den Herrn in den Garten." Sie öffnete die Hinterthür des Hauſes.

Dort lag der Garten, zwiſchen dem Hauſe und dem Kirchhofe eingehegt, ein wohlgepflegter Raum mit geradlinigen Beeten, auf denen die Frühlingsblumen: Primeln, Narciſſen und ſtolze Kaiſerkronen in üppiger Pracht blühten. Dahinter lief die niedrige Mauer des Friedhofes, halb verdeckt durch Flieder- und Jasminbüſche, man überſah den Friedhof mit

den einfachen Denkmälern, die der Landmann nach der Väter Sitte errichtet, und in seiner Mitte die alte Kirche mit ihren gemauerten Strebepfeilern, dem blauen Holzdach und einem spitzen Thurm, dessen oberer Theil auch aus Holz gezimmert war. Henriette beachtete wohl, wie sehr dem Gast das kleine Landschaftsbild gefiel, und als er ihr das mit einfachen Worten sagte, wies sie auf eine große Geißblattlaube an der Seite.

„Hier sitze ich oft am frühen Morgen, überlege mir die Arbeit für den Tag und sehe wie der Thurm und das Kirchdach vom Frühlichte erglänzen. Hier ist es immer traulich und still. Nur des Sonntags füllt sich der Friedhof mit den Kirchgängern aus unserer Gemeinde, mit großen und kleinen; dann summt die Unterhaltung zwischen den Kreuzen, denn die Leute, die sich hier treffen, haben einander viel zu erzählen, und die Kinder lassen sich schwer abhalten, umherzuspringen, sie klettern auf die Steine der Mauer, kauern dort wie eine Reihe Schwalben und gucken neugierig in den Garten." Sie führte nach der Laube, nöthigte zum Sitzen und bot den Gästen die Tassen mit dem geschätzten Tranke; dem Doctor aber trug sie, wie sich geziemte, die Pfeife herzu. Als er ablehnte, bat sie so freundlich, daß er nicht ganz zu widerstehen wagte und eine kleine Meerschaumpfeife herausholte, die ihn seit der Studentenzeit auf seinen Reisen begleitete. Dazu brachte er sein Feuerzeug, Stahl und Schwamm, aus der Tasche und suchte den Feuerstein. Das Mädchen, erfreut helfen zu können, zog die Schublade des Tisches auf und reichte ihm einen schönen glatten Stein mit scharfer Kante. Und als der Gast das Stück aufmerksam betrachtete, sagte sie: „Wir finden dergleichen oft bei der alten Schanze, der Vater meint, es sind Naturspiele."

„Der Stein ist doch wohl von Menschenhand geschliffen und geschärft; diese Art geformter Feuersteine wird an solchen Stellen gefunden, wo einst Gräber der alten Heiden waren.

Man fängt an, ſolche Erinnerungen zu ſammeln. Wenn Sie es erlauben, will ich mir den Stein zum Andenken aufheben."

Da frug das Mädchen in dem Wunſch, ihm etwas Liebes zu erweiſen, ob ſie ihm mehr von derſelben Art geben dürfe.

Nun lag dem Doctor gar nichts an den Feuerſteinen des alten Heidenvolks, aber ihr Erröthen und der fragende Blick ihrer Augen waren ſo anmuthig, daß er eifrig bejahte und ſich wider alle Wahrheit für einen Freund von derartigen Curioſitäten ausgab, und die holde Freude, mit welcher ſie ſeine Antwort aufnahm, beruhigte ſein Gewiſſen vollends über die Lüge. Denn ſie hob jetzt aus dem Innern des Tiſches ein graues Säckchen an das Licht, klapperte luſtig mit dem Inhalt und ſtellte es triumphirend vor den Doctor hin. „Da ſind ihrer viele, große und kleine!" rief ſie.

Zuletzt wurde durch andere Mittel die Pfeife in Brand geſteckt und die blauen Wölkchen kräuſelten ſich in der Laube und fuhren zwiſchen dem Geißblatt in den Bereich der Sonnenſtrahlen. Die Bienen ſummten und die Vögel ſangen wie vor tauſend und abertauſend Jahren, die Herzen ſchlugen und die Menſchen gewannen einander lieb jetzt wie in uralten Zeiten. Mitten im Geſpräch ſprang Henriette auf, „die Mutter!" rief ſie. „Ich ſehe ſchnell nach ihr. Meine Geſpielen werden unterdeß auf den Kaffetiſch achten, Bärbel ſorge dafür, daß die Taſſe des Herrn Doctors nicht leer bleibt!" Sie eilte davon. Der Gaſt ſaß mit den Bräuten zuſammen. Es waren zwei dralle, tapfere Mädchen, beide hübſch, und beide ſaßen ihm im Bewußtſein ehrenvoller Geſellſchaft ſteif und ſchweigend gegenüber. Nur Bärbel erhob ſich zuweilen, ſah ihm in die Taſſe und ſetzte ſich wieder feſt auf ihren Sitz. Als der Doctor aber, durch einige Fragen nach den beiden Verlobten und dem neuen Hausſtand das Eis gebrochen hatte, wurden beide auf einmal geſprächig und erwieſen ſich als frohſinnige und geſcheidte Kinder. Und Bärbel vergaß über der Unterhaltung ihre Pflicht keineswegs, ſowie der Herr etwas getrunken hatte,

goß ſie trotz ſeinem Proteſte nach und that ihm auch reichlich Zucker hinein, bis der Doctor endlich den Löffel über die Taſſe legte. Dieſe Erklärung, daß er an der Grenze des Möglichen angelangt ſei, wurde von ihr geachtet. Die Mädchen aber waren viel ſchlauer, als der Fremde ahnte, denn ſie fingen an verblümt von Mamſell Jettchen zu reden, indem ſie zuerſt die Kühe des Pfarrhofes lobten, welche unter Obhut des Fräuleins ſtanden, und dabei erzählten, daß die reiche Pachtersfrau in der Nähe eiferſüchtig war, weil ſie es nicht dahin bringen konnte, daß ihre Kühe die gleiche Menge Milch gaben. Dann kam heraus, daß Jettchen beim letzten Erntekranz mit den beiden Bräutigamen getanzt hatte und daß ſie ſehr gut tanze, endlich, daß ſie eine Nähſchule für kleine Dorfmädchen halte; kurz, es war nicht die Schuld der beiden Bräute, wenn der fremde Herr eine geringe Meinung von Jettchen nach der Stadt mitnahm.

Henriette kam zurück und die Mädchen erhoben ſich zum Gehen. „Die Mutter hat mich fortgeſchickt, ſie bedarf meiner heut nicht mehr, die Frau Cantorin iſt zur Pflege gekommen. — Alles, was hier blüht, Lieſel und Bärbel, ſollt ihr haben, ſo weit es ſich zu der Hochzeit ſchickt.“ Sie ſtanden vor zwei großen Myrtenbäumen ſtill, die nach ſorgfältiger Winterpflege fröhlich ihr junges Grün trieben. „Von den Myrten ſchneid' ich euch ſo viel, als die Bäume entbehren können. Schickt den Tag vorher eure Brüder mit den Körben, die Brautkränze winde ich euch hier.“

Die Mädchen machten nicht viele Dankesworte, aber in ihren Mienen erkannte man die ſtolze Befriedigung, denn ſie waren zumeiſt der Myrte und des Kranzes wegen gekommen und Alles war ihnen wohl gelungen. Beim Abſchied reichten ſie auch dem Doctor die Hand und gingen mit ſchnellem Schritt über den Hof ihrem Dorfe zu.

„Sie heiraten Beide in der nächſten Woche,“ ſagte Henriette, „und ich muß bei zwei Hochzeiten Brautjungfer ſein.

Sie bekommen Beide gute Männer und sind selbst kreuzbrave Mädel, die immer auf sich gehalten haben."

Vom Hofe klang das Gebrumm der Kühe. „Mir ist zu Muthe," begann der Doctor, „als wäre ich hier nicht fremd, denn auch ich stamme aus einem Pfarrhaus vom Lande."

„Ihr lieber Vater war Pastor?" rief erfreut das Mädchen, denn der ansehnliche Herr wurde ihr dadurch auf einmal viel vertraulicher.

„Mein Großvater war es," fuhr der Doctor, dem das Herz aufgegangen war, redselig fort. „Dieser war Geistlicher in einem märkischen Dorfe; er hatte eine gute Stelle und eine große Wirthschaft und das ganze Haus voll Kinder, denn er erzog neben den eigenen noch die seines verstorbenen Bruders. Dies Geschlecht hat sich über das ganze Land verbreitet bis nach Sachsen und in das Reich. Mein Vater aber war der jüngste Sohn. Er trat in königlichen Civildienst und lebte längere Zeit in den polnischen Provinzen. Meine liebe Mutter starb, als ich noch klein war, und der Vater hat mich als sein einziges Kind erzogen. Seine Tage unter fremden und feindseligen Menschen vergingen einsam, viele Arbeit und wenig Freude, ich allein war es, für den der ernsthafte, stille Mann lebte. Und ich habe die Liebe eines guten Vaters so voll genossen, wie wohl wenig Kindern zu Theil wird." Das Mädchen sah, daß ihm die Lippen zuckten. „Mein kleines Bett stand neben dem seinen und er selbst legte mich des Abends in die Kissen, dann faltete er mir die Hände zusammen und saß an meiner Seite, bis ich einschlief. Frühzeitig wurde ich der Vertraute von Vielem, was ihm durch die Seele zog. Als ich in die lateinische Schule kam, machte er mit mir noch einmal das ganze Lernen durch und freute sich innig, wenn ich ihn in der Mathematik etwas lehren konnte, was er selbst vergessen hatte. Oft legte er den Arm um mich und hielt mich lange fest und dabei sah er zufrieden vor sich hin. Noch jetzt, wenn ich allein bin, sehe ich sein Antlitz, die Augen voll

Liebe vor mir und fühle die Wärme in meinem Herzen. Als ich auf die Universität gehen mußte, war die Trennung für den Sohn sehr schwer, für den Vater wohl noch schwerer."

Während er so erzählte, hatten sie sich auf eine Bank gesetzt, welche unweit der Kirchhofmauer stand; die Sonne war untergegangen, zum letzten rosigen Widerschein der Wolken warf der Mond sein blasses Licht, und im dämmrigen Doppellicht glänzte die Natur.

„Sie aber mußten, da Sie noch jung waren, unter wildfremde Menschen! Das war doch das größere Leid."

„Ich denke, allein zu sein im leeren Hause, in dem die Stimme des geliebten Kindes verhallt ist, war noch schmerzlicher. Ich fand auf der Universität ein sorgloses Treiben und gewann bald gute Kameraden, ich sah und hörte viel Neues und viel Schönes."

„Mein Vater studirte in Königsberg, Sie aber gewiß in Halle, denn dort waren alle jüngeren Amtsbrüder des Vaters."

„Ja, ich war dort," rief der Doctor, und die Erinnerung an eine frohe Zeit erhellte sein Antlitz, „ich fand daselbst berühmte Lehrer und hatte zum ersten Mal die Freude, ein gutes Theater zu besuchen, denn ich ging und ritt fleißig nach Lauchstädt, wo die Gesellschaft aus Weimar spielte. Und das wurde für mich der größte Genuß."

Schüchtern setzte Henriette die Unterhaltung fort: „Die Komödie kenne ich aus unserer Hauptstadt, dort war ich zwei Jahre bei meiner Tante. Erst als meine Schwester heiratete, nahmen mich die Eltern hierher zurück. Dort habe auch ich gefühlt, wie schaurig schön die Kunst ist und wie sie die Seele erhebt. Denn, ob sie zu weinen zwingt oder ob sie lachen macht, es ist immer eine Wonne." Genau dasselbe war die Meinung des Doctors. Sie saßen auf der Bank und jetzt schien der Mond über ihnen, er allein, die Sonne hatte ihm ganz das Feld geräumt: ruhig und freundlich sah er hernieder, wie einem Himmelskörper über einem Pfarrhofe schicklich ist, und er warf

seine Strahlen durch das Baumlaub auf zwei junge Gesichter, die beide einander zugewandt und beide in heiterer Bewegung waren. Und während jedes dem andern herzlich in die Augen sah und auf die Worte lauschte, vergnügte sich der Mond damit, die alte verstoßene Mauer mit neuem Goldglanz zu bekleiden, die Steine des Kirchhofs, unter denen die Dahingegangenen so ruhig schlummerten, mit blendendem Weiß zu übermalen und sogar den alten grauen Kirchthurm mit überirdischem Licht zu verklären, so daß die Fledermaus, welche von dem Dichter als Uhu erwähnt wird, wegen des ungewohnten Scheines mit den Augen blinzte.

Noch immer sprachen die Beiden begeistert von der Komödie und freuten sich, daß ihr Urtheil über das gemüthvolle Stück „die Jäger" so ganz übereinstimmte. Deshalb überhörten sie den Wagen des heimkehrenden Vaters und fuhren empor, als sie die Stimme des alten Herrn hinter sich vernahmen, welcher um Entschuldigung bat, weil er so spät kam.

Da der Senior vor der Abendkühle warnte, mußte der Gast in das Haus zurück und Henriette eilte in die Küche. Noch einmal sah der Arzt nach der Kranken, dann kam das Abendessen, vergeistigt durch einen ausführlichen Bericht des Seniors über die trüben Schicksale, von welchen Katharine von Bora in ihren letzten Lebensjahren betroffen wurde. Der würdige Herr war über den neuen stillen Zuhörer so erfreut, daß er die Unaufmerksamkeit gar nicht merkte; denn für den Gast gab es nebenbei viel zu sehen und auch zu denken. Nach dem Essen noch ein herzlicher Abschied und der Doctor fuhr in die stille Nacht hinaus.

Er sah glückselig vor sich hin. Den Liederklang, die sanfte und wehmüthige Poesie, welche ihm so oft das Herz gerührt, hatte er heut als wirkliches Leben genossen. Da war das Getrümmer aus wilder Vergangenheit, um welches die Brombeeren rankten und dämmrige Schatten schwebten, daneben der ehrwürdige Friedhof und die Kreuze, an denen die Kranz-

gewinde in der Luft zitterten, das bemooste Thurmdach, um welches im trägen Flug die Eule flatterte, Alles durch die Abenddämmerung in geisterhaften Schleier gehüllt. Und dicht daneben das frische junge Leben des Mädchens, ihre rosigen Wangen, der warme Gruß ihrer blauen Augen, die unschuldige Sicherheit. So voll von Anmuth, wenn sie vor ihm stand, im Strohhut und einfachen Brusttuch, noch anmuthiger, wenn sie sich niederbeugte, eine Blume zu pflücken, und wenn sie das Haupt neigte, um auf den Gesang der Nachtigall im Fliederbusch zu hören, oder auf die Worte, die er selbst zu ihr sprach. Friedlich und gleichmäßig zwischen kräftigem Schaffen und sinnigem Träumen verlief ihr Leben, wie der klare Bach, der durch die Auen der Dichter fließt, so heiter war sie und doch so rührend, o Henriette!

Als der Doctor nach Hause kam, stellte er das Säcklein mit den alten Feuersteinen aus den Heidengräbern sorgfältig auf seinen Schreibtisch, ging eine Weile auf und ab und sah sich die Leinwand, an der eine liebe Hand geknüpft hatte, immer wieder an. Endlich setzte er sich nieder und schrieb noch in der Nacht an einen Universitätsfreund, den er in Koburg wußte und der ihm einst ein zierliches Bild in sein Stammbuch gemalt hatte, ob er ihm eine Abbildung der Veste verschaffen könne.

Dieser Anschlag gelang über Erwarten. Nach einiger Zeit traf mit der Post eine Rolle ein, in welcher ein hübsches Bild der Burg und Stadt lag, die der treue Freund selbst mit Wasserfarben gemalt hatte. Das Format war dem Patriotismus des Koburgers gemäß allerdings viel größer gefaßt, als der Doctor sich gedacht; doch ließ er das Bild einrahmen und wagte dazu einen innigen Brief an Fräulein Henriette zu schreiben, in welchem er sie bat, das Bild als seinen Dank für die Feuersteine zu betrachten und ihrem Herrn Vater an seinem Geburtstage aufzustellen.

Als nach einiger Zeit eine Kiste vom Dorfe eintraf, fand er darin mit stiller Enttäuschung nur einen Brief des dank-

baren Vaters, welcher mit feierlichen Worten ausdrückte, daß dies ſchöne Bild ein Hauptſchmuck ſeiner Stube geworden ſei. Zugleich aber bat der Paſtor im Namen ſeiner Tochter um Vergebung wegen Ueberſendung einer Beiſteuer zum Haushalt, da das Dorf etwas Beſſeres nicht biete. Unter den Frühlingsblumen lagen wohlhäbige Kunſtwerke der Küche und Wirthſchaft. Und obwohl die Thiere, welche das Material dazu geliefert hatten, von dem Dichter nicht unter die poetiſchen Gebilde der Natur aufgenommen waren, ſo bemerkte der Doctor dieſen Mangel der Sendung doch durchaus nicht. Er ſtellte zuerſt die Blumen in ein Glas, ging mit ihnen aus dem Kerzenlicht nach der Nebenſtube, in welche der Mond ſein volles Licht warf, betrachtete den Strauß, wie er vom Monde beſchienen wurde, ſtand lange am Fenſter und blickte auf zum Nachthimmel. Aber zuletzt gedachte er doch fröhlich des Schinkens und der Würſte. Und als er mit den Geſchenken beim Abendeſſen ſaß, wurde er den Gedanken nicht los, wie wehmüthig es war, daß er das Gute fern von der Spenderin verzehren mußte. So aß und trank er in heimlicher Sehnſucht; neben dem Schein ſeiner Kerze malte das ſanfte Himmelslicht ein ſchräges Bild des Fenſters auf den Fußboden und er ſah zuweilen liebevoll darauf hin. Er hatte das Abbild der Stätte, an welcher die großen Erinnerungen ſeiner Familie hingen, ausgetauſcht gegen Gewöhnliches und Vergängliches aus dem Rauchfang und er kam ſich vor wie ein reicher und glücklicher Mann. O Henriette!

3.

Es wird Krieg.

Es ſah nach Krieg aus. Zuerſt wurde dieſe Möglichkeit an der bewaffneten Macht erkennbar, die Officiere drillten eifriger, ſchritten noch ſtolzer als ſonſt durch die Gaſſen und wurden in der Weinſtube läſtig, weil ſie mehr tranken und wetterten und allzu oft das franzöſiſche Geſindel mit kräftigen Worten aufrieben. Auch unter den Honoratioren war die Heiterkeit geſchwunden; es wurde viel leiſe geredet und es gab heftige Erörterungen. Der Stadtdirector klagte über die Arbeitslaſt und der Einnehmer fand keinen Beifall, als er erzählte, der Hauptmann habe die Compagnie angelernt, nur immer geradaus auf Napoleon loszurücken und dieſen durch Pelotonfeuer zu erſchießen.

Dennoch erſchreckte die Nachricht, daß der Krieg erklärt ſei. Wurde er auch, wie Jedermann wußte, in weiter Ferne geführt, ſo handelte es ſich dies Mal doch um weit mehr, als um einen Marſch nach Polen. Die Compagnie ſollte ausrücken. Die Officiere hielten am Abend vorher mit einigen Bekannten vom Landadel ein feſtliches Gelage und die Soldaten empfingen von dem guten Willen der Quartiergeber eine letzte Mahlzeit. Am Morgen ſchlug der Tambour Reveille durch die Straßen und die Soldaten eilten aus den Quartieren, die älteren begleitet von ihren Frauen und Kindern, welche bitterlich ſchluchzten. Als ſich nach langen Vorbereitungen die Compagnie in Bewegung ſetzte, ſchritten die Officiere mürriſch und durch die

ſchlafloſe Nacht verſtört dem Thore zu, und die Angehörigen der Compagnie drängten, das Geleit gebend, zu beiden Seiten. Auch die Schweſter des Hauptmanns, das kleine Fräulein von Buskow, zog in ihrer ſchwarzen Enveloppe auf dem Bürgerſteige vorwärts, um ihrem Bruder noch ſo lange als möglich nahe zu bleiben, und die Leute, welche wußten, daß ſie heut das beſte Recht hatte, wichen, wo ſie ging, theilnehmend zur Seite. Die Soldaten aber brachen rechts und links aus und nahmen noch einmal von ihren Frauen oder Mädchen Abſchied, viele mit naſſen Augen; nur die Polen unter ihnen, welche aus Südpreußen als Rekruten zugeführt waren, ſahen gleichgiltig geradeaus und hofften in der Stille auf eine Gelegenheit, dem verhaßten Dienſt zu entweichen. Die Bürgerſchaft aber, Jung und Alt, ſtand faſt vollzählig auf der Straße oder an den Thüren und rief den Scheidenden Grüße zu. Oft waren Officiere und Mannſchaft ihnen verleidet geweſen, heut dachten ſie doch daran, daß die armen Leute in Gefahr und Tod gingen, viele Quartierwirthe ſteckten ihren Soldaten auf dem Wege gefüllte Flaſchen zu, und Fleiſcher Beblow verſprach dem ſeinen noch am Thore zwei Mal wöchentlich Koſt für Weib und Kind.

In den nächſten Wochen kam den Bürgern ihre Stadt ſtill und leer vor; ſie vernahmen nicht mehr die täglichen Signale der Garniſon, nach welchen ſie ſich gerichtet hatten, faſt wie die Soldaten, und ſie ſpotteten, daß alte Zunftgenoſſen, welche in ihrem Erwerb zurückgekommen waren, mit einem unförmlichen Säbel an der Seite den Wachtdienſt bei den Thoren verſahen. Zuweilen kamen noch durchziehende Truppen, und lange Reihen von Proviantwagen raſſelten auf dem Pflaſter, auch die Schwadron, bei welcher der Baron ſtand, ritt durch die Stadt und der Lieutenant hielt vor der Frühſtückſtube an, ließ ſich ein Glas Wein auf das Pferd reichen, ſchleuderte das geleerte Glas großartig auf die Steine und jagte ſeinen Reitern nach. Doch blieb die Schwadron nicht lange aus; an einem

Mittag war sie wieder da und zog langsam, ohne Begeisterung in entgegengesetzter Richtung zurück. Täglich umstanden die Leute das Posthaus und drängten sich nach Briefen und Zeitungen. Aber in den Zeitungen war wenig zu lesen, nur zahllose Gerüchte kamen aus den großen Städten, meist Gutes verheißend; und wenn Jemand auswärts gewesen war, liefen die Leute an den Wagen des Heimkehrenden und frugen ihn aus. Eine schwüle Erwartung lastete auf den Gemüthern, Jedermann hoffte, wenn er mit Andern zusammen war, das Beste und redete tapfer, aber im Geheimen fühlte Jeder Zweifel und Bangen.

Der Doctor hatte das Haus des Seniors durch die ganze Zeit nicht besucht; ihn hielt das Zartgefühl ab, ungeladen in eine Familie zu treten, in welche er nur als Arzt gerufen worden. Einmal aber war er auf der Landstraße dem Wagen begegnet, worin der Senior mit seiner Tochter saß. Da war er von seinem Sitz gestiegen und hatte schnell in den andern Wagen hinein nach dem Befinden der Frau Pastorin gefragt. Es wurde nur ein kurzer Austausch von Frage und Antwort, aber der Vater lud zu einem Besuch ein, sobald ihn der Weg in die Nähe führe. Der Doctor sah in ein liebes Antlitz, hörte den Ton einer sanften Stimme, und erkannte — durfte er sich's gestehen? — die Freude, welche Henriette bei der Begegnung fühlte. Das war für ihn ein glücklicher Tag gewesen. Dann kam Kriegsgeräusch und Sorge. Jetzt ließ es ihm keine Ruhe, er mußte wissen, wie sie im Pfarrhause diese Wochen gespannter Erwartung verlebten.

Als er aus dem Wagen sprang, stand sie auf der Schwelle. Der Korb, den sie hielt, entglitt ihrem Arm, aber sie trat dem Gast gleich darauf mit strahlenden Augen entgegen. Keines wußte recht, was es bei der Begrüßung sagte, doch beide fühlten in der Unruhe sich so froh und glücklich, daß sie nicht das wilde Gebell des Hofhundes vernahmen und nicht die Frage des Kutschers, ob er ausspannen solle. Das Mädchen gedachte

zuerſt ihrer Pflicht, ſie löſte die Hand, welche er feſthielt, aus der ſeinen, aber ihm war, als wollte ſie ihn mit ſich hineinziehen. Unterdeß gebot die Stimme des Vaters: „Halte den Herrn Doctor nicht auf, wir ſind auch da, ihn zu begrüßen.“ Wie ein alter Freund trat er in das Haus, ſetzte ſich vor Allem zur Frau Paſtorin, die er außer Bett fand, und empfing ihren Dank und ausführlichen Bericht über die beſiegte Krankheit, während Henriette herantrug, was in einem gaſtfreien Pfarrhauſe für den Gaſt zu finden war. Der Doctor hing mit ſeinen Augen an jeder Bewegung des lieben Mädchens und ihm kam vor, als ſchwebe ſie gelöſt vom Erdboden über die Schwelle. „Sie hat darauf beſtanden, heut eine Babe zu backen,“ ſagte die Mutter zufrieden, „es muß ihr geahnt haben, daß ein lieber Beſuch kommen würde.“ Henriette nickte faſt unmerklich mit dem Haupte. Der Senior dankte nochmals für das ſchöne Bild, welches jetzt prächtig über dem Sopha hing, und kam dabei natürlich auf Doctor Luther. Aber er ſetzte von dieſem mit einem großen Schritt über drei Jahrhunderte in die Gegenwart, indem er ein aufgeſchlagenes Buch vor den Doctor legte: „Dies iſt unſere Bitte: Verleih uns Frieden gnädiglich, Herr Gott, zu unſern Zeiten; Es iſt ja doch kein Andrer nicht, der für uns könnte ſtreiten.“ Und da die Frauen gerade das Zimmer verlaſſen hatten, fuhr er leiſer fort: „Wir ſind hoffentlich ſicher, daß der ſchreckliche Krieg nicht in unſere Nähe kommen wird?“

Der Doctor ſah in den gefüllten Wirthſchaftshof und über die Strohdächer der Scheunen und Ställe und ihn überkam eine plötzliche Angſt: „Es wird einem Preußen nicht leicht, die Möglichkeit anzunehmen, doch wenn Sie auch an das Unwahrſcheinliche denken wollen, ſo erlaube ich mir die Frage, haben Sie nicht die Abſicht, das Werthvollſte der Habe und vielleicht auch Fräulein Henriette für einen ſolchen Fall in einer Stadt zu bergen?“

„Wir haben noch nicht daran gedacht,“ antwortete der

Senior würdevoll, „ich bin Ihnen aber dankbar, daß Sie daran erinnern. Meine Schwägerin in unserer Kreisstadt wird uns gern diese Sorge abnehmen; denn Sie haben Recht, in der Stadt ist doch besserer Schutz.“

Diese Aussicht machte dem Doctor das Herz wieder leicht und da Henriette eintrat, bat er: „Gönnen Sie mir die Freude und führen Sie mich in den Garten.“

Sie hing den Hut über den Arm und beide eilten dem Vater voraus ins Freie.

„Als Sie bei uns waren, blühten die Rosen noch nicht,“ sagte das Mädchen; „und jetzt sind sie dahin. Wenn ich im Sommer davor stand, dachte ich, Sie müßten die Blüthe sehen, denn sie war dies Jahr schöner als sonst.“ Sie hielt vor einem Bäumchen an, selbst so schön und begehrungswerth, daß er hingerissen ihre Hand faßte, sie ließ ihre Hand in der seinen, und er fühlte das warme Leben, welches darin zuckte. So traten sie neben einander zum Garten hinaus und erstiegen die alte Schanze.

Es war ein kreisrunder Wall von mäßigem Umfang, er schloß auf der Innenseite einen vertieften Raum ein, der höher als das Land draußen, und wohl gerundet wie ein Kessel war. „Hier führen Stufen hinab,“ wies Henriette, als sie auf dem Rande standen, „der Rasen ist jetzt glatt. Als Kinder sind wir oft mit Freuden in die Tiefe gerutscht.“ Und sie schwang sich behende vor ihm hinunter. „An dieser Stelle finden wir zuweilen Glücksblätter,“ sagte sie in der Tiefe und blickte scharf auf den niedrigen Rasen. Endlich beugte sie sich hinab. „Hier ist Klee mit vier Blättern.“ Vergnügt hielt sie ihm das grüne Blatt hin. „Nehmen Sie, es soll Ihnen Gutes bedeuten.“ Der Doctor stand wie bezaubert, der Wallring umschanzte das liebe Mädchen und ihn gegen die ganze Welt, nichts war zu sehen, als der Himmel, welcher wie eine lichtblaue Glocke über dem Ringe stand. Er nahm das Blatt aus ihrer Hand, und hingerissen von der heiteren Unschuld ihres Wesens und dem

warmen Blick, mit dem sie ihn bittend ansah, neigte er sich zu ihr und küßte sie leise auf den Mund. Sie stand still und schloß einen Augenblick die Augen; aber gleich darauf sah sie mit rosigen Wangen wieder zärtlich zu ihm auf. Keins von Beiden sprach. Sie hob den Strohhut vom Boden und führte den Gast die Höhe hinauf. Dort blickten sie von dem Wall herab in die helle Landschaft. Die Herbstsonne neigte abwärts, über die Stoppelfelder vor ihnen zogen sich weiße glänzende Fäden wie ein dünner Schleier, dahinter sah man in der klaren Luft Dorf neben Dorf, bei jedem ragten die Dächer aus einem Kranz von Bäumen, deren Laub im Sonnenlicht wie bräunliche Bronze schimmerte, bis sich die letzten Baumgruppen wie ferne Inseln am dämmrigen Horizont verloren. „Ich zeige Ihnen auch die Gegend, wo Sie wohnen," sagte das Mädchen. „Manchmal haben wir dort hinaus gesehen und gefragt, ob Sie wohl einmal kommen würden. Der Vater war unsicher, ich aber dachte, Sie müßten doch nach der Mutter sehen." Und fröhlich setzte sie hinzu: „Es war heut nicht der erste Kuchen, welcher für Sie gebacken wurde."

Als sie in die Nähe des Friedhofs kamen, bellte ein Hund. An der Stelle, wo der Sage nach einst die Hütten eines Dorfes gestanden hatten, weidete der Schäfer eine kleine Schafherde. „Sie gehört uns," erklärte Henriette stolz, „der alte Christian versieht sie mit seinem Knaben, er ist auch unser Wächter und muß einige Stunden des Tages ausruhen." Der Alte stand zwischen wilden Schlehen und Brombeeren, den Rücken einem alten Gemäuer zugekehrt. Er nahm den Hut ab und gebot dem Hund, nicht durch sein Gebell zu stören. Henriette wies auf die Steine: „Das ist der Rand des verfallenen Brunnens, der, wie man sagt, einst mitten in einem Dorfe war. Der Vater ließ das Holzdach darüber zimmern, damit an den Kirchtagen nicht ein Kind darin verunglücke."

„Guten Tag, Schäfer," grüßte der Doctor, „eure Herde

darf auf einen guten Herbst hoffen, denn die Spinneweben hängen weiß über den Feldern."

„Die Einen weben Glück und die Andern verkünden Unglück," erwiederte der Alte, „und das Unglück wird mächtiger als das Glück."

„Wer verkündet Unglück?" frug der Doctor, ergötzt durch das feierliche Aussehen des Weissagenden. Der Schäfer antwortete nicht, er wandte sich zu der Tochter seines Herrn und wies mit dem Stabe nach dem Brunnen: „Sie geht wieder um!" „Redet nicht so etwas, Christian," sagte Henriette unzufrieden, „ihr wißt, der Vater kann es nicht leiden." Wieder zeigte der Schäfer geheimnißvoll hinter sich: „Sie thut, was sie muß, und Niemand kann es ihr wehren. Die aber am Leben sind, mögen sich wegen ihrer Warnung in Acht nehmen." Der Doctor sah seine Begleiterin fragend an. „Die Leute haben eine Scheu vor dem Platze, wo der Brunnen steht," erklärte das Mädchen. „Es geht die Sage, daß sich zur Zeit des Schwedenkrieges, als das Dorf noch stand, ein Weib in den Brunnen gestürzt hat, um ihren Verfolgern zu entgehen."

„Heut Nacht war das Brunnenweib wieder da," sagte der Alte; „vom Kirchhofe kam sie her, sie zog in langem weißen Gewande wie ein Rauch, und als ich nach dem Brunnen hinsah, war das Holzdach fort und eine schwarze Oeffnung vorhanden, die Gestalt aber schwebte um den Brunnen, wirbelte in die Höhe und versank darin. Das kann auch der Herr Senior nicht fortschaffen. Meine Schafe wissen Bescheid, es geht selten eines bis zu den Steinen, und der Hund weiß es auch, er winselte die ganze Nacht."

„Das Unheil ist bereits gekommen, Alter," sagte der Doctor, „ein harter Krieg hat angefangen."

„So erzählt man sich," versetzte der Schäfer, entschlossen nichts weiter zu berichten, und ging scheltend zu seinen Schafen.

„Auch unsere Hofleute sind durch diese Zeit aufgeregt und sehen und hören jetzt Allerlei," fügte Henriette hinzu, um den

Schäfer zu entſchuldigen. Aber die finſtere Sage und die Verkündigung des Alten beſingen doch Beider Gemüth, ſie gingen ernſthaft und ſchweigend neben einander.

„Die Mutter wartet mit dem Eſſen," rief der Senior aus dem Garten, „jetzt will auch ich von unſerem Gaſte etwas hören, denn wir vernehmen hier wenig Neues, und doch nimmt der Streit der Großen auch uns die Ruhe."

Die letzte Stunde verlief in Mittheilung der Gerüchte, welche durch das Land flogen, und der Doctor war nicht mehr mit Henriette allein. Nur beim Abſchiede lag ihre Hand noch warm in der ſeinen. Wieder fuhr er in ſtiller Seligkeit heimwärts. Und immer ſah er ſie in der Tiefe des Ringwalls vor ſich, wie er ſie küßte.

Nun war zu ſeiner Zeit ein Kuß noch kein Beweis von Liebe; ernſthafte Männer und ehrbare Frauen gönnten dieſen Beweis freundlicher Geſinnung einander gern, und vor Andern waren die Landsleute des Doctors bereitwillig. Aber Jedermann wußte auch, daß es dabei große Unterſchiede gab. Heut pochte ſein Herz in der holden Ahnung, daß er dem Pfarrkinde lieb geworden ſei; und an dies beſeligende Gefühl, das in ihm aufſchoß, ſpann ſeine Phantaſie zahlloſe Fäden, die ſich aus der Gegenwart in die Zukunft hineinzogen, ein ganzes Gewebe von neuem Glück, das er für ſich zu hoffen wagte.

Ein ſcharfer Windſtoß pfiff an dem Wagen vorüber; die Pferde ſcheuten, der Kutſcher wandte ſich um. „Es iſt etwas in der Luft," ſagte er und knallte mit der Peitſche.

Der Doctor fuhr aus ſeinen Träumen auf. Vor der ſinkenden Sonne erhob ſich eine Wolkenbank, über ihm aber wölbte ſich blau und lichtvoll der Abendhimmel, und ein großer Raubvogel, gefolgt von einer Schaar Krähen, flog in der Höhe dahin. Und wieder ſchlug ein plötzlicher Windſtoß an ſeine Wange, riß Blätter und Aeſte von den Bäumen und trieb ſie im Kreiſe um Pferde und Wagen. „Es iſt ein Wirbel,"

ſagte der Doctor, „er zieht vorüber.“ „Das bedeutet was,“ rief der Kutſcher und peitſchte auf's Neue die erſchreckten Pferde. Sie fuhren im ſcharfen Trabe durch niedriges Gehölz, das ſich zu beiden Seiten des Weges breitete; da ſchrie eine wilde Stimme: „Halt!“ Aus dem Gebüſch ſprang in brauner, verſchoſſener Jacke ein Mann, der die Krämpe ſeines Filzhutes tief in die Stirn gedrückt hatte. Der Kutſcher hob drohend die Peitſche. „Iſt dies der Doctor aus der Kreisſtadt?“ rief der Fremde.

„Was wollt ihr?“ frug der Doctor und faßte nach ſeiner Waffe.

„Kennen Sie mich noch, Herr?“ Es war der Flüchtling, welcher einſt dem Arzt den Verluſt ſeiner Mütze geklagt hatte. „Eine große Schlacht iſt geweſen im Sächſiſchen, die hieſigen Soldaten ſind gelaufen wie eine Schafherde, den Officieren iſt es heimgezahlt; es liegen viele ſtill auf der Erde.“

„Woher wollt ihr das wiſſen?“

„Ich fuhr über die Grenze mit einem Marketender, jetzt bin ich zurückgeritten, Pferde ohne Reiter waren genug zu haben. Der Franzoſe zieht heran und der Inſpector wird auf das Strohbund gelegt. Sie wollte ich fragen, wie es meinem Mädchen auf dem Schloſſe geht.“ — „Ich habe ſie vor wenig Tagen geſund geſehen.“ — „Ich bitte, ſagen Sie ihr: der Hans läßt ſie grüßen und ſie ſoll mir treu bleiben. Jetzt wird beſſere Zeit und wenn der Franzoſe kommt, kann ich mich wieder im Lande ſehn laſſen.“

„Wie dürft ihr beſſere Zeit hoffen für euch und euer Mädchen? Wenn der Franzoſe bei uns einbricht, dann werden wir alle unglücklich. Verſteht ihr nicht, was feindliche Einquartierung heißt und Mißhandlung durch Fremde? mit dem Kriege zieht Hunger und Krankheit ins Land, und ich ſage euch, nur ein ſchlechter Kerl freut ſich über das Unglück ſeiner Heimat.“

„Den Andern mag es meinetwegen gehen wie es will, und

Ihnen, Herr, wünſche ich nichts Böſes, aber den Grafen und den Inſpector ſollen die Franzoſen ſtreichen.“

„Doch ihr ſeid ein Preuße.“

„Wenn die öſtreichiſchen Paſcher mich einen Preußen geſcholten haben, ſo habe ich ſie geknufft, wie recht war,“ verſetzte der Mann finſter, „aber unter den Franzoſen kann man auch leben.“

„Denkt ihr ſo, dann geht eurer Wege, ich will nichts mehr mit euch zu thun haben,“ verſetzte der Doctor unwillig.

„Ich wollte Ihnen noch wiederbringen, das Sie mir damals gegeben haben,“ ſagte der Burſch und legte Geld auf den ledernen Schurz des Wagens. Der Doctor beugte ſich vor und ſchob das Geld weg, daß es auf den Weg fiel. „Fahr' zu, Kutſcher!“ Die Pferde zogen an und im Windgebraus ging's weiter. Nach einer Weile drehte ſich der Kutſcher um und rief in den Wagen: „Er ſteht noch am Wege, wo er ſtand.“

Als der Doctor ſpät durch das Stadtthor fuhr, rannten die Leute in den Straßen hin und her, auf dem Markt ſammelten ſie ſich in Haufen um weinende Soldatenfrauen. Die erſte Botſchaft von einer verlorenen Schlacht war gekommen, und die Menſchen gaben ſich in Schreck und Klage dem Eindruck hin, oder ſuchten ſich mit trotzigen Worten dagegen zu wehren.

Wie empörte Meereswogen durch den gebrochenen Damm über das ſchutzloſe Land dahinfluthen, ſo folgten jetzt die Unglücksbotſchaften mit reißender Schnelle auf einander. Das Heer geſchlagen und wieder geſchlagen, zur Capitulation gezwungen und gefangen, der König geflüchtet bis in den entfernteſten Oſten des Staates, die Reſidenz in der Hand des feindlichen Siegers. Schrecklicher noch wurde dies gehäufte Unglück, das die Zeitungen verkündeten und das Jeder vernahm, durch zahlloſe Berichte von Einzelnen, welche ſelbſt einen Theil der Schrecken erlebt hatten. Bald kamen Soldaten der Garniſon zurück, einzeln oder in kleinen Haufen,

die sich der Gefangenschaft durch die Flucht entzogen hatten; sie kamen ohne Waffen, zerlumpt, verhungert, klagten das Gräuliche, das sie erlebt, und fluchten über die Officiere, welche sie geführt. Der Feind zog näher heran, auch die Provinz hatte seinen Einbruch zu erwarten, die Festungen allein vermochten ihn durch ihre Gegenwart aufzuhalten. Seit einem Menschenalter hatten die Bürger der Stadt keinen Krieg gesehen, nur ältere Leute wußten aus ihrer Jugend von den Feldzügen Friedrich's II zu erzählen. In gesetzlicher Ordnung hatten die Lebenden Gedeihen und Glück gefunden. Jetzt auf einmal sollten sie herrenlos und rechtlos dem Gelüst eines übermüthigen Siegers preisgegeben sein. Da war kein Wunder, daß der Kleinmuth in die Herzen drang, und daß Mancher an Flucht dachte.

Der Stadtdirector kam aus der großen Stadt zurück, ging mit gesenktem Haupt umher und vertraute endlich kummervoll seinen Getreuen, daß der mächtige Minister, welcher an des Königs Statt die Provinz regierte, in Gegenwart vieler Räthe mit gerungenen Händen geklagt hatte: Alles sei verloren. Der Einnehmer machte eine Dienstreise nach der nächsten Festung. Nach der Rückkehr saß er bei seinem Glase stiller als sonst, und antwortete auf die Fragen, was er vernommen habe, bärbeißig: „Nichts; nur einen Anschlag hoher Obrigkeit habe ich in der Festung gelesen. Wir alle sollen den feindlichen Truppen mit Bereitwilligkeit und Höflichkeit entgegenkommen und nach Kräften ihre Forderungen befriedigen. Ich hoffe, Männer und Frauen werden sich das gesagt sein lassen. Da wir sie in den nächsten Wochen erwarten dürfen, so mag Jeder die Zeit benutzen, neue Gardinen aufzustecken und sein Silberzeug für die Franzosen zu putzen; denn, wie man hört, picken diese gleich den Dohlen nach Allem, was glänzt." Das ließen sich die Städter gesagt sein und in den Häusern begann heimliches Pochen, Graben und Mauern.

„Sie sind bekümmert, Herr Hutzel," begrüßte der Doctor

im Vorübergehen einen wohlhabenden Hausbesitzer, der in dem Ruf stand, sich selbst alles Gute zu gönnen, Anderen aber wenig. „Nehmen Sie sich in Acht, wer so ängstlich aussieht wie Sie, dem trauen die Feinde zu, daß er viel zu verlieren hat.“ Der Mann wurde noch bleicher, als er vorher war. „Ich ersuche Sie, sich nur einen Augenblick herein zu bemühen.“ Er führte durch den Hof in den Garten und sah sich argwöhnisch um. „Ich habe zu Ihnen ein Vertrauen, wie sonst zu keinem Menschen,“ sagte er; „ich bin jetzt der Verzweiflung nahe und bitte Sie flehentlich um einen Rath.“ Der Arzt erwartete Mittheilungen über eine ernste Krankheit, aber Hutzel frug: „wohin soll ich verstecken?“

„Sie haben ja ein eigenes Haus, geschlossenen Hof und dazu diesen Garten.“

„Alles unsicher,“ klagte der Mann. „Verschlagen und Vermauern ist unmöglich, weil ich dazu einen Handwerker brauche. Ich ließ vermauern. Als ich den Arbeiter bezahlte, lachte er so auf eine gewisse Weise und mir fiel auf das Herz, daß ich ganz in seiner Gewalt war, denn wer steht mir dafür, daß er nicht schwatzt oder gar dem Feinde sagt: Halbpart und ich verrathe euch was. Ich brach also mit diesen meinen Händen die Steine wieder aus einander und hob die Kiste heraus. Jetzt wollte ich im Hofe das Pflaster aufreißen und ein Loch machen; auch das war nicht zu bewirken, ohne daß der Knecht oder die Magd etwas davon merkten, und ich war wieder in der Macht dieser Leute. Ich ging bei Nacht mit Grabscheit und Laterne in den Garten und vergrub die Kiste. Auf einmal höre ich von der andern Seite des Zauns die Stimme meines Nachbarn, des Tischlers, der mir ohnedies aufsätzig ist: Sie sind es, Herr Hutzel? meine Frau sah das Licht und dachte, es wären Spitzbuben. Und ich war wieder in fremden Händen und mußte wieder forttragen.“

„So vergraben Sie in dem Stadtwald.“

„So weit aus meinen Augen?“ wehklagte der Mann.

„Dann also lassen Sie es darauf ankommen und verstecken Sie gar nicht."

Aber die kopflose Sorge wich in dem Volke bald männlicheren Gedanken; einige der Edelleute, welche in der Friedenszeit mit alten Rechten und ererbtem Ansehen stolz über dem Volke gestanden hatten, bewährten sich jetzt als beherzte Männer, welche wohl wußten, daß ihnen ihre Vorrechte große Pflichten auferlegten. War auch das alte Heer geschlagen, sie waren bereit ein neues zu rüsten, mehre Tausend Förster und Jäger in der Provinz trugen die Büchse, groß war die Zahl der heimgekehrten Soldaten und nach Hunderttausenden zählten die Männer, die den Gutsbesitzern unterthänig dienten; in Herrenhöfen und Bauerndörfern stand ein guter Schlag Pferde. In wenig Wochen vermochten sie ein neues Heer aufzustellen. So dachten die Besten vom Adel, aber auch in den Städten und auf dem Lande arbeitete derselbe Gedanke.

Der Doctor kam bei dem Hause des Fleischers vorüber, wo der Hauptmann gewohnt hatte, er sah die Schwester des Officiers vor der Thür sitzen, die Hände im Schoß gefaltet und das Haupt geneigt, ein Bild demüthiger Trauer. Er grüßte und wollte vorüber gehen, da er dem kleinen Fräulein wenig bekannt war; sie aber stand auf und sagte zu ihm tretend mit thränenden Augen: „Auch mein Bruder ist verwundet und gefangen"; und als der Doctor ehrlich Theilnahme aussprach, trocknete sie die Thränen: „Es ist nicht der Bruder allein, was mich weinen macht. Wäre ich ein Mann, so würde ich nicht weichmüthig hier sitzen, sondern mir ein Gewehr schaffen." Der Fleischer, ein hünenhafter Mann, trat hemdsärmelig in die Thür. „Meiner ist auch wieder da," — er meinte seinen Soldaten — „er hat dem Fräulein die schlimme Nachricht gebracht; jetzt sitzt der arme Kerl in seiner Kammer und frägt mich, was aus ihm werden soll. Er schämt sich, in seiner Montur auszugehen und die Obrigkeit weiß nichts mit ihm anzufangen." Der Meister schlug die Arme über einander

„Ich habe mir's überlegt, Herr Doctor, wie man mit dieſem Napoleon fertig werden kann.“ Der Doctor blickte ihn fragend an. „Man muß ihn hinausſchmeißen,“ ſagte der Fleiſcher entſchloſſen.

„Das iſt es ja eben, was unſere Soldaten nicht vermochten.“

„Die hatten zu ſchlechte Koſt; da konnte nichts Gutes herauskommen, ich hab's immer geſagt. Wir ſelbſt müſſen es thun. Es ſind mehr als dreihundert handfeſte Männer von guter Kraft in der Stadt, wir haben es ausgezählt. Mein Sohn geht auf der Stelle mit, im Nothfall faſſe ich auch den Kuhfuß.“

„Wo aber ſollen die Anführer herkommen?“

„Daran liegt's,“ ſagte der Fleiſcher bedenklich. „Wiſſen Sie, zu wem ich Vertrauen hätte? Das iſt unſer Herr Einnehmer, Sie gehen als Doctor mit; ich denke, wenn's zum Einhauen käme, würden Sie auch nicht hinten bleiben.“ Als der Doctor dem Freunde von dem guten Zutrauen des Zunftmeiſters berichtete, antwortete dieſer ernſthaft: „Ich habe mein Lebelang nur einmal ein Gewehr abgefeuert und ich fürchte, ich habe einer Ente den Kopf zerſchoſſen, weil ſie gar zu nahe vor mir ſaß. Dennoch bin ich dem Fleiſcher für die Meinung dankbar; denn in ſolcher Zeit erkennt man, daß man von den Andern für einen ehrlichen Mann gehalten wird. Dieſer Sturmwind fegt bei uns viel Spreu von der Tenne.“

Und die Feinde kamen.

Es war ein finſterer Decembertag, als der erſte feindliche Reiter, die Piſtole in der Hand, durch das Stadtthor ritt, hinter ihm ein Officier und vier Mann. In deutſcher Sprache frug der Officier am Thore die Bürger, die aus den Häuſern gelaufen waren, und als er erfuhr, daß keine Soldaten in der Stadt ſtanden, ſprengte er auf den Ring und ſtieg vor dem Gaſthofe ab, ein junger, blühender Mann mit gebräuntem Antlitz. In der Thorfahrt verhörte er wieder den Wirth, der ihm zögernd Beſcheid gab, und nachdem er ſich verſichert hatte,

daß in der Nähe nichts von den preußiſchen Truppen geſehen worden war, quartierte er ſich gemüthlich ein und forderte ein Frühſtück und den Arzt. Dem eintretenden Doctor ſtellte er ſich vor: „Capitän Deſſalle. Es iſt nur ein Ritz in das Fleiſch, für den ich Ihre Hilfe erbitte," ſagte er höflich in franzöſiſcher Sprache, zog ſeine Uniform aus und wies eine tiefe Wunde am Arm. Der Doctor verband ſchweigend. „Wir kommen als ungebetene Gäſte," ſagte der Fremde lachend. „Sie werden ſich an uns gewöhnen müſſen, mit Ihrem König und ſeinem Heer geht es zu Ende."

„Das wird der Himmel verhüten," verſetzte der Arzt.

„Der Himmel iſt denen günſtig, die ſich ſelbſt zu helfen wiſſen, das verſteht unſer großer Kaiſer am beſten. Iſt Ihnen gefällig mit mir zu frühſtücken?" Der Doctor dankte.

Am Abend war die Wirthſtube mit Gäſten gefüllt, denn die Bürger eilten neugierig zum Trunk, um den jungen Feind zu betrachten, der ſich ſo ungezwungen unter den Würdenträgern der Stadt niederließ, als gehöre er dorthin. Während die Leute leiſe darüber ſtritten, ob er ein Franzoſe war, da doch ſeine Mannſchaft aus Schwaben ſtammte, zog er die kleine Tochter der Wirthin an ſich und fuhr ihr durch die blonden Locken. „Meine Puppe kann ich dir nicht zeigen," ſagte die Kleine zutraulich, „die habe ich vor den Franzoſen verſteckt. Dort unter dem Schenktiſch liegt ſie und ſchläft, wo der Vater das Geld und die ſilbernen Löffel vergraben hat."

Die Leute lachten. „Ach du Unglückskind," rief die entſetzte Wirthin. Der Fremde aber holte ein Geldſtück aus der Taſche, „hier haſt du einen franzöſiſchen Groſchen, bitte deine Mutter, daß ſie dir dafür einen hübſchen Huſaren kauft."

Und als er ſich artig grüßend in ſeine Stube zurückgezogen hatte, rühmte ihn die Wirthin: „Der iſt von ganz anderem Schlage, als unſere hochnäſigen Officiere."

Es ergab ſich, daß die Feinde herangeritten waren, um eine Anzahl Pferde in Empfang zu nehmen, welche der Kreis

dem Feinde zu liefern hatte, und der ſtolze Stadtdirector verhandelte demüthig mit dem Officier, der ſich ſo ſicher und überlegen zu gebahren wußte, als ſei er ſchon lange Regent der Landſchaft. Am andern Tage wurden die Pferde, zumeiſt aus den königlichen Aemtern, auf den Ring geführt. Der Tag verging unter Hufgeklapper und trübſeligen Verhandlungen, bis endlich die Gäule im Gaſthofe und einigen nahen Ställen untergebracht wurden. Die wenigen Reiter, welche den Franzoſen begleitet hatten, ſchliefen in den Ställen.

Im Morgengrau des nächſten Tages pochte es an das geſchloſſene Stadtthor. Als der Thorwächter öffnete, ſah er den wohlbekannten Reiterlieutenant aus der nächſten Garniſon, hinter ihm den Junker, einen Unterofficier und dreißig Gemeine der Schwadron. „Wo liegt der Feind, und wie viel ſind ihrer?“ frug der Lieutenant. Sobald er den Beſcheid erhalten, rückte das Kommando in die Stadt. Die hinteren Ausfahrten der Häuſer, in denen die Einquartierung lag, wurden auf den Rath des Unterofficiers beſetzt, die Reiter drangen ein und fingen zwei Gemeine, welche gerade die Pferde putzten. Doch ging der Ueberfall nicht ohne Lärm ab, und dem feindlichen Unterofficier gelang es, ſich mit zwei Mann nach dem Gaſthofe zu ſchleichen. Da befahl der Lieutenant ſeinem Kommando vor dem Gaſthofe aufzureiten.

Ein Fenſter öffnete ſich, der Fremde ſah heraus und frug in franzöſiſcher Sprache: „Guten Morgen, meine Herren, was ſteht Ihnen zu Dienſten?“ Als Antwort fiel ein Schuß, den einer der Reiter ohne Kommando abgab. Der Franzoſe dankte im nächſten Augenblick in gleicher Weiſe und der Reiter ſtürzte verwundet auf das Steinpflaſter. „Ihr alle habt denſelben Willkommen zu erwarten, wenn ihr euch nicht fortmacht,“ rief der Fremde. Zur Stelle ſaßen einige Mann ab, drangen in den Gaſthof und auf die enge Treppe, aber der Franzoſe trat mit ſeinen Piſtolen in die Stubenthür und rief ihnen zu: „Wer von euch ſich unterſteht herauf zu kommen, den ſchieße ich

nieder, wie euren Kameraden.“ Da hinter dem Zornigen drei Karabiner im Anſchlag lagen und die Stürmenden keinen Befehl erhielten, die Treppe und Stube mit Gewalt zu nehmen, ſo wichen ſie abwärts und hinter ihnen wurde das Haus von vorn und hinten verſchloſſen. Das Kommando zog ſich zurück und machte in achtungsvoller Entfernung auf dem Ringe Halt. Unterdeß hatte ſich der Platz mit Neugierigen gefüllt, der Baron ritt unter die Bürger und rief: „Herr Beblow und Meiſter Schilling, ich erſuche Sie in den Gaſthof zu gehen und dem Feinde vorzuſtellen, daß er ſich gutwillig ergebe, er muß ja die Unmöglichkeit einſehen ſich zu befreien.“ „Das iſt nicht unſere Sache,“ antwortete Schuſter Schilling mit Kopfſchütteln.

„Ich verſichere euch auf meine Ehre,“ ermuthigte der Lieutenant, „ihr werdet nicht erſchoſſen, nur ich habe das zu befürchten, wenn ich mich nähere.“

Die Bürger traten ſchweigend zurück. Der Doctor, welcher herangekommen war, ſah wie der alte Unterofficier erröthete und unwillkürlich die Fauſt ballte. Das Kommando hielt unſchlüſſig, der Lieutenant ritt vor demſelben hin und her. Auch der Doctor fühlte, daß ihm die Wange heiß wurde, und rief: „So dürfen die Leute nicht ſtehn bleiben, ich bin bereit mit dem fremden Officier zu verhandeln.“

„Ich laſſe Sie nicht allein gehen,“ ſagte der Einnehmer. „Wenn wir aber als Abgeſandte zu dieſem galliſchen Helden eindringen, ſo iſt Vorſicht nöthig; ich verlange einen Trompeter.“

Ein junger Reiter ritt freiwillig vor. „Bleibt ihr nur zurück, mein wackrer Junge, ich wünſche civile Muſik. Holt eure Trompete, Thurmwächter Steinmetz, und marſchirt vor uns her, ihr ſeid, ſolange ihr blaſt, ſicher wie in Abrahams Schoß.“

„Mir iſt unbekannt,“ ſagte Steinmetz bekümmert, „was bei dergleichen Handlungen gebräuchlich iſt.“

„Es wird heut nicht so genau genommen," tröstete der Einnehmer.

Die Trompete wurde geholt. Steinmetz der Thürmer schritt in Parade vor. Da sein Gemüth schwer belastet war, so gerieth er auf das Signal, welches er oft in ähnlicher Gemüthsstimmung vernommen hatte, und blies das Stück, welches gebräuchlich war, wenn ein Husar Spießruthen lief.

Der Gastwirth ließ eine kurze Leiter durch das untere Fenster herab. Die Herren stiegen, von dem fremden Unterofficier geleitet, die Treppe hinan und richteten dem Franzosen ihren Auftrag aus. Dieser aber wies die Pistolen, welche auf dem Tische lagen, und antwortete: „Ihr Officier soll heraufkommen mich zu holen, wenn er es vermag; lebendig bin ich nicht zu haben und jede weitere Verhandlung ist unnütz." Mit diesem Bescheide verließen die Gesandten den Gasthof. Als sie zu dem Kommando zurückkehrten und die Antwort überbrachten, ritt der Unterofficier heran und rief in grimmiger Bewegung: „Herr Lieutenant, ich bitte um Erlaubniß mit einem Beritt abzusitzen und den Feind gefangen zu nehmen."

„Nein," antwortete der aufgeregte Lieutenant, „es ist Befehl, Verlust an Mannschaft zu vermeiden, mag der Franzose bleiben wo er ist, wir reiten hinten herum und holen die Pferde aus den Ställen." So geschah es. Das Kommando schwenkte in eine Nebengasse ein und zog mit einem Theil der Pferde, welche der Franzose requirirt hatte, wieder zum Thore hinaus. Die Leute verliefen sich, der Markt wurde leer. Als der Doctor einige Stunden später in den Gasthof gerufen wurde, fand er den Officier zum Aufbruch bereit. „Ihr Kommando ist artig gewesen," rief der Fremde lachend dem Eintretenden zu, „es hat mir die Hälfte der Pferde zurückgelassen. Sind das die Husaren Friedrichs des Großen? sie verstehen in den Hintergassen herumzureiten."

„Sie werden nicht immer so vorsichtig geführt werden," versetzte der Doctor finster.

„Sie selbst hätten mich gern gefangen genommen," sagte der Franzose mit spöttischem Lächeln. „Sie heißen König, mein Herr, wenn ich recht vernahm. Stammen Sie hier aus der Gegend?"

„Ich bin in Schlesien geboren."

„Der Name ist häufig unter den Deutschen, bei uns in Frankreich würde er lange Zeit dem Besitzer eine schlechte Empfehlung gewesen sein."

„Dafür ist Ihr Kaiser jetzt um so mehr beflissen, die Welt mit Königen zu versehen."

„Diese sind gut genug für die Fremden," sagte der Officier hochmüthig. „In Frankreich gibt es nur einen Herrn, und das ist unser Stolz. Doch Verzeihung, ich wollte Sie nicht verletzen." Er hielt die Hand auf den Tisch. Der Doctor bemerkte an dem Mittelgliede des kleinen Fingers einen dünnen Goldreif mit einem Vergißmeinnicht, wie er ihn sonst wohl schon gesehen hatte, er dachte sich, daß der Ring von einem Mädchenfinger herkomme, und wie er die stattliche, elastische Gestalt des jungen Kriegers betrachtete, mußte er zugeben, daß es diesem auch bei Frauen wohl geglückt sein müsse. Trotz der patriotischen Abneigung freute ihn, daß der kräftige Mann eine Stelle in seinem Herzen hatte, die anderen Gewalten als seinem Kaiser gehörte.

Nachdem der Verband erneuert war, legte der Fremde ein Goldstück auf den Tisch. „Ich bin Ihnen Dank schuldig."

„Sie haben mir nur Gelegenheit gegeben, meinen Beruf zu üben," antwortete der Doctor höflich. „Es ist meine Pflicht, Jedermann hilfreich zu sein. Von einem Feinde nehme ich kein Honorar."

Der Fremde sah ihn scharf an, aber er nickte beistimmend: „Vielleicht treffen wir uns einmal wieder und nicht als Feinde, denn der Kaiser pflegt festzuhalten, was er erobert hat, und dies ist die Zeit, wo alte Throne in den Trödelladen kommen."

„Dafür wurde auch Ihrem ſchwäbiſchen Landesherrn ein neuer gezimmert," verſetzte der Doctor.

„Ich bin kein Schwabe," entgegnete der Fremde ſtolz, „und nur durch einen Zufall zu dieſem Kommando gekommen. Meine Leute ſind unbändig, aber ich denke, ſie werden mit der Zeit zu guten Soldaten."

Kurz darauf trabte der Franzoſe mit ſeinen Reitern und den Pferden aus dem Thor.

„Der Baron iſt entlarvt," ſagte der Einnehmer, dem Fremden nachſehend, „und doch wäre mir lieb, wenn das Pferdegetrappel von heut früh nicht zu meinem Alten mit dem Krückſtock heraufgeſchallt hätte." Er wies auf das Bild des Königs, an dem ein Trauerflor befeſtigt war.

4.

Die Verlobung.

Diesem ersten Besuch des Feindes folgten andere, deutsche Bundestruppen des Kaisers, Franzosen und Italiener; die Deutschen aber roher und zügelloser, als die Fremden. Dennoch hielten sie im Ganzen in der Stadt so leidliche Manns-zucht, daß die Bürger sich verwunderten und erzählten, es sei strenger Befehl des Kaisers die Städte zu schonen. Jämmerlich aber waren die Botschaften, welche von den Dörfern kamen. Dort hausten die Feinde ganz unmenschlich, alle Gewaltthaten und Greuel, welche dem zuchtlosen Sieger möglich sind, wurden begangen. Und wenn der Doctor über Land fuhr, oft angehalten und in eigener Gefahr, hörte er Klagen, die ihm das Herz zerrissen, und sah, was ihn entsetzte, geleerte Höfe, verdorbenen Hausrath, gemißhandelte Frauen und Männer, die an Schlägen und Wunden elend darnieder lagen. Dann war sein einziger Trost, daß ein Mädchen, das er lieb hatte, durch die Flucht nach der Stadt davor bewahrt wurde, solches Elend in der Nähe zu schauen.

Des Abends standen die Leute jetzt in Haufen auf dem Stadtwall trotz Kälte und Schnee, und horchten schweigend in die Ferne. Wenn der Wind den Schall herzutrug, konnte man das dumpfe Dröhnen schwerer Geschütze hören, welche der Feind gegen Festungsmauern und gegen die Häuser umschanzter Städte richtete.

Weihnachten kam heran; nach altem Brauche trugen die

Kinder aus dem Walde große Moospolſter herzu, legten ſie auf Breter und ſteckten mit ſpitzigen Hölzlein bunte Bilder hinein, in die Mitte das Chriſtkind mit Maria und Joſeph, Ochs und Eſlein und an die Seiten Schäfer und ihre Herden, darüber aber hingen ſie einen großen goldenen Stern und Engel, welche auf einem Papierſtreifen die Inſchrift wieſen: „Gloria in excelsis“. Solchen Bau hatte der Doctor als Kind jedes Jahr zuſammengefügt. Als jetzt die Knaben ſeiner Wirthin das Moos aus dem Walde heimbrachten und ihm fröhlich vorzeigten, wurde mit dem kräftigen Waldgeruch die ganze Freude und Sehnſucht der Kinderzeit in ihm wach; er ſetzte ſich zu ihnen und half bei der künſtlichen Arbeit, ſchnitt, wie ſie, die Bilder und lehrte ſie eine offene Hütte zu pappen, in welcher die ruhmvolle Krippe des Chriſtkindes aufgeſtellt werden konnte. Aber während er ſich aus den Schrecken der Gegenwart hineinzuträumen ſuchte in den glückſeligen Frieden der Kinderarbeit, kam ihm vor, als vernehme er den dumpfen Schall ferner Schüſſe, er ſah die tötlichen Geſchoſſe in feurigem Bogen herniederbrechen in die Wohnungen friedlicher Menſchen, er ſah abgehärmte Geſtalten in den tiefſten Gewölben der Häuſer kauern, und er frug ſich in tiefer Empörung: Du heiliger Lehrer, deſſen Geburt die Kleinen im kindiſchen Spiel darſtellen, du forderteſt Liebe und Frieden auf Erden. Deiner hohen Lehre ſtimmt alles Holde und Freundliche in unſerem Herzen zu. Hat ſie Recht? oder iſt Kampf und Streit der Nationen als eine ewige Nothwendigkeit von der göttlichen Vorſehung geboten, und müſſen wir im Kriege töten und uns töten laſſen, um in friedlicher Zeit menſchenwürdig zu leben? Sind die Greuel dieſes Jahres nöthig und kann ein Menſch das Recht haben, dies Fürchterliche über Millionen andere heraufzubeſchwören? Und wenn er ſich antwortete: Dies Leid iſt der Preis, den der Menſch dafür zahlt, daß er einem Volke angehört und einem Staat, und Krieg iſt der Zweikampf der Völker, der als das geringere Leiden an

die Stelle getreten ist einer rohen Selbsthilfe der Einzelnen, welche unabläſſig zerſtört; dann blieb er vor der Frage ſtehen: wie weit bin ich als Einzelner ſchuldig, mich dem Kampfe meines Heimatſtaates hinzugeben? So dachte er, über Moos und Fichtenreiſer des Waldes gebeugt, aber die Antwort fand er nicht.

Dieſelben Feſtungen, um welche in den Kriegen Friedrichs des Großen der Kampf getobt hatte, wurden jetzt von den Franzoſen belagert. Bei jeder hofften die Städter, daß die Kriegskraft der Fremden, die in der Provinz nur mäßig war, an den Baſtionen zerſchellen würde, doch eine Feſtung nach der andern wurde von ſchwachen Kommandanten, lange bevor die Noth dazu zwang, dem Feinde ausgeliefert. Als aber die Hauptſtadt des Landes trotz dem Widerſpruch, den muthige Bürger erhoben, übergeben ward und der Feind zugleich mit der Stadt auch die Regierung des Landes in Beſitz nahm, da drang auch in die Seelen der Beſſern die Muthloſigkeit. Und von da folgte in den öden Wintertagen eine Unglücksnachricht der andern, nichts ſchien feſtzuhalten, worauf man gehofft hatte, nicht die Mauern, nicht die Menſchen. Dem Feind gehörte die ganze Provinz, nur im Süden widerſtand noch ein ſchmaler Landſtrich: die Feſtungen an Oeſtreichs Grenze und die Berge der Grafſchaft Glatz; auch dieſe, wie man annahm, nur deshalb, weil es den Franzoſen an Belagerungsgeräth und Mannſchaft fehlte.

Aus der Hauptſtadt aber kamen immer neue Erzählungen von dem Uebermuthe der Sieger, den Erpreſſungen der Befehlshaber; der eine hatte alles Silbergeſchirr aus dem Laden eines Goldſchmieds für ſich requirirt, ein anderer brauchte täglich ein Faß Wein, ſich darin zu baden; die königlichen Officianten wurden mit kaltem Hohn wie Bediente behandelt, vornehme Gutsbeſitzer ſtanden demüthig harrend im Vorzimmer der Fremden und erbaten als Gunſt, ihnen Feſte veranſtalten zu dürfen. Von dem König aber und von dem Heere, die weit

entfernt im äußerſten Norden lagerten, drang ſelten eine Kunde in das Land.

Viele gaben die Hoffnung auf, daß das alte Weſen jemals wiederkehren werde, und nicht Wenige freuten ſich darüber. Mancher, den die ſchlechte Zeit wund gedrückt hatte, dachte, daß es nützlicher ſei den Sieger zum Freunde und Herrn zu haben, als den ſchweren Druck länger zu ertragen.

Denn das Meiſte, was der Bürger bis dahin mit ſcheuer Ehrfurcht betrachtet, hatte ſich verächtlich gezeigt. Streng waren die Kleinen bevormundet worden, jetzt waren die höchſten Behörden, die erſten Officiere in ihrer hohlen Eitelkeit und in der Erbärmlichkeit ihres Charakters erwieſen. Darüber klagte das warmherzige Volk mit Bitterkeit und die Schlechten mit hämiſcher Freude. Wenn einer der Gutsherren, der einen Sohn beim Heere hatte, nach der Stadt kam, ſo waren die Leute nicht mehr willig, die Mützen zu ziehen; ſie wieſen vielleicht hinter ſeinem Rücken mit Fingern auf ihn und flüſterten ſich zu, wie er ſich die Einquartierung abgekauft und wie er bei den Feinden zu Hofe gegangen war.

Auch das neue Weſen der Fremden, welches ſo gewaltig der alten Ordnung überlegen war, dünkte Vielen ſtärker und beſſer. Ja der Kaiſer verſtand aufzuräumen; er würde durch wenige Federſtriche den Stolz der Herren abſchaffen, die mit Läufern durch die Straßen zogen und ihre unterthänigen Leute zwangen ihnen zu dienen, gleich als ob dieſe Negerſklaven wären. Nicht nur in den Schenken, wo loſes Volk verkehrte, auch in den Häuſern ſtudirter Männer, welche ſich ihrer Wiſſenſchaft und ihrer Erfahrung im Staatsdienſt rühmten, vernahm man das Lob des Kaiſers, und wenn deutſche Officiere, die in franzöſiſchem Dienſt ſtanden, in einer Geſellſchaft ſeine Geſundheit ausbrachten, ſo ſchrien auch ſchleſiſche Landeskinder ihr Hoch dazu.

Und etwas Unerhörtes geſchah; das ganze Land füllte ſich mit Spionen. Die Fremden verſtanden mit einer teufliſchen

Fertigkeit, die sie in anderen Ländern erworben hatten, schwache Menschen als Zuträger zu gewinnen; überall schlichen sich französische Agenten ein. Wer in größerer Gesellschaft ein freies Wort wagte, der lief Gefahr, angezeigt zu werden. Man wußte, daß hier und da Jemand bei Nacht aufgehoben und nach der Hauptstadt geführt war. Vorsichtig und scheu gingen die Leute an einander vorüber, ein Nachbar traute nicht mehr dem andern.

In der Stadt lebte ein pensionirter Rath, der wenig beliebt war. Man sagte, daß er wegen grober Amtsvergehen seinen Abschied erhalten habe. Dieser Mann suchte jetzt die Gesellschaft des Doctors, erzählte viel und laut von seinem Patriotismus und frug den Doctor, der ihn kalt behandelte, nach seinen Ansichten.

„Lassen Sie sich nicht mit dem ein," sagte einst die Gastwirthin vertraulich, „es geht mich nichts an, aber die Leute erzählen, daß er insgeheim mit dem Feinde zusammensteckt. Wenn Sie viel mit ihm gesehen werden, so kommen auch Sie ins Gerede."

„Wenn er in solchem Verdacht steht," versetzte der Doctor erstaunt, „wie können die Honoratioren ihn an ihrem Tische und in der Unterhaltung neben sich dulden?" Die Wirthin zuckte die Achsel. „Sie mögen es wohl aus Furcht thun." Als der Doctor den Einnehmer deshalb befragte, antwortete dieser: „Ich rede nicht mit ihm, früherer Geschichten wegen, ob er spionirt, weiß ich nicht; aber glauben Sie mir, die ärgsten Spione sind unsere Oberbehörden, welche aus reiner Feigheit sich und die ganze Verwaltung den fremden Schuften in der Hauptstadt zu Füßen legen."

Das nächste Mal begann der Doctor traurig:

„Es geht mit unserm Widerstand zu Ende. Die letzten Truppen, welche sich noch in der Grafschaft hielten, sind über die böhmische Grenze gesprengt."

Der Einnehmer zuckte die Achseln: „Ich werde wohl nicht

mehr lange über Steuern quittiren. Zwei Könige haben mit ihrem Stock dies Weſen zurechtgeſchlagen, unter zwei andern iſt es verloddert. Ich ſage Ihnen, Doctor, der fühlende Menſch ſoll ſich um dieſe Dinge nicht grämen."

„Um was denn ſonſt?" frug der Doctor.

„Um nichts," entgegnete der Einnehmer, „dem Weiſen darf nichts auf Erden den Appetit verderben." Beide ſaßen einander ſchweigend gegenüber.

Wieder begann der Jüngere: „Ich las, wie ein wohlmeinender Schriftſteller die Deutſchen tröſtend ermahnt, daß ihnen doch die Herrſchaft bleibt im Reiche des Geiſtes, in der Wiſſenſchaft und Poeſie. Darin kann kein anderes Volk ſich mit uns meſſen und unſere heimiſche Art lebt ſicher fort in unſerer Mutterſprache."

„Auf der andern Seite der Oder reden ſie Polniſch, jenſeit des Gebirges Böhmiſch und unſere Edelleute freuen ſich, wenn ſie Franzöſiſch parliren können, erzählen Sie doch den Bürgern und Bauern von der Größe unſerer Wiſſenſchaft und Dichtkunſt," antwortete der Einnehmer.

Wieder langes Schweigen. „Wohlan," ermuthigte ſich der Doctor, „aus Trübſal und Gefahren ſteigt ein neues Leben empor; was unhaltbar war, fällt um uns in Trümmer. Die eigennützige Politik der Cabinette hat ihre Schwäche erwieſen. Die Schranken, mit welchen die Nationen von einander getrennt wurden, ſind gebrochen; für die Völker kommt jetzt eine Zeit brüderlicher Vereinigung."

„Das ſagen ja die Franzoſen immer," verſetzte der Einnehmer, „und dabei treiben ſie den Bauern die Kühe aus dem Stall und raffen unſere ſauer verdienten Groſchen in ihre Taſche."

„Auch der Kaiſer, welcher jetzt mit ſeiner Geißel aus einander wirft und zerſchlägt, iſt der Diener einer höhern Macht; er zwingt uns zur Buße und Einkehr in uns ſelbſt, denn er lehrt uns, daß Vieles, was wir in ſchlaffer Gutmüthigkeit

aus der Vergangenheit bewahrt haben, ein Unrecht geworden ist. Ob er bestimmt ist ein besseres Leben bei uns heraufzuführen; wer wagt das zu entscheiden?"

„Das wage ich, als königlicher Steuereinnehmer, indem ich Ihnen im Vertrauen sage, daß ich ihn für einen Schurken, einen Dieb und Einbrecher halte. Aber andere unserer großen Herren sind nicht viel besser. Er nimmt's dreist in Scheffeln, die andern furchtsam in Löffeln. Und ich wiederhole Ihnen, der Weltlauf war immer so, und nur in seinen vier Wänden vermag der Mensch glücklich zu sein. Zuweilen hilft dazu ein Glas Wein." Er trug eine Flasche Ungar heran. „Das trinken wir aus," ermahnte er, „sonst holen es am Ende die Volksbeglücker." Die Freunde setzten sich zusammen. Der Wirth wollte nicht von Politik reden und erzählte kleine schnurrige Geschichten, denen der Gast mit halbem Ohr zuhörte. Beide Weltbürger, der, welcher sich aus der gemeinen Außenwelt in die Stille des Hauses retten wollte, und der andere, der nach dem Haß der Könige eine Freundschaft der Nationen erwartete, sollten noch erfahren, daß sie selbst Besseres zu thun hatten, als über den Fall ihres Staates traurig nachzudenken.

Auch der Doctor hatte mühevolle Tage. Es gab viel Krankheit in den ausgesogenen Dörfern, die Wege waren unsicher geworden und nächtliche Fahrten galten für gefährlich. Er fuhr mit Säbel und Pistole bewaffnet zu seinen Kranken; aber die einsamen Reisen unter dem Nachthimmel waren ihm ganz recht. Wenn der Schneesturm um seinen Schlitten heulte und wenn die Wintersonne auf das weiße Bahrtuch schien, in welches die Landschaft gehüllt war, sann er ernsthaft über die großen Fragen, welche den Menschen beschäftigen, wenn er zertrümmern sieht, was ihm bis dahin lieb und ehrwürdig gewesen ist.

Als er bei einem Krankenbesuch auf dem Lande wieder Klagen über die Roheit und Raubsucht der Feinde angehört

hatte, sagte der Bauer endlich: „Wo anders ist es noch schlimmer hergegangen, bei dem Herrn Senior haben sie arg gehaust und er ist kaum mit dem Leben davongekommen.“ Da befahl der Doctor dem Kutscher sogleich nach dem Pfarrhof zu fahren.

Der Weg bog von der Landstraße ab, zur Seite die wüste Stätte und das Dorngebüsch um den verfallenen Brunnen, dahinter der alte Ringwall. Ueber dem Deckel des Brunnens hämmerte der alte Christian. Der Doctor ließ halten: „Wie geht's in der Pfarre, Schäfer?“ Der Alte schüttelte den Kopf: „Der Herr Senior will durchaus, daß ich den Deckel wieder festschlage; die Arbeit ist doch vergebens. Sie leidet's nicht mehr.“

„Wer will's nicht leiden?“ Der Mann wies scheu in den Brunnen hinab. „Die einst hier herunterſprang.“ Er warf die Axt weg: „Hier fing das Unglück an. Am Morgen kam die Magd mit der Nachricht gelaufen, der Brunnen wäre offen und das Holz nirgend zu finden. Der Herr meinte, es sei hineingestürzt. Es war ganz fest, sagte ich; ich selbst habe in den letzten Tagen daran gefaßt, wie können die Bohlen hinunterfallen? Dann haben Fremde dort nach Wasser gesucht, sagte der Herr, griff nach seinem Hut und ging selbst zur Stelle, doch war nirgend etwas zu finden. Und gleich darauf kamen die Räuber und Mörder über uns. Ach und unser armes Fräulein!“

„Fahr zu, Kutscher,“ schrie der Doctor in der Ahnung eines Unheils. Als er in den Hof einfuhr, fand er dort den Staatswagen des Kammerherrn. Der Bediente grüßte und berichtete ungefragt, daß die gnädige Frau zum Besuch beim Pfarrfräulein sei. Der Doctor wurde in die Amtsstube des Seniors geführt. „Erst auf dem Wege hierher habe ich vernommen, daß Sie in Gefahr gewesen sind.“

„Es war eine schwere Zeit,“ antwortete der Geistliche, welcher kränklich und gebeugt vor ihm saß, „und ich besorge,

die Prüfungen sind noch nicht zu Ende. Es ist uns im vorigen Herbst und Winter übel zugesetzt worden. Zuerst kamen kleine Kommandos, sie nahmen uns das Vieh aus den Ställen, kaum daß den Frauen gelang, die letzte Milchkuh zu verstecken; bis endlich an einem Sonnabend, da ich gerade memorirte, das Unglück hereinbrach." Er hielt inne und sah den Doctor unruhig an. „Wir sind Ihnen bereits Dank schuldig, und Ihr Besuch erscheint mir wie eine Fügung des Schicksals; ich weiß, daß meine Henriette großes Vertrauen zu Ihnen hat und es könnte sein, daß wir bald einmal Ihre Hilfe für sie erbitten müssen." „Ist sie krank?" fuhr der Doctor auf.

„Ich fürchte, obgleich sie im Hause umhergehet wie sonst." Er hielt wieder inne. „Dem Arzte soll man mit Vertrauen entgegenkommen," fuhr er sich selbst ermuthigend fort, „und ich will Ihnen Alles erzählen, wovon wir sonst ungern reden. An jenem Sonnabend war der Hof im Augenblick durch wilde Gestalten, durch Pferde und schreiende Soldaten gefüllt; sie drangen in die Stube mit wüthenden Gesichtern und rohen Flüchen; der ganze Haufe war betrunken, leider waren es Deutsche. Sie hielten mir Pistolen an die Schläfe, drehten das Tuch um meinen Hals, um mich zu ersticken, und forderten das Geld und Silberzeug.

Während meine Frau zitternd in der Kammer herbeisuchte, was sie begehrten, hielt mich die Tochter fest umschlungen, um meinen Leib vor den Schlägen der Bösewichter zu schützen. Aber zwei, die Officiersepauletten trugen, rissen sie von meinem Herzen und wollten sie mit rohen Liebkosungen zur Stube hinausziehen. Da hörte ich in halber Ohnmacht, wie unsere alte Magd, die an der Thür auf den Knien lag, Jemanden anschrie: „Herr, rettet unser junges Fräulein." In dem Augenblick sprang ein junger Officier über die Schwelle, ein schöner Mann, wie vom Himmel kam er. Er sah sich in der Stube um und schlug den Bösewichtern, welche mich quälten, die Pistolen zur Seite, und wie mein Kind, welches gebrochen

auf den Knien lag, von den zwei Wüthrichen fortgeſchleift wurde, fuhr er auf dieſe zu und gebot ihnen mit flammendem Blicke: „Laſſen Sie das Mädchen los.“ Als die Beiden ſich unter Flüchen weigerten, packte er den Frechſten bei der Bruſt, warf ihn zurück und rief: „Wagt es, ihr Hunde, die Braut eines franzöſiſchen Officiers anzurühren.“ „Braut?“ ſchrien die Andern, „Lügner! ſchlagt den franzöſiſchen Windbeutel nieder.“ Der Franzoſe zog ſeinen Säbel heraus und ſagte jetzt ganz ruhig: „Ich erſuche alle Anweſenden, Zeugen meiner Verlobung zu ſein.“ Er beugte ſich zu meiner Tochter herab, welche im Schoß der Mutter auf dem Boden lag, zog ihr den Ring vom Finger, der ein Geſchenk ihrer Pathe war, und ſteckte ihr einen andern an, den er an der Hand trug. „Herr Pfarrer, ſo verlobe ich mich mit Ihrer Tochter,“ ſagte er, und gleich darauf fuhr er die beiden Böſewichter an: „Hinaus.“ Unterdeß waren einige ſeiner Leute in die Stube gedrungen, hatten die Marodeure aus dem Hauſe gejagt und bewachten die Thür. Es wurde ſtill, wir hörten in unſerer Betäubung Säbelgeklirr aus dem Hofe. Kurz darauf kam der franzöſiſche Officier zurück und rief meiner Tochter zu: „der Elende wird Sie nicht mehr beläſtigen.“ Er hatte ihn dort bei der Scheune zum Tode verwundet. Der Menſch ſtarb wenige Stunden darauf und wurde von ſeinen Leuten in aller Stille auf einem Karren fortgeſchafft.“ Der Senior wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn. Auch ſein Zuhörer barg das Geſicht hinter der aufgeſtützten Hand.

„Meiner Tochter lief der Schauder durch die Glieder,“ fuhr der Geiſtliche fort, „der Franzoſe redete ihr tröſtend zu: „armes Mädchen, faſſen Sie Muth, es ſoll Ihnen kein Leid mehr geſchehen,“ er hob ſie auf und übergab ſie der Mutter. Sie wurde aus dem Zimmer geführt. Als wir allein waren, fuhr der Officier fort: „Für die nächſten Tage laſſe ich Ihnen einen zuverläſſigen Mann als Sauvegarde im Haus, und ſpäter hoffe ich, ſollen Sie von aller Einquartierung verſchont

bleiben.“ Er rief einen seiner Reiter herein, es war ein alter Haudegen von sehr gutem, kriegerischem Aussehen. Bisher hatte der Officier deutsch geredet, wenn auch mit fremder Aussprache, mit dem Alten besprach er sich französisch. Dann wandte er sich wieder zu mir; „was hier vorgefallen ist, zwingt mich sogleich aufzubrechen, um Sie und mich selbst zu sichern. Ich bitte Sie, bevor ich scheide, um ein Glas Wein, ich wünsche die Gesundheit meiner Braut zu trinken.“ Als er trank, lief ihm vom Arme das Blut herab. Und als er aufbrach, sagte er noch meine Hand ergreifend in seinem fremdartigen Deutsch: „Mein ehrwürdiger Vater, als ich die Heimat verließ, hatte ich eine Schwester, welche Ihrer Tochter ähnlich war, und einen Vater mit weißem Haar, gleich dem Ihren, und es sah in der Stube fast so aus, wie hier.“ Und meinen Dank unterbrach er mit den Worten: „Grüßen Sie meine Braut, und sagen Sie ihr, wenn ich wiederkomme, werde ich fragen, wann sie Hochzeit machen will“ und ein französisches Lied singend, ritt er mit seinen Leuten von dannen. Doch einen Empfehlungsbrief für spätere Einquartierung hat er zurückgelassen.“ Der Senior holte ein Papier aus dem Schreibtisch und wies es dem Doctor. Es war ein offener Brief in französischer und deutscher Sprache, worin der Unterzeichnete seine verlobte Braut und deren Eltern der Ehre aller Kameraden empfahl. Die Unterschrift war „Dessalle, Capitän“, mit Angabe des Regiments.

Der Doctor legte das Blatt auf den Tisch, er wußte jetzt, woher der Ring mit dem Vergißmeinnicht kam, und er wußte auch, wo die Armwunde empfangen war, die er verbunden hatte. „Und Sie haben später von diesem Document Gebrauch gemacht?“ frug er mit klangloser Stimme.

„Es hat uns einige Mal in der Noth gute Dienste geleistet,“ antwortete der Geistliche gedrückt.

„Sie haben dadurch die Verlobung Ihrer Fräulein Tochter mit dem Fremden anerkannt,“ sagte der Doctor traurig; „hat auch Fräulein Henriette ihre Zustimmung ausgesprochen?“

„Sie hat nie ein Wort dafür und dagegen gesagt, den Ring des Fremden hat sie abgezogen und verwahrt ihn in ihrer Kommode. Lange war sie auf den erlittenen Schreck bettlägerig; als sie wieder zu einigen Kräften kam und die Mutter von dem Unglückstage anfing, brach sie in Schluchzen aus und gerieth in solche Aufregung, daß wir bis jetzt vermieden haben davon zu reden, sie selbst erwähnt niemals den Officier."

„Hat Capitän Dessalle seit jenem Tage sich nicht wieder gezeigt?"

„Nein. Einmal hat er mir in kurzem Billet angezeigt, er sei verhindert uns wieder zu sehen, da er im Dienst verschickt werde."

„Darf ich mir die Frage erlauben, wie Sie selbst die dreiste That des französischen Officiers ansehen, und was Sie ihm gegenüber und vielleicht vor Andern zu thun gedenken?"

Der Senior faltete die Hände. „Ich stelle Alles dem Willen des Höchsten anheim, er wird es wohl machen."

Dem Doctor empörte sich das Herz über solche christliche Ergebenheit.

„Die Heimsuchung ist über mein Haus gekommen wie über unser Volk," fuhr der Senior fort, „der Kaiser hat Alles zerschlagen, worauf wir vertrauten, und Niemand vermag zu sagen, ob er nur wie ein Skorpion ist, mit dem wir gezüchtigt werden, oder ob er ein Bote der Vorsehung ist, um uns, wenn auch wider unsern Willen, zu einem besseren Glücke zu führen. Ist er nur ein Werkzeug der Zerstörung, so wird Gott ihn finden und zerbrechen, wird er ein großer Reformator in irdischen Dingen, so wird er sich auch unsern Dank verdienen und die Herzen werden sich ihm freudig zuwenden."

Es war wenige Tage her, da hatte der Doctor, welcher jetzt in tiefer Empörung dem Alten gegenüber saß, ganz Aehnliches gedacht; heut tönten ihm die Worte wie Vaterlands-

verrath in das Ohr. Er verstand wohl, was der Senior vor ihm nicht aussprach, der fromme Mann hatte in seiner Ergebenheit bereits bei sich ausgemacht, daß der Herr ihm vielleicht einen Officier des Kaisers als Schwiegersohn bestimmt habe, und er war bereit ihn zu empfangen. Schmerz und Zorn wurden in dem Doctor so übermächtig, daß er vergebens nach Worten rang.

Es war ein langes unfreundliches Schweigen.

„Die Frau Kammerherrin hält die Meinigen lange auf," sagte der Pastor nach der Thüre sehend.

Der Doctor erhob sich. „Was Sie mir mitgetheilt haben, werde ich als Geheimniß bewahren. Ist das Leiden Ihrer Fräulein Tochter eine Folge des großen erlittenen Schreckens, so haben Sie Heilung von der Zeit zu hoffen; hat die Störung ihrer Gemüthsruhe einen anderen Grund, so wird ihr Leiden nur beseitigt werden, wenn der Grund des Kummers wegfällt. Als Arzt vermag ich nur dann zu rathen, wenn Fräulein Henriette sich entschließen kann, mir so weit ihr Vertrauen zu schenken, als der Arzt in solchem Falle beanspruchen muß. Darum lasse ich sie herzlich bitten. Es wird gut sein, wenn Sie ihr dies vorher mittheilen." Als er die Stube verließ, fuhr der Wagen des Besuches ab. Henriette stand auf den letzten Stufen der Treppe. Da sie den Gast erkannte, wich alles Blut aus ihrem Gesicht und sie hielt sich an dem Treppengeländer fest. Er blickte sie traurig an, grüßte schweigend und förmlich und stieg in den Wagen. Er sah nicht mehr, daß das Mädchen sich über die Treppe beugte und in lautes Schluchzen ausbrach.

Der Doctor drückte sich in eine Ecke des Wagens und versuchte an alles mögliche Andere zu denken, um die bitteren Empfindungen zu betäuben. Ihn übermannte fast die Trauer, daß sie jetzt vielleicht unglücklich war durch den übermüthigen Einfall eines Fremden. — Doch wahrlich, es war Thorheit, sich um dies Abenteuer zu grämen. War der Fremde nur ein

frecher Taugenichts, so durfte der Ringwechsel aus dem Stegreif unter keinen Umständen ihre Zukunft bestimmen, und war er ein Mann von Ehre, so verstand es sich von selbst, daß die Sache keine weiteren Folgen hatte. Aber er war ihr Retter! „Wie vom Himmel kam er," sagte der Vater. So dachte wohl auch die Tochter. Es war natürlich, daß ihr der Franzose lieb geworden war, dessen Ring sie bewahrte. — Und welches Recht hatte denn er selbst an das Mädchen?

Er rang in seinen Gedanken gegen das Neue, das wie ein giftiger Qualm seine Hoffnung auf Liebe und Glück verdorren machte. Und je länger er sich mühte, um so wilder wurde der Sturm in seinem Gemüth, bis ihm sein ganzes Leben entweiht und zerbrochen dünkte.

So kam er nach Hause und warf sich den Rest der Nacht ruhelos auf seinem Lager umher. Kalt und grau war der Morgen, und die finstere Entsagung, zu der er sich zwingen wollte, wurde immer wieder durch das Auflodern eines wilden Schmerzes gestört. Nur ein Strahl von Hoffnung fuhr zuweilen durch das Dunkel in seiner Seele: Henriette selbst würde seinen Beistand begehren. Aber Tag auf Tag verrann, und vom Pfarrhof kam keine Botschaft.

Wohl aber traf er mit dem Kammerherrn zusammen, der ihm erzählte: „Meine Frau hat bedauert, neulich bei dem Herrn Senior Sie nicht gesehen zu haben. Das ist ja eine ganz poetische und romantische Begebenheit. Dem Fräulein darf man, abgesehen von der gegenwärtigen Kriegslage, zu der Partie gratuliren. Ich war im Auftrag der Stände genöthigt, mit den Franzosen zu verhandeln. Da erkundigte sich der Prinz selbst nach der Familie des Seniors und rühmte den Bräutigam mit warmen Worten."

„Und wie erwähnt Fräulein Henriette den Franzosen?" frug der Doctor kalt.

„Sie hat meine Frau mit Thränen gebeten, über die ganze Angelegenheit gegen sie selbst und Andere zu schweigen. Dies

Zartgefühl macht ihr Ehre bei der jetzigen Unsicherheit aller Verhältnisse. Ich zweifle aber nicht, wenn erst der Friede geschlossen ist, wird sich dort Alles günstig gestalten. Meine Frau ist bezaubert von der Haltung und Liebenswürdigkeit des Mädchens."

So war es entschieden. Ein kurzer Traum von Liebe und Glück! Sonne und Mond verklärten den Friedhof so freundlich mit ihrem Licht, das Ende ist doch ein Grab für Liebe und Hoffnung; kurz war die Seligkeit und ihr folgt ein ödes Leben voll von Entsagung. So dachte der Doctor daheim, er trat aus dem Sternenlicht in den dunklen Schatten und barg sein Gesicht in den Händen.

5.

Nach den Bergen.

Die erſten Boten des Frühjahrs kamen. Die Schneeglöckchen blühten und der Fink erhob in den Hausgärten ſeinen muthigen Ruf. Die Kinder banden buntes Papier und Flittern an Fichtenreiſer, liefen durch die Gaſſen und ſchrien, daß ſie den Winter ausgetrieben hätten und den Sommer wiederbrächten; und wo ſie von der Hausfrau Brezeln hofften, da ſangen ſie ſchmeichelnd von einer goldnen Schnur, die um das Haus gehe, und von einer ſchönen Frau Wirthin darin. Ach! das Gold war in den Häuſern der Bürger ſelten geworden, aber die ſteigende Sonne übte doch ihren alten Zauber. Die Muthloſigkeit, welche unter den Schneewolken geherrſcht hatte, ſchwand dahin. Die Bürger ſchritten wieder rüſtiger einher, Augen und Herzen erhoben ſich in neuer Hoffnung. Noch war es ein ſchüchternes Ergrünen und der nächſte Schneefall mochte es verderben, aber die Leute erzählten doch frohlockend, daß dem fremden Kaiſer nicht Alles geglückt war, und daß oben in der Grafſchaft und um die Grenzfeſtungen ſich wieder Soldaten ihres Königs tummelten. Ein neuer Gouverneur war angekommen und ſeine Huſaren ſtreiften weit in das Land, faſt täglich kam Botſchaft von kecken Unternehmungen, welche dem Feinde Schaden gethan, daß ſich die muthigen Reiter durch die engen Thäler, über Eis und Schnee der Berge gewunden, um plötzlich über die Franzoſen herzufallen, daß ſie mit dem alten Huſarenſtolz ſchonungslos auf

jede Uebermacht einhieben und mit ihren Gefangenen und Beutepferden in der Ferne verschwanden, gleich Luftgestalten, welche der Berggeist Rübezahl aus seinem Reiche gesendet hat, die Fremden zu necken.

Seitdem wurde wie mit Geisterhilfe dem Feinde ein Tort nach dem andern gethan, auch da, wo Niemand an die Möglichkeit dachte. Die Franzosen wollten in der Münze der Hauptstadt Geld schlagen mit den vorhandenen Prägstöcken, welche jetzt in ihrer Gewalt waren; als sie den verschlossenen Raum öffneten, fanden sie Alles leer, die Prägstöcke waren durch unsichtbare Hände in die Berge geschafft. Dem Feinde fehlten Hohlgeschosse zur Belagerung der Festungen, die Gußformen dazu verwahrte er in Eisenwerken Oberschlesiens; als die Arbeit beginnen sollte, wurden die Hütten bei Nacht von Bewaffneten umstellt, die Formen herausgeholt und zerstört. Und wieder weit abseit an der polnischen Grenze hatte ein wackerer Edelmann auf seinem Gute die Monturen aus den nächsten Garnisonen gesammelt und vermauert, die Feinde aber hatten davon erfahren, ihm den Hof verwüstet und besetzt. Da zogen in nächtlichem Ritt die Geister aus den Bergen über die Oder quer durch das ganze Land, räumten heimlich aus und schafften Alles fort.

Zuweilen kam dem Doctor vor, als ob auch um ihn herum etwas Geheimnißvolles vorgehe. Unter den jüngeren Männern der Stadt war ein Assessor sein Tischgenosse in dem kleinen Zimmer des Gasthofes. Der Andere war immer schweigsam gewesen und hatte sich selten aufgethan; jetzt saß er noch verschlossener als sonst, bis er einmal nach dem Essen plötzlich die Hand des Arztes ergriff. „Wir nehmen heut Abschied, bewahren Sie mir ein freundliches Andenken.“ Dies klang so feierlich, daß der Doctor befremdet frug: „Sie wollen mich auf längere Zeit allein lassen?“

„Es gibt jetzt wenig zu thun,“ antwortete der Andere ausweichend, „und ich mache die Reise in eigenen Angelegenheiten.“

Am andern Tage ſagte die Wirthin, auf den leeren Platz weiſend: „Der iſt auch fort. Vorige Woche iſt der Sohn meiner Schweſter gegangen, wer weiß, ob wir ſie wiederſehen.“

„Wohin?“ frug der Doctor.

„Wir wiſſen es nicht,“ entgegnete ſie. „Einer iſt wie der Andere am frühen Morgen zum Thore hinaus auf die Grafſchaft zu. Seine Sachen hat der Aſſeſſor mir übergeben, aber das Gewehr, welches er ſich gekauft hatte, iſt nicht darunter, und vor einigen Tagen hat ein Fremder, der ſich einen Pferdehändler nannte, eine Kiſte von ihm in das Gebirge mitgenommen.“

Da fiel dem Doctor ein, daß er vor Kurzem auch den Einnehmer mit einem Fremden im Geſpräch getroffen. Der Beſuch war bei ſeinem Eintritt mit kurzem Gruß davongegangen, der Einnehmer aber hatte auf des Doctors fragenden Blick ausweichend geantwortet: „er macht Geſchäfte mit Pferden und Anderem nach der Grafſchaft hin.“

Doch nicht Jedermann war geneigt, die Geiſter der Berge zu rühmen. Auf der Bank der ſtädtiſchen Promenade ſaß der penſionirte Major von Henner, bot ſeinen Rücken den Strahlen der Mittagsſonne und ſtützte die gefalteten Hände auf ſeinen Stock. Er gehörte zum erſten Tiſch, war als wackerer Mann in der Stadt geachtet und hatte auch in dieſer Zeit der Schwäche ſeinen harten Muth nicht verloren. Heut ſah er trübſinnig zu dem Arzte auf, als dieſer nach ſeinem Ergehen frug.

„Ich habe als junger Soldat manche Woche erlebt, wo die ganze Welt den König und ſeine Armee verloren gab, und unſere Soldaten machten doch alle Hoffnungen der Feinde zu Schanden. Jetzt aber, Herr, traure ich, daß ich ſolchen Frevel erleben muß.“ Und den Troſt des Doctors abweiſend, fuhr er fort: „Mit den Franzoſen wären wir zuletzt fertig geworden, aber wir ſelbſt geben uns den Reſt. Was in der Grafſchaft vorgeht, muß einem alten Preußen das Herz brechen.

Der Mann, welcher dort im Namen des Königs regiert, befiehlt nicht wie ein preußischer Officier, sondern wie der Räuber Karl Moor, der keinen Gott und keinen Herrn über sich erkennt. Die gute Zucht unseres Heeres hat er wie einen lahmen Hund totgeschlagen, der Unterschied zwischen Edelmann und Schneider ist aufgehoben, Gassenlaufen und Stock ist verpönt, Jedermann muß als Gemeiner eintreten, Jedermann kann Officier werden, auch mein Bedienter, und die Gemeinen sollen vor Allem durch das sogenannte Ehrgefühl gedrillt werden. Nicht preußische Soldaten erzieht er, sondern einen Haufen von Räubern, die in ihrer Höhle die Helden spielen und beim ersten scharfen Gefecht aus einander laufen. Daß mit dieser Flunkerei jetzt Tritt, Tempo und Subordination zum Teufel gehen, das ist das Anzeichen von unserem Ende." So klagte finster der Alte.

An demselben Mittag stand der Einnehmer vor seinem geöffneten Bücherschrank und musterte wählerisch die Bände. „Ich suche, was das Gemüth mit heiterer Ruhe erfüllt," brummte er.

Die Haushälterin trat in die Thür. „Fräulein von Buskow wünscht den Herrn Einnehmer zu sprechen."

Der Einnehmer schloß unwillig den Schrank: „Die Schwester des Meuchlers! Aha, seid ihr klein geworden? Ich denke sie will um Verzeihung bitten. Lassen Sie ein!"

Das Fräulein trat schnell in das Zimmer, eine kleine, behende Dame in schwarzer Enveloppe und schwarzer Kapuze. Der Einnehmer verneigte sich höflich gegen ihren artigen Gruß, sah aber wieder sehr majestätisch aus, als er sie einlud, auf dem Sopha niederzusitzen.

„Ich komme, Sie um allerlei zu bitten," begann das Fräulein leise, „was Sie vielleicht von Ihrer Garderobe entbehren könnten, vor Allem, wenn Sie dicke, alte Stiefeln haben und vielleicht etwas Warmes unterzuziehen; am liebsten auch um Geld."

„Von Allem ist wenig vorhanden," sagte der Einnehmer, verwundert auf die niedlichen Füße sehend, welche kaum bis zum Boden reichten, „da Sie aber die Stiefeln doch nicht für sich brauchen, so sagen Sie mir auch, wem Sie damit seinen Weg durch dieses Jammerthal befohlen wollen."

„Armen Soldaten," antwortete das Fräulein, „welche sehr abgerissen sind."

„So ist es mehr als einer?"

„Ach, lieber Herr Einnehmer," entschuldigte die Kleine schüchtern, „es ist eine ganze Compagnie, über achtzig Mann."

„Wo?" frug der Einnehmer erstaunt. „Hier draußen beim Schießhause. Sie sitzen in der Scheune meines Hauswirthes, dort habe ich sie verlassen."

„Sie?" frug der Einnehmer. „Achtzig arme Marodeure können Ihnen und der Stadt große Unannehmlichkeit bereiten."

Die Wangen des Mädchens rötheten sich: „Es sind keine Marodeure, die meisten sind Grenadiere von der Compagnie, welche einst mein seliger Vater gehabt hat; sie waren bei unsern Truppen in der Grafschaft und wurden nach Böhmen gedrängt. Dort haben sie sich ranzionirt und sind über die Berge wieder in das Land gekommen. Sie wollen unsern König aufsuchen. Vorige Nacht lagen sie im Stadtwald; heut in der Frühe kam ein alter Sergeant, der meinen Bruder und mich von früher kennt, in einem Bauernmantel zu mir und frug um Auskunft wegen des Marsches zu Seiner Majestät und ob ich der Mannschaft mit etwas helfen könnte, denn es geht ihr sehr schlecht; die wenigsten haben noch Schuhwerk, und nichts Warmes in den kalten Nächten, und sie fürchten dem Franzosen in den Weg zu laufen. Ich bat meinen Hauswirth, den Fleischer, um Hilfe und er bewies sein gutes Herz, denn er ging mit mir hinaus, öffnete seine Scheune und schenkte ihnen auch einen Hammel, etwas Speck und Brot. Aber das ist immer wenig für so Viele. Herr Einnehmer, es ist ein Jammer die armen Leute anzusehen." Sie fuhr schnell in die

Tasche, wischte mit dem Tuch ein paar Thränen ab und zog sogleich wieder entschlossen ihre Hülle zurecht.

Der Einnehmer sah ihr immer noch verwundert zu. „Also das ist der Charakter," sagte er endlich. „Bevor ich Ihnen antworte, noch eine Frage, warum wenden Sie sich gerade an mich?"

„Es ist mir von einem durchreisenden Bekannten gerathen worden," versetzte das Fräulein zögernd.

„Hieß er vielleicht Weiß?" frug der Einnehmer.

Das Fräulein trommelte mit den Fingern auf dem Tisch und hob den Zeigefinger. „Ich denke, Schwarz," sagte sie.

Der Einnehmer stand auf. „Da haben wir die Bescherung. Dieser schwarze Peter spielt in seinem Leichtsinn einen königlichen Officianten einem jungen Fräulein in die Hände, welches mehr Elfe oder Sylphe als Steuerzahlerin ist. Bleiben Sie ruhig sitzen, liebes Fräulein. Ich überlege nur was wir zu thun haben. Unterdeß und vor Allem werden Sie einen Imbiß zu sich nehmen, das haben Sie heut gewiß noch nicht gethan." Er holte die Flasche aus dem Wandschrank und gebot der Haushälterin schnell etwas aufzutragen. Während das Fräulein sich gehorsam an den Tisch setzte und einige Bissen aß, schritt er auf und ab, und sah sie von der Seite an.

Der Einnehmer galt für streng in Beurtheilung weiblicher Schönheit, es gefiel ihm nämlich selten eine, und zwar wegen einer Geschichte aus seinen jungen Jahren, die längst dunkel geworden ist, mit einer höhern Rathstochter, welche aus Eitelkeit treulos an ihm gehandelt hatte. Wie er aber heut die Sylphe so plötzlich an seinem Tisch essen sah, ruhig und ohne Ziererei, als ob das eine gleichgiltige Sache sei, wurde sein Urtheil milder. Er sah ein regelmäßiges Gesicht von klugem Ausdruck, hübsche muntere Augen, dunkle Löckchen, welche aus dem Kapuchon herausquollen, und eine zierliche Gestalt.

Endlich hatte er seinen Entschluß gefaßt: „Die Leute müssen morgen in der Frühe fort. Nicht nach Ostpreußen,

wohin sie gar nicht mehr bringen können, sondern nach der Grafschaft. Wer marode ist, wird gefahren; meine Stiefeln und Röcke thun's nicht, es muß Einiges geschafft werden. Sie und ich dürfen hier nicht allein als Verschwörer auftreten. Der Stadtdirector muß Mitschuldiger sein."

„Aber er meldet aus Furcht Alles an die Franzosen."

„Wenn wir beide allein das Geschäft machen, so erfährt er doch davon, und wir werden von ihm ohne Zweifel in der Hauptstadt angezeigt, aus reiner elender Angst vor Verantwortung, die ihn treffen könnte. Ich gehe sogleich zu ihm." Das Fräulein faßte ängstlich seinen Arm und klagte: „Mir ist, als verriethe ich meine Freunde." Der Einnehmer aber sagte, an ihr Glas mit dem seinen rührend, achtungsvoll: „Vertrauen Sie mir und erwarten Sie meine Rückkehr. Ich wollte, ich könnte die Flasche mit Ihnen austrinken." Er gab seiner Bedienung einige Befehle und eilte zum Stadtdirector.

Als er zurückkam, fand er seinen Gast beschäftigt, die Sachen in ein Bündel zu schnüren, welche er aus seiner Garderobe preisgegeben hatte. „Um den feinen Rock ist's schade," sagte das Fräulein, „er ist auch nicht warm, den kann der Herr Einnehmer noch tragen; dagegen ist eine alte Friesdecke vorhanden" — „die Motten waren drin," unterbrach die Haushälterin, — „wenn Sie diese schenken wollten, würden die Leute dankbar sein." Bereitwillig gewährte der Einnehmer, der Bund wurde gepackt. „Und jetzt erlauben Sie, daß ich Sie begleite," sagte der Einnehmer, „es ist auf dem Wege noch Einiges abzumachen. Ueberlassen Sie das Bündel meiner Bedienung."

„Ich muß es heut noch hinaustragen," bat das Fräulein.

„Sie wollen doch nicht zum Stadtwald gehen mit dieser Last auf den Schultern?"

„Ja, Herr Einnehmer," antwortete das Mädchen entschieden, „die armen Leute draußen frieren; es hilft doch einigen die kalte Nacht leichter zu überstehen."

„Ihr Fleiſcher ſoll anſpannen; ich habe ohnedies noch mit ihm zu reden.“

Während die Dienſtmagd das Bündel voraustrug, gingen Beide auf den Markt. „Der Stadtdirector iſt ein noch größerer Haſe, als ich gedacht,“ erzählte Herr Köhler ſeiner Begleiterin wie einer alten Bekannten. „Ich ſagte ihm alſo, der Sergeant ſei zu Ihnen gekommen, Sie hätten mich gefragt, wie Sie ſich verhalten ſollten, die Ranzionirten wären in der Scheune einquartiert. Da hatte er Luſt, die Bürgerſchaft gegen ſie aufzubieten. Ich überzeugte ihn aber, daß ein Kampf mit den deſperaten Menſchen ſehr bedenklich ſei.“

„Sie haben ja keine Waffen, Herr Einnehmer,“ ſagte das Mädchen lachend.

„Vielleicht haben ſie die Armatur verſteckt,“ antwortete der Einnehmer, „holen ſie plötzlich hervor und rennen brüllend durch die Straßen. Auch bedeutete ich ihn, daß dieſelben Unholde zu ihm kommen würden, um im Namen des Königs achtzig Paar Stiefel und warme Decken zu requiriren, außerdem natürlich Lebensmittel und Getränk, und einen bis zwei Wagen. Und als er über dieſe Zumuthung in die größte Aufregung gerathen war, gab ich ihm zu bedenken, daß man ſeine Weigerung falſch deuten werde, wenn unſere Soldaten wieder ins Land kämen. Da verlor er vollends den Kopf und klagte faſt mit Thränen über die fürchterliche Zeit und ſeine ſchwierige Stellung. Zuletzt capitulirte ich mit ihm und erbot mich aus alter Hochachtung die Sache ſo einzurichten, daß er außer Verantwortung bleibe. Es fand ſich, daß im ſtädtiſchen Stall einige eingebrachte Soldatenpferde ſtehen, welche von den Franzoſen noch nicht abgeholt ſind. Dieſe werden morgen mit einem Wagen nach dem Stadtwald fahren, dort wird Ihr Sergeant ſie gewaltſam requiriren, wo er mit ihnen hinfährt, iſt ſeine Sache. Unterdeß ſchaffen wir allerlei hinaus, was die Leute brauchen.“

„Wer aber ſoll das bezahlen?“ frug das Fräulein ängſtlich.

„Hm, ich denke der Director. Seien Sie ruhig, es wird Alles unserm guten König berechnet werden.“ Das Fräulein drückte in freudiger Aufregung den Arm ihres Begleiters. „Es freut mich, daß ich zu Ihnen ging; ich hatte vorher Angst.“

Die Angst war nun wieder dem Einnehmer angenehm und er fuhr behaglich fort: „Offen und gesetzlich verfahren ist immer vortheilhaft. Sie äußerten eine Vorliebe für wollene Decken, der Kaufmann hier führt dergleichen, ich will sogleich anfragen, wenn Sie ein wenig warten wollen.“ Und als er herauskam, fuhr er fort: „Gefunden, jetzt aber müssen wir uns trennen; ich will meinen Schuster zu Rathe ziehen, er ist ein nachdenklicher Kopf.“ Das Fräulein schwebte davon. Schuster Schilling saß mit Frau, Kind und Lehrjungen vor dem Kaffetopf und sah verwundert auf den Besuch: „Lassen Sie sich nicht stören, Meister, ich habe Zeit.“ Zum Glück war der Meister fertig und führte in die gute Stube gegenüber.

„Sie haben Alles richtig prophezeit, wie es geworden ist,“ sagte der Einnehmer. „Es ist eine schwere Zeit gekommen.“

„Ja,“ sagte der Schuster, „die Conjunction in der Politik war so, daß dies alles kommen mußte und, Herr Einnehmer, glauben Sie mir, es kommt noch mehr.“

„Das sag' ich auch,“ bestätigte dieser. Und sich dem Ohre des Schusters nähernd, sprach er leise: „Achtzig Paar Bauernstiefeln müssen binnen zwei Stunden in aller Stille ankommen.“

„Das ist unmöglich,“ antwortete der Schuster; „es arbeitet jetzt Niemand auf Vorrath, denn er könnte ihm genommen werden.“

„Dies Mal wird bezahlt und ich bin Ihnen gut dafür.“

„Für wen soll's denn?“

„Nicht für die Franzosen,“ sagte der Einnehmer. „Ich fordere gute Stiefeln in einer Marktkiste, je mehr, um so besser.“

„Also je mehr, um so besser,“ wiederholte der Meister. „Das ist mir ganz recht, Herr Einnehmer. Eine Stunde, nachdem zwischen den Potentaten der Friede geschlossen ist,

ſollen Sie dreißig Paar haben, Kernſtiefeln, meine eigene Arbeit."

„Alſo haben Sie die Stiefeln fertig?"

„Ich habe ſie," beſtätigte der Schuſter geheimnißvoll, „aber ich kann nicht dazu. Ein Familienvater, der für Weib und Kind zu ſorgen hat, muß in dieſer Zeit ſeine Stiefeln einmauern."

„Und leiſe in Socken auftreten," ſagte der Einnehmer, „das thun jetzt Viele. Die dreißig Paar aber ſchlagen Sie ſogleich heraus, und mauern für Ihre Kinder neue ein. Es kommt jetzt eine andere Conjunction, Meiſter, das Glücksrädlein könnte ſich drehen."

„Gott geb's," ſagte der Schuſter.

Auf einer Waldblöße in der Nähe der Scheune fand der Einnehmer die Soldaten um lodernde Feuer verſammelt, der Waldbelaufer trug ihnen hilfreich Holz herzu. Es waren in der Mehrzahl jüngere Männer, dazu einige alte Unterofficiere; ein Sergeant mit grauem Schnurrbart befahl. Wohl hatte das Fräulein Recht, ſie zu bedauern, ſo hager und bleich die Geſichter, mit ſtruppigem Bart und tiefliegenden Augen, die Monturen zerriſſen und durch Sonnenbrand und Winterſchnee entfärbt. Aus dem klaffenden Schuhwerk ragten die erfrorenen Zehen, viele hatten Lappen darüber gebunden oder abgezogene Felle. Aber die Leute ſaßen und regten ſich mit feſter Haltung, ſtramm und ſelbſtbewußt, und man erkannte hinter dem Elend eine Zucht und harte Kraft, die nicht gebrochen war. Mitten unter der Compagnie wirthſchaftete das Fräulein; es zerriß alte Leinwand zu Verbandzeug für einen Fußkranken, wachte über einigen großen Töpfen, in denen die Suppe kochte, und antwortete nach allen Seiten auf Fragen und Bitten, befahl den Leuten und ſchickte ſie hin und her. Sie nickte von dem Holzſcheit, auf dem ſie ſaß, dem Einnehmer freundlich zu. „Zwei von der Mannſchaft haben Frau und Kind in ihrer Garniſon zurückgelaſſen und möchten dieſen zu wiſſen

thun, daß ſie noch leben. Könnten Sie vielleicht helfen?“ Der Einnehmer zog ſeine Brieftaſche und nahm die Leute bei Seite, und er hörte, wie die Kleine unterdeß einem Andern zurief: „Alle Wetter, Kerl! unterſteh dich nicht, mit deinen ſchmutzigen Fingern in den Topf zu fahren, willſt du hinſetzen, du Tolpatſch! — Hier iſt Einer, Herr Einnehmer, der die Hand beſchädigt hat und ſich nicht ſelbſt helfen kann, für dieſen wird Ihre Decke zu einem Kapotrock zuſammengeheftet. Man kann das auf mehrerlei Art machen, am ſchnellſten geht's ſo, wenn man in der Mitte ein Loch ſchneidet.“ Die kleinen Hände flogen bei der Arbeit, und wenn ſie die Kälte ſpürte, blies ſie darauf und heftete weiter, ſah dazwiſchen wieder nach den Töpfen und redete tröſtend mit Einem und dem Andern über ſeine Noth.

„Sie iſt nur mit Puck oder Ariel zu vergleichen,“ dachte der Einnehmer, „das putzige Ding weiß die ganze Compagnie zu kommandiren wie ein Hauptmann, es muß im Blute liegen. Jetzt aber, Sergeant,“ begann er, „ſollen Sie in Empfang nehmen, was wir bringen: Decken, Stiefel, Lebensmittel, ſo viel ſich in der Eile beſchaffen ließ. Sie müſſen unterſchreiben, was Sie empfangen haben, ich brauche meinen Beleg. Morgen früh vor Sonnenaufgang wird ein großer Korbwagen mit Strohſchütten und zwei Pferden wie von ungefähr herauskommen. Ich rathe Ihnen, Wagen und Pferde in Beſchlag zu nehmen, verſtehen Sie? Laſſen Sie Ihre Kranken aufſitzen. Dieſer mein Kutſcher wird mitkommen, er iſt eines Bürgers Sohn und zuverläſſig, und wird Sie gern durch den Stadtwald auf Seitenwegen der Grafſchaft zufahren. Denn dort iſt jetzt unſer Generalgouverneur und dorthin will Sie der König haben. Sie haben die Waffen in Böhmen abgeliefert, ſind alſo wehrlos?“ frug er theilnehmend.

„Wir haben ſie in den Bergen verſteckt,“ antwortete der Sergeant; „ſind wir erſt glücklich in der Grafſchaft, ſo holen wir ſie wieder.“

„Die französischen Vorposten stehen auf Ihrem Wege, Sie müssen ausweichen.“ Und er gab leise die Richtung an, nannte ihm das Dorf, wo er einen getreuen Führer finden werde, und den Namen des Mannes.

Auch das Fräulein wunderte sich jetzt, daß der Herr, den sie bis dahin aus der Ferne nur als einen Lebemann gekannt hatte, in Verschwörungsgeschäften so guten Rath wußte.

„Und jetzt, Fräulein,“ schloß Herr Köhler, „bitte ich, daß Sie auch an sich selbst denken. Die Sonne sinkt und Sie haben sich gegen die kalte Nachtluft nicht vorgesehen. Erlauben Sie, daß ich Sie mit mir zurücknehme.“ Das Fräulein erhob sich ohne Weigern und überreichte einem der Leute den fertigen Ueberwurf. „Sie müssen noch sehen, wie gut Ihr Geschenk einem preußischen Grenadier steht,“ sagte sie froh. „Fahrt hinein, Mann, damit der Herr euch betrachtet.“ Der Soldat streifte die warme Hülle über. „Wie ein Herold aus dem Volk der Samojeden,“ sagte der Einnehmer.

Die Mannschaft hatte unterdeß emsig Kisten und Fässer abgeladen und die Unterofficiere hatten von dem Inhalt vertheilt, jetzt umstand die Compagnie mit neuem Lebensmuth die Scheidenden.

„Des Himmels Segen über Sie, liebes Fräulein, und über Sie, guter Herr!“ rief der Sergeant.

„Hier nehmt die Schere, Nadel und Zwirn,“ sagte das Fräulein mit nassen Augen. „Die Laterne behalten Sie,“ rieth der Einnehmer noch aus dem Wagen, „und geben Sie ja Acht, daß der Stadt kein Schaden geschieht. Lebt wohl, ihr braven Männer, und wenn Ihnen Alles gelungen ist, Sergeant, so lassen Sie mich's durch den Mann wissen, den ich Ihnen genannt habe.“

Als der Einnehmer mit seiner Begleiterin zurückfuhr, begann er ernster, als sonst seine Art war: „Alle tragen wir Schweres, aber Keiner von uns Allen leidet und wagt so viel als diese armen Leute. Sie kommen aus unabläſſigem Elend

und sie gehen freiwillig wieder hinein. Und Keiner klagte, und Alle waren dankbar. Wir lassen uns gern durch erdachte Geschichten rühren, welche in Büchern erzählt sind, aber diese freiwillige Hingabe und die wortlose Treue sind größer als alle Erfindung, und sie sind jetzt nichts Unerhörtes" — und er zog plötzlich sein Taschentuch heraus und kämpfte mit einer Bewegung, die ihm stark zusetzte. Da auch das Fräulein schwieg, fuhr er nach einiger Zeit in seinem Selbstgespräch fort: „Doch einen gibt es, der auch in Büchern versteht, das Edelste menschlicher Gefühle lebendig zu machen. Ich denke, Jean Paul ist auch Ihr Liebling."

„Ich habe nichts von ihm gelesen," sagte das Fräulein.

„Dann müssen Sie mir erlauben, daß ich Ihnen morgen etwas von ihm zuschicke."

Das nahm das Fräulein dankbar an.

Als am nächsten Abend der Sohn des Fleischers zurückkam und berichtete, daß er Wagen und Mannschaft glücklich einige Meilen in das Land gebracht hatte, schlug Herr Köhler vergnügt sein Buch in eine alte Zeitung und übersandte es mit höflichem Gruße dem Fräulein.

Der Einnehmer erzählte dem Freunde von seinem Abenteuer und war gekränkt, daß dieser finster und, wie ihm vorkam, mit geringer Theilnahme zuhörte und zuletzt nichts weiter sagte als: „Es geht jetzt Mancher nach jener Landecke, dem die Fremden das Herz empört haben." Doch wenige Tage darauf sollte der Doctor selbst Gelegenheit erhalten, von einer ähnlichen Begegnung zu berichten.

Auf einer Fahrt über Land hielt sein Wagen am Gasthofe eines nahen Marktfleckens, er wickelte sich aus dem Bärenpelz und trat in die gefüllte Wirthsstube. Als wohlbekannter Mann empfing er höfliche Grüße, die Wirthin wischte mit der Schürze einen Schemel ab; bald war er der Mittelpunkt eines Kreises von Zuhörern und mußte von den Neuigkeiten erzählen, die aus dem fernen Osten durch Reisende nach der Kreisstadt gebracht wurden.

„Unſer König ſoll zu uns kommen," rief ein ſtämmiger Ackerbürger mit einer entſchloſſenen Miene, „wir Schleſier werden ihn nicht im Stiche laſſen, wie mancher vornehme Verräther gethan hat." „Guter Wille thut's nicht," ſagte der Doctor dem Manne zunickend. „Wollen Sie für ihn fechten, Herr Krauſe?" „Warum nicht," antwortete dieſer, „wir haben es ſatt, anzuſehen, daß die Feinde unſere Pferde aus dem Stalle führen und den Hafer vom Schüttboden, und daß die Dickköpfe aus dem Reiche mit ihrer groben Rede durch das Land ziehen und den Bürger mißhandeln; von uns kommen mehr als zehn oder zwanzig auf Einen von den Fremden; wenn zehn von uns nur immer Einen totſchlagen, ſo ſind wir ſie los. Warum geſchieht das nicht? warum ſind die Vornehmen ſo bereit, dem Feinde zu gehorchen? Einmal über das Andere wird uns befohlen Alles zu liefern was die Schufte verlangen. Wenn wir Führung hätten, ſo ſtünde die Sache anders." Ein beifälliges Gemurmel begleitete die entſchloſſenen Worte. „Geben Sie mir Ihre Hand," ſagte der Doctor und ſchüttelte dem Mann die Rechte, „möchte die Zeit kommen, wo dem König ſolche Geſinnung zu helfen vermag."

„Habe ich recht gehört, ſo war hier von unſerem König die Rede," klang eine feſte Stimme aus dem Hintergrunde und ein Fremder trat heran. Es war ein großer junger Mann in einfachem Reiſerock: „Ich komme in meinen Geſchäften aus Preußen und bin auf dem Wege der Königin und den Kindern des Königs begegnet; ſie fuhren auf offenem Schlitten im Schneeſturm über die Haide, um den franzöſiſchen Reitern zu entgehen. Es war bitter kalt, der Wind heulte und die Kälte drang mir bis in das Mark. Als ich meinen Schlitten anhielt und mich erhob, grüßte die Königin, aber es war ein trauriger Blick, und die kleinen Prinzen nahmen ſtill ihre Mützen ab, während der Schnee ihnen um die freundlichen Geſichter flog."

Die Wirthin rang die Hände. „Unſer armer König in

dem kalten Lande, und ſeine Frau und die Kinderchen bei dem Wetter auf offenem Schlitten."

Niemand ſprach, die Leute ſahen ſcheu vor ſich nieder.

„Was der König jetzt in der Stille erträgt und leidet," fuhr der Fremde fort, „das vermag wohl Keiner von uns zu ermeſſen; ich denke, wenn er wüßte, wie treu ſeine Schleſier ihm zugethan ſind, würde er in ſeinem Unglück eine Freude haben." Er wandte ſich zu dem Doctor: „Ich vernahm, daß Sie nach der Kreisſtadt fahren, durch einen Schaden am Fuhrwerk werde ich hier aufgehalten. Darf ich die Bitte wagen, daß Sie einen Geſchäftsreiſenden mitnehmen? freilich würde Ihnen auch ein Mantelſack läſtig werden." Der Doctor gab das bereitwillig zu, denn die Art des Reiſenden gefiel ihm und die Beiden traten aus der Wirthsſtube, alle Anweſenden folgten ihnen bis zum Wagen. „Kutſcher, lege den Mantelſack des Herrn unter die Decke, meinen Arzneikaſten ſtelle oben auf." Der Fremde ſah den Doctor dankbar an; die Leute umſtanden den Wagen und nahmen ſchweigend die Mützen ab, als die Pferde anzogen.

„Ich bin erſt ſeit Kurzem in dieſer Gegend," begann der Doctor, „aber in ſolcher Zeit gewinnt man unſer Volk lieb."

„Wer war jener Mann, der ſo tapfer ſprach?" frug der Reiſende.

„Ein wohlhabender Ackerbürger, der erſt vor Kurzem geheiratet hat, aber mit der Waffe umzugehen weiß, denn er iſt Schützenhauptmann; ich glaube, daß er nicht mehr geſagt hat, als er thun würde."

„Wie will er wohl die zehn Mann zuſammenbringen," frug der Fremde wieder, „welche den Feind, der auf ihren Theil kommt, unſchädlich machen ſollen?"

„Wahrſcheinlich meinte er, daß ſich alle Einwohner des Kreiſes, welche eine Waffe führen können, zu einer Landwehr vereinigen müßten."

„Gut!" rief der Andere, „einfaches Exercitium und einige

militäriſche Disciplin können in ſechs bis acht Wochen eine Kreiswehr herſtellen, welche zu Vielem brauchbar wäre, vorausgeſetzt, daß Waffen und Uniformen zu ſchaffen ſind und daß der Feind nicht die Ausbildung hindert, indem er die Rädelsführer erſchießt. Können Sie mir mittheilen, wo in dieſem Theil der Provinz Truppen der Franzoſen ſtehen?"

Der Doctor erzählte, was er wußte.

„Mir wurde geſagt, daß in Ihrer Kreisſtadt und der Umgegend kein Militär zu finden ſei."

„Das iſt wahr, aber wir ſind keinen Tag vor Streifpartien und Durchzügen des Feindes ſicher. Holla!" rief er einem Bauern zu, der ihnen eilig entgegenkam, „es ſind doch keine Soldaten auf dem Wege?" Der Bauer wies nach rückwärts: „Sie halten im Dorfe vor der Schenke," und mit einem Fluch ſetzte er hinzu: „es ſind bairiſche Reiter!"

Der Doctor ſah ſeinen Begleiter an: „Wir wollen umkehren, wenn Sie es wünſchen." Der Fremde blickte ſcharf in die Ferne. „Zu ſpät," ſagte er halb für ſich. „Sie ſehen uns, wie wir ſie. Es thut mir leid, daß ich Sie in Ungelegenheit bringe; ich habe allerdings den Wunſch, von den Herren dort nicht feſtgehalten zu werden."

„Sie traten unſicher auf, als Sie in den Wagen ſtiegen. Ich vermuthe, Sie haben einen Schaden am Fuße."

„Nehmen wir an, eine Verſtauchung," antwortete der Fremde.

„Dann ſind Sie mein Patient und ich bringe Sie zur Kur in meine Wohnung. Ich für meinen Theil habe einen Reiſepaß."

„Ich auch," ſagte der Fremde, „Kaufmann Heller aus Löwenberg."

„Fahre zu, Kutſcher!" gebot der Doctor.

Bairiſche Reiter hielten den Schlitten an. Ein höherer Officier ritt heran, die Reiſenden grüßten. „Herr Doctor König!" ſagte der Major, während der Doctor ſeinen Paß

herauszog, „ich habe Sie bereits in Ihrer Stadt gesehen. Wer ist Ihr Begleiter?“

„Mein Patient, den ich zur Kur in die Stadt bringe.“ Der Baier öffnete einen Augenblick das Papier, welches der Fremde ihm hinreichte, Beide sahen einander fest in die Augen; dem Doctor pochte das Herz.

Ein alter Wachtmeister, welcher das Wagenleder aufgeknöpft hatte, meldete respectvoll: „Der Mann dort hat einen preußischen Officiersäbel zwischen den Beinen.“

„Sie sind jetzt billig zu kaufen,“ sagte der Fremde.

So schmerzlich war der Klang dieser Worte, daß der bairische Officier schweigend das Papier zurückgab und der Mannschaft zurief: „Passirt!“

Der Kutscher fuhr im Schritt an den Reitern vorüber und dem Doctor dünkten die Minuten eine Ewigkeit, sein Gefährte hatte sich zurückgelehnt und schwieg lange; endlich begann er: „Es ist Zeit, daß ich mich und meinen Säbel vorstelle: Rittmeister Helwig von den Husaren.“

Der Doctor wandte sich erstaunt zu ihm. Unter vielen Geschichten von Schwäche und Hilflosigkeit, welche seit dem letzten Herbst von Mund zu Mund getragen wurden, war eine andere gewesen, welche so ermuthigend klang, daß die Hörer sie gar nicht glauben wollten. Ein junger Husarenlieutenant sollte mit einer halben Schwadron ein Bataillon der Feinde zersprengt und einen großen Transport Kriegsgefangener, man sprach von zehntausend Mann, befreit haben. Der junge Husar war deshalb außer der Reihe zum Rittmeister befördert worden.

Dieser Tapfere war der Reisegefährte. Der Doctor sprach mit warmen Worten seine Freude über den Zufall aus und Beide fuhren als gute Genossen in eifriger Unterhaltung der Stadt zu.

„Wir haben unerhörtes Unglück gehabt,“ sagte endlich der Rittmeister, „wir haben es ja wohl in Vielem verschuldet; aber wenn uns auch die französische Führung im Großen über-

legen war, glauben Sie mir, unsere Soldaten sind da, wo die Tüchtigkeit des Einzelnen den Ausschlag gibt, fester und kriegstüchtiger als die Feinde; und sie wissen das auch. Nehmen sie den Franzosen einen Mann und wir treiben sie wieder über den Rhein zurück. Ich hoffe, den Tag zu erleben, wo wir auch mit dem Feldherrn die letzte Abrechnung halten. In der Grafschaft befiehlt jetzt als Gouverneur Graf Götzen, einer der Besten, die wir in Preußen haben. Ich muß ohne Aufenthalt zu ihm. Können Sie mir dabei helfen? denn wie ich sehe, wird der Weg unsicher."

„Ich bin bereit, in der Stadt sogleich einen andern Wagen zu nehmen, was bei meinem Berufe Niemandem auffällt, und ich begleite Sie nach jeder Richtung, die Sie wünschen, im Fall Sie meine Gesellschaft für vortheilhaft halten."

„Gewiß," antwortete der Rittmeister, „wenn Sie mir erlauben, als Ihr Gehilfe mitzufahren; einige Meilen von hier finde ich auf dem Gute eines Bekannten ein Pferd, von da helfe ich mir weiter."

Als der Doctor seinen Begleiter glücklich durch die feindlichen Kommandos gebracht hatte und am späten Abend nach Hause kam, fand er eine Gestalt auf der Treppe sitzen. Die Erscheinung machte Platz, stieg aber hinter ihm die Stufen herauf. Es war ein Mann in einem Bauernmantel, der mit abgezogenem Hut in das Zimmer trat. Der Doctor erkannte den flüchtigen Knecht, der ihm die Nachricht von der verlorenen Schlacht zugetragen hatte. Hans drehte den Hut in den Händen. „Ich wollte Sie nur fragen, weshalb Sie mir damals das Geld auf den Weg geworfen haben."

„Weil ich dir das Geld geschenkt hatte, und weil ich annahm, daß du nicht auf redlichem Wege erworben hattest, was du mir zurückgeben wolltest; vor Allem aber, weil mir mißfiel, daß du dich über das Unglück unserer Soldaten freutest." Der Mann sah vor sich nieder. „Herr Doctor, ich will auch unter die Soldaten gehen, wenn Sie meinen."

„Du? wie kommst du zu dem Entschluß?“

Hans holte tief Athem. „Mir ging die Geschichte im Kopfe herum. Ich bin kein schlechter Kerl, und Sie sollen mich nicht dafür halten. Aber ich lasse mir nichts Unrechtes gefallen, und ich war damals im Zorn über die großen Herren. Jetzt sehe ich, wie die fremden Spitzbuben mit unsern Bauern umgehen. Hafer, Stroh und Heu ist weg, Pferde und Kühe, Gänse und Hühner sind weg und wie haben sie die armen Leute mißhandelt! Da fiel mir ein, daß sie kein Recht dazu haben. Letzten Sonntag habe ich mich auf das Gut des Kammerherrn geschlichen und sah von Weitem, wie mein Mädchen zur Kirche ging. Ich wagte mich auch hinein, bevor die Thüre zugemacht wurde und stand ganz hinten. Da hörte ich, wie der Prediger zuletzt seine Bitten sprach für das gequälte und geängstigte Land. „Wer helfen kann, der helfe,“ sagte er; „die beste Hilfe aber ist beim Herrn.““ Hans faltete bei dem Bericht die Hände. „Sogleich fiel mir ein, daß ich auch helfen kann, eben so wohl mit dem Säbel, als mit der Trompete, und ich möchte Trompeter werden bei den Husaren. Am Abend sah ich aus meinem Versteck, wie ein verdammter Franzose, der auf dem Schlosse liegt, mit meinem Mädchen schön thun wollte, und das schlug dem Fasse den Boden aus. Die Hunde müssen fort, so oder so,“ rief er. „Das meinte auch das Mädchen, als ich Abends mit ihr zusammentraf. Sie klagte über die Dreistigkeit und verlangte, daß ich Sie befragen sollte.“

Der Doctor fühlte den Zorn des Mannes mit und verstand die Mahnung, welche auch an ihn selbst gerichtet wurde. „Du hast jetzt noch weniger gutes Leben unter den Soldaten zu erwarten, als zu anderer Zeit: schweren Dienst, schlechte Kost und tägliche Gefahr.“

„Das thut mir nichts,“ antwortete Hans, „ich war unter den Paschern, Herr, dort heißt's auch, heut trinken und morgen sinken, und ich wollte fragen, ob Sie mir zu den Husaren helfen können.“

„Kannst du dich einige Tage in der Nähe aufhalten, ohne von der Obrigkeit gefaßt zu werden, so gehe ich selbst mit dir in das Gebirge.“

„Ich wünsche mir nichts Besseres,“ rief Hans erfreut, „wenn Sie mir sagen wohin, so führe ich Sie über die Berge auf Wegen, die kein Franzose betritt.“

Am Morgen suchte der Doctor seinen Freund auf, welcher mit stillem Antheil einen Schmerz beobachtet hatte, dessen Grund ihm der Andere verbarg. „Ich verlasse die Stadt auf mehre Wochen und gehe nach der Grafschaft; dort fehlen in den Lazarethen die Aerzte und die Noth ist groß. Während meiner Abwesenheit soll mein Vetter, der als junger Arzt in der Hauptstadt lebt und nach Wissen und Charakter durchaus Vertrauen verdient, mich hier vertreten. Er wird noch heut eintreffen. Fragen Sie nicht, mein Freund, was mich bestimmt, jetzt von hier zu gehen; vielleicht kommt der Tag, wo ich gegen Sie ohne Schmerzen davon reden kann.“

Der Einnehmer faßte seine Hand: „Wenn ein gewissenhafter Mann, wie Sie, solchen Entschluß faßt, so muß er gehen und es nützt nichts, Worte darüber zu machen. Aber sobald Sie dürfen, kehren Sie zurück; denn es gibt Leute hier, kranke und gesunde, welche Sie jeden Tag vermissen werden.“

Darauf besprachen die Beiden, was für die Reise durch feindliche Truppen nöthig war.

Der Einnehmer sah dem Scheidenden von der Treppe ernsthaft nach. „Du bist nicht der Einzige, der mit sich herumträgt, was ihn plagt.“ Er griff rückwärts nach seinem Zopf. Darauf gebot er der Haushälterin den Friseur zu holen. Als der Alte eintrat mit der demüthigen Vertraulichkeit, zu der sein Beruf berechtigte, sah ihn der Einnehmer feindselig an: „Blaschke, schneide er mir den Zopf ab. Ich will mit seinesgleichen nichts mehr zu thun haben.“

Blaschke erschrak sehr und sein großer Beutel fiel auf die Diele. Denn die Zahl der Zöpfe, welche er band, wurde mit

jedem Jahre kleiner, und das ansehnliche Geflecht des Einnehmers erschien ihm zuweilen als das letzte Tau, welches seine Kunst in den empörten Wogen der neuen Zeit vor dem Untergange bewahren könnte. „Aber Herr Einnehmer," bat er.

„Fort mit dem Zopf und fort mit ihm selbst," gebot der grimmige Kunde zum zweiten Mal. „Er ist ein Spion."

„Hochverehrter Herr Einnehmer", flehte der entsetzte Blaschke. „Sie kennen mich doch seit vielen Jahren als einen redlichen Bürger."

„Einer von seinem Handwerk hat eine Festung an die Franzosen verrathen, und er würde es auch thun. Er ist an mir und meinem Zopf zum Judas geworden. Gesteh' er zur Stelle, wer hat ihn bestochen, damit er zutrage, was bei den Honoratioren und in der Bürgerschaft zu erhorchen ist. Wenn er nicht Alles bekennt, so schneide ich den Zopf eigenhändig mit der Papierschere ab und werfe den Zopf und den Blaschke zum Fenster hinaus."

Der Alte legte die Hand auf das Herz: „Niemals hat mir Jemand einen solchen Antrag gestellt," betheuerte er in ehrlicher Entrüstung.

Der Einnehmer stillte ein wenig seinen Zorn: „Es wäre auch unnöthig; er schwatzt ohnedies gegen Jedermann Alles aus, was er weiß." Er setzte sich: „Abgeschnitten aber wird doch. Fortan Tituskopf, Blaschke, die Welt ist zu schlecht."

„Herr Einnehmer, mir ist zu Muth, wie bei einem Begräbniß," klagte der Friseur und hielt mit unsicherer Hand die Schere.

„Welcher von den dreizehn Zöpfen in der Stadt mag wohl einem Franzosen gehören?" frug der Einnehmer mit plötzlicher Milde.

„Kein einziger, das kann ich als Vaterlandsfreund attestiren."

„Der pensionirte Rath drüben ist ja wohl auch ein guter Preuße?"

„Der gehört zu den besten; Sie glauben gar nicht, mit welcher Verachtung er von dem Feinde zu mir redet."

„Mein alter Blaſchke unterhält ſich alſo gern über Allerlei mit dem braven Manne?"

„Ja, das geſtehe ich aufrichtig."

Der Einnehmer wandte ſich um und ſah den Alten feſt an: „Er hat neulich bei mir den reiſenden Händler geſehen. Als der Herr Rath von da drüben wegen dieſes Kaufmanns mit ihm ſprach, und ihn ausfrug, was hat er dem Herrn Rath berichtet?"

„Nichts als die volle Wahrheit," antwortete der Friſeur gekränkt: „daß ich den Fremden früh morgens bei dem Herrn Einnehmer fand, und daß der Fremde mir hier auf dem Sopha als ein hübſcher Herr erſchien, der recht militäriſch ausſah." Und ſchlau fuhr er fort: „Ich ſah auch ſpäter, als er in den Wagen ſtieg, daß er etwas Schweres hereinhob und daß er Piſtolen bei ſich hatte."

Der Einnehmer pfiff vor ſich hin. „Es iſt richtig. Der Zopf iſt ſchuld, daß ich den Franzoſen in der Hauptſtadt angegeben bin. Fort mit den Haaren und fort mit ihm ſelbſt!"

Am Nachmittag richtete ſich Herr Köhler ſo ein, daß er zu einer Stunde, wo Minchen von Buskow auf dem Stadtwall zu gehen pflegte, ihr begegnete. „Bitte, Fräulein, bewundern Sie dort unten die goldenen Ränder der ſchwarzen Wolke." Er trat mit ihr zwiſchen die Bäume.

Das Fräulein ſah neugieriger auf die neue Haartracht, als auf die Wolken. „Es gibt wieder Regen."

„Wohl möglich," beſtätigte der Einnehmer und hob vor ihren Augen ſeinen Finger. „Sollten Sie einmal an Ihren Günſtling Schwarz oder Neger ſchreiben, ſo bitte ich, ihm mitzutheilen, daß ich von jetzt ab auf einer anderen Behandlung beſtehen muß. Die Beſuche nicht mehr in meiner Wohnung, ſondern im Amtslocal und nicht allein, ſondern mit wenigſtens zwei Begleitern, ihre Uniformen unter dem Civilmantel erkennbar. Ich muß auch fordern, daß mir eine bis zwei Piſtolen auf die Bruſt geſetzt werden, und bitte nur dafür zu ſorgen, daß keine Kugeln darin ſind, damit nicht durch Zufall

ein Unglück geschieht. Am Ende des Besuches jedoch, bevor die Herren auf ihren Wagen steigen, darf eine Kugel in die Wand gefeuert werden."

„Was ist geschehen?" frug das Fräulein erstaunt.

„Ein Besuch, den der erwähnte Herr mir abgestattet hat, ist in der Hauptstadt angezeigt worden und ich erhielt von einem Bekannten eine klägliche Warnung. Da der Kaiser sich unsere Provinz angeeignet hat und unsere hohen Behörden so pflichtgetreu sind, ihm dabei jeden Vorschub zu leisten, so sollen auch wir gezwungen werden, ihm die Steuern in seine Tasche zu liefern. Wer sich nicht fügt, wird beseitigt. Man behauptet, daß Ihr Schwarzer hier Kassengelder erhoben hat. Das Morgenroth der Freiheit geht endlich bei uns auf, liebes Fräulein, und es fehlt in dieser Stadt und Umgegend nicht an Lerchen, welche die neue Sonne ansingen. Auch wer Briefe schreibt, mag sich hüten." Das versprach das Fräulein. Als aber der Einnehmer beim Abschiede frug: „Nun, wie gefällt Quintus Fixlein?" da antwortete sie ehrlich: „Herr Einnehmer, das ist mir zu hoch."

„Wie ist das möglich?" frug Herr Köhler enttäuscht.

„Ich bin ein einfaches Soldatenkind. Seit die liebe Mutter starb, habe ich dem Vater und dann meinem armen Bruder gekocht, gestrickt und genäht, denn das Bügeln war für mich zu schwer, und bin wenig mit Büchern umgegangen. Wenn ich einmal lese, so sind mir die Reisebeschreibungen am liebsten; dabei denke ich, daß ich mich auch in der Fremde durchschlagen könnte, wie Robinson. Dann laufe ich in meinen Gedanken mit Papagei und Sonnenschirm durch den Busch, und freue mich über die vielen Lama, welche um mich herumspringen. Die Wilden würden dem kleinen Wichtel nichts thun."

Sie war so anmuthig in ihrer Einfalt, daß der Einnehmer nichts Feindseliges zu erwiedern vermochte, und auf dem Heimwege seiner Menschenfreundlichkeit nur den bedauernden Ausdruck gab: „Schade, jede Poesie fehlt."

6.

Der Räuber Moor.

Es war ein heller Morgen des beginnenden Frühlings, die Sonnenstrahlen streiften in der frischen Bergluft mit wohlthuender Wärme die Wange des Reisenden. An den gefrorenen Geleisen des Waldweges hing weißer Reif, aber Zweige und Blattknospen des Laubholzes ragten glatt und rund, gefüllt mit geheimem Leben, unter den Bäumen sproßte das junge Grün und um kleine weiße Blüthen flogen die ersten Schmetterlinge. Die Amsel pfiff ihr Lied und hinten im Walde krächzten die Krähen, sonst war es still, kein Mensch auf den Feldern und Wegen zu sehen. „Halt, wer da," rief ein Posten hinter dem Busch hervortretend. Der Wagen, welcher den Doctor mit seinem Begleiter bis hierher geführt hatte, hielt an und sie wurden einen mäßigen Hügel hinaufgeführt, dessen freie Höhe mit jungen Fichten umwachsen war.

Auf der Höhe empfing sie ein Officier. Als er Namen und Begehr des Doctors erfahren hatte, sagte er: „Sie treffen den Generalgouverneur in der Nähe, ich schicke sie sogleich zu ihm." Aber schon kam der Rittmeister aus der Umgebung des Grafen ihm entgegen: „Seien Sie gegrüßt und drei Mal willkommen, wenn Sie bei uns bleiben." Im nächsten Augenblick stand der Doctor dem Grafen gegenüber; er sah eine hagere Gestalt von mittleren Jahren, das Antlitz bleich, die Wangen etwas eingesunken, zwei große Augen, welche hell und glänzend in die Welt blickten.

„Sie kommen ersehnt," begrüßte ihn der Gouverneur mit freundlicher Stimme, „und werden finden, daß Sie Vielen wohlthätig sein können. Ein edler Mann Ihres Berufes, der aus der Hauptstadt zu uns durchdrang, ist schwer erkrankt und wir müssen seinen Beistand entbehren; nichts aber fehlt unseren armen Leuten so sehr als ärztliche Hilfe und die Krankheit, gegen welche wir rathlos sind, wird uns schädlicher als der Feind. Der Rittmeister sagt mir, daß Sie entschlossen sind, uns auch mit den Waffen zu dienen; Sie sind uns aber am werthvollsten als Arzt und ich bitte Sie, Ihren Beruf bei uns zu üben. Auch bei mir selbst," fügte er lächelnd hinzu. Da der Doctor sich bereit erklärte, fuhr er fort: „Wer sicheres Leben aufgibt, um zu uns in die Berge zu kommen, der hat ein Recht darauf, daß wir ihn wie einen werthen Freund empfangen. Indem ich Sie auffordere, unserem König das Gelöbniß der Treue in meine Hand abzulegen, begrüße ich Sie als Kameraden. Alle sind wir durch diesen Eid zu einander gesellt wie Bundesbrüder, und dieselbe brüderliche Gesinnung, die wir Ihnen entgegenbringen, werden Sie, wie ich hoffe, auch uns erweisen." Seine Augen flogen über den Kreis der Officiere, welche um ihn versammelt waren, und hafteten mit so seelenvollem Ausdruck auf dem Doctor, daß diesem vorkam, als ob er vor einem Mann von ungewöhnlicher Herzensgüte stehe. Er legte das Gelöbniß in die Hand dessen ab, der jetzt auch für ihn der höchste Befehlshaber wurde, und wandte sich dann sofort, um seinen Beruf zu üben, zu einem Husaren, der einen Schuß durch das Bein erhalten hatte und an einen Baum gestützt zur Seite lag. Der Graf warf einen zufriedenen Blick nach ihm, dann sprach er zu seinem Gefolge.

Einzelne Officiere kamen heran, den Doctor zu begrüßen, auch seine Kunst in Anspruch zu nehmen. Unterdeß sah er in der Nähe den Gouverneur, welcher Nachrichten empfing und absandte, und beobachtete die schnelle und feste Weise

des Mannes und die Gewandtheit, mit welcher er Jeden behandelte.

Vor dem Aufbruch trat der Gouverneur wieder zu ihm: „Als der Adjutant mir von Ihrer Absicht erzählte," begann er vertraulich wie zu einem jüngeren Kameraden, „waren Sie mir nicht ganz fremd, denn Ihr Name stand bereits eingezeichnet in die Zahl derer, auf welche wir uns in Nothfällen gern verlassen möchten." Und da der Doctor ihn verwundert ansah, fuhr er fort: „Gute Freunde senden uns zuweilen die Namen solcher, welche nach ihrem Charakter geeignet sind, für uns Opfer zu bringen. Und Sie waren in Ihrer Stadt nicht sicher, daß nicht bei Gelegenheit einer von uns bei Ihnen angeklopft hätte als bei einem Manne, der sein Vaterland liebt. Das große Unglück hat viel Schwäche und Muthlosigkeit zu Tage gebracht, aber im Heer und im Volke auch viel Treue und dauerhafte Kraft. Sie ist für uns in diesen Bergen die beste Hilfe, die kann der böse Feind uns nicht nehmen und um dieser Gerechten willen wird der Himmel uns nicht verderben, sondern aus unseren Prüfungen siegreich hervorgehen lassen."

Und lächelnd setzte er hinzu: „Das sind hohe Worte bei geringer Macht, denn wer uns jetzt sieht, ohne uns zu kennen, der kann uns wohl mit Freibeutern oder Räubern vergleichen."

„Das geschieht auch von Solchen, welche nicht hier waren," versetzte der Doctor und erzählte von den Klagen eines alten Soldaten aus König Friedrichs Zeit.

Der Graf lachte: „Es gibt Viele, die deshalb über uns klagen werden. Aber der Stock, die Fuchtel und das Gassenlaufen waren auch nicht immer da, sie kamen als revolutionäre Neuerungen in die Welt und sicher haben damals viele alte Krieger den Untergang alles kriegerischen Heldenmuthes von ihnen befürchtet."

Auf dem Wege nach der Festung, welcher der Doctor im Gefolge des Gouverneurs zufuhr, übersah er mit größerer

Muße die Geſellſchaft, in welcher er ſich befand; der Graf hatte nicht ohne Grund an die Räuber gedacht, denn das Ausſehen der Officiere und Gemeinen war ungewöhnlich und durchaus gegen das Reglement: entſchloſſene Mienen und kriegeriſche Geſtalten, mehr als eine von edler ritterlicher Haltung, aber nach den Uniformen aus allen Truppentheilen zuſammengeſetzt, jede Art von Huſarendolman und Kopfbedeckung, ſogar bairiſche Uniformen nothdürftig zugerichtet, die meiſten einander nur darin gleich, daß ſie durch Regen und Sonne, durch Bivouak und feindliche Waffen entfärbt und durchlöchert waren. Auch die Pferde waren zum größten Theil aus dem Lande zuſammengerafft oder vom Feinde erbeutet, viele unanſehnlich und ſtrapazirt durch übermäßigen Gebrauch.

In ſeinem Berufe fand der Doctor große Aufgaben und ſchwere Arbeit. Nicht alle Lazarethe waren in der Stadt und in der darüber liegenden Feſtung, mehre hatte der Graf mit gutem Grunde an anderen Orten der Grafſchaft eingerichtet und die Sorge dafür wurde durch die Entfernung erſchwert. Kaum in einem der Lazarethe gebot ein gelernter Arzt, Typhus und bösartige Fieber herrſchten in allen, überall war kaum das Nothdürftigſte für die Verpflegung eingerichtet. Da kam dem Doctor zu Gute, daß er in Paris die Einrichtungen kennen gelernt hatte, welche damals für die beſten galten. Bald gewann er durch ſeine Vorſchläge und das ſichere Weſen, das er bei der Anordnung bewies, das ganze Herz des Gouverneurs. Und er hatte ſo viele Gelegenheit zu helfen und zu retten, daß er am Abend oft todmüde, und doch in gehobener Stimmung zu ſeinem kleinen Quartier in der Stadt zurückkehrte. Nach wenigen Tagen wurde ihm in der Nähe des Gouverneurs ein Feldbett aufgeſchlagen.

Der Graf ſelbſt erfuhr auf ſeine Frage, daß er ernſthaft krank ſei, und daß ſein Leiden, wenn er ſich nicht mehr ſchone, für ihn verhängnißvoll werden müſſe.

„So dürfen Sie nicht zu mir reden," ſagte er gutlaunig,

„Schonung und Pflege sind unmöglich, und eben so wenig darf ich unbrauchbar werden, solange der Krieg dauert; von Ihnen aber fordere ich, daß Sie mich zwischen Scylla und Charybdis durchsteuern.“ Und den Arzt aufmerksam betrachtend, auf dessen erblichenen Wangen man die übergroße Anstrengung lesen konnte, setzte er hinzu: „Gern bäte ich, wenn ich Erfolg hoffte, daß auch Sie vor einer Niederlage sich in Acht nehmen. Ich vermag im Nothfall noch zu kommandiren, wenn ich auf dem Kissen liege, was soll aber aus unsern armen Kranken werden, wenn Sie nicht zur Stelle sind? Doch wie viel Sie auch in den Hospitälern zu thun haben, ich muß Sie noch außerdem für mich in Anspruch nehmen; eine Stunde des Abends müssen Sie mir opfern und sich gefallen lassen, daß Ihr Patient Ihnen vorklagt.“

Der Doctor merkte bald, wie edelherzig dieser Befehl war. Jedes Mal, wenn er kam, fand er durch den alten Diener zwei Couverts gedeckt, dann mußte er mit dem Grafen zum Abendessen niedersitzen. In dieser Zeit sprach sein Chef vertraulich zu ihm wie zu einem jüngern Bruder, zuweilen von der Politik, lieber von seinen persönlichen Freunden und von allerlei Menschen, die er kennen gelernt hatte. So brachte er den Gast dahin, auch seinerseits zu erzählen, was ihm durch das Gemüth gezogen war.

Er entließ ihn nach einem solchen Abend mit einem Händedruck: „Das ist meine Kur. Sie haben mir meine Arznei gereicht, jetzt vermag ich wieder zu arbeiten.“

Durch dies Vertrauen gewann der Doctor zuweilen Einblick in das stille Triebwerk der Politik und seine Verwunderung wurde immer größer über den Umfang der Thätigkeit, welche vom Cabinet des Gouverneurs ausging. Denn dorthin kamen Nachrichten aus allen Theilen der Provinz, Briefe vom Kaiserhofe in Wien, vom auswärtigen Amte Englands, aus der Umgebung des russischen Kaisers; dazu vertraute Mittheilungen aus dem Hauptquartier in Ostpreußen und

andere aus der Residenz, welche oft auf seltsamen Umwegen eingingen, manche in einer Chiffreschrift geschrieben, zu welcher der Graf allein die lösenden Zeichen kannte. Dazwischen jede Art von militärischen Berichten und Projekten.

Draußen fand sich der Doctor mitten in das stürmische Treiben eines Feldlagers versetzt; in dem engen Raume der Festung Glatz drängten sich fast Alle zusammen, welche mit That und gutem Rath zu helfen bereit waren. Vornehme Gutsbesitzer, zuweilen aus weit entlegenen Kreisen, kamen und gingen, brachten Nachrichten und nahmen geheime Aufträge mit sich. Höhere Verwaltungsbeamte der Provinz arbeiteten an engen Bureaux, die in einer Zimmerecke eingerichtet waren; ein oberster Gerichtshof sprach auch in bürgerlichen Händeln Recht; ihn hatte der Graf eingerichtet, weil er die Urtheile, welche von den Obergerichten der Provinz im Namen des fremden Kaisers erlassen wurden, als nichtig behandeln mußte. Bei diesem Gericht fand der Doctor seinen Assessor aus der Kreisstadt beschäftigt. Und wer aus den überfüllten Häusern auf die Gasse trat, der stieß auch hier auf eine Menge abenteuerlicher Gestalten: Schmuggler von der nahen Grenze, welche ihre Ladungen in die Magazine geliefert hatten, Soldaten von fast jedem Regimente des Heeres, wie sie sich aus der Gefangenschaft gelöst oder durchgeschlagen hatten, Freiwillige aus allen Ständen der Bevölkerung, die sich zum Dienst anboten, Treiber, welche Schlachtvieh herbeiführten, jüdische Lieferanten mit ihren Proviantwägen. In den Werkstätten schnitten, nähten und hämmerten dichtgedrängt die Handwerker bis in die Nacht, auf allen Plätzen wurde exercirt und noch des Abends klangen überall, wo Soldaten einquartiert waren, die Hörner, Trompeten und Pfeifen der Musiker, denn jede der neugebildeten Compagnien und Schwadronen war stolz auf eigene Musik, und sie wurde ihr gern gestattet, nur daß ihre Musiker auch als Soldaten fechten mußten. Unter den eifrigsten war Hans, der in der Schwadron des Rittmeisters sofort zu

einer Trompete gekommen war und wenige Wochen nach seinem Eintritt vor dem Doctor an seinen Säbel schlug und stolz meldete: „Der war heut zum ersten Mal dabei.“ In dem engen Raume stießen die Menschen, so verschieden an Vergangenheit und Bildung, oft hart an einander, aber obenauf war bei Officieren und Gemeinen eine trotzige Zuversicht zur eigenen Kraft und Vertrauen zu der Führung.

Mit Befremden sah der Doctor in den ersten Tagen einen Officier, der ihm scheu aus dem Wege ging, den Reiterlieutenant vom runden Tisch, und er versagte sich nicht, den Rittmeister nach seiner Brauchbarkeit zu fragen.

„Ich habe ihn unter den Andern tüchtig einhauen sehen,“ sagte dieser gleichgiltig. „Diese Art Muth hat er, zu selbständigem Kommando würde ich ihn ungern verwenden; er ist weichlich erzogen, um seine Person besorgt und braucht eine Stunde zum Anziehen.“

Aber an einem der nächsten Tage redete der Baron den Arzt an: „Sie haben mich damals gesehen, wo ich meine Pflicht nicht that; es war mein erstes Kommando, bei welchem ich mit einem Feinde zusammentraf. Der Gedanke an den Morgen läßt mir seit der Zeit keine Ruhe. Wenn jetzt hier die nähern Umstände bekannt würden, müßte ich mir eine Kugel vor den Kopf schießen. Ich bitte also, schweigen Sie gegen Jedermann.“

Wenn der Arzt mitten in der Nacht aus einem seiner Lazarethe ins Quartier ging, sah er in dem Arbeitszimmer des Grafen immer noch Licht und zuweilen den Schatten einer auf- und abschreitenden Gestalt. Da sagte er dem Grafen bei der nächsten Zusammenkunft: „Das darf ich als Arzt nicht dulden!“

„Lagen Sie zu Bett, als Sie es sahen?“ antwortete der Gouverneur.

„Ich hatte einen schweren Fall.“

„Ich auch,“ versetzte der Andere heiter. „Aber wir thun,

was wir müſſen, nicht auf gleiche Weiſe. Ich tummle mich in dieſem Wirrwarr mit leichtem Sinn, Sie aber ernſthaft und mit ſchwerem Muth; und wenn Sie einmal ausruhen, ſo ſehen Sie in ſich gekehrt aus, als ob die Welt rings um Sie leer wäre."

„Solchen Ernſt, den ich auch in meinem Vornamen mit mir herumtrage, habe ich wohl von meinem Vater geerbt," antwortete der Doctor.

Der Graf rückte ihm den Stuhl, ſchenkte ihm das Glas voll und legte ſich auf dem Sopha zurück. „Erzählen Sie mir von Ihrem lieben Vater."

Das that der Doctor gern. Lange bevor er geendet hatte, hielt der Graf neben ihm ſitzend ſeine Hand feſt. „Ich danke Ihnen, mein Freund. Und jetzt will ich erfahren, was Ihnen unter uns leichten Huſaren das Herz ſchwer macht."

So vieler Freundlichkeit konnte der Doctor nicht widerſtehen. „Ich hatte ein Mädchen lieb gewonnen; es war das erſte friſche Aufblühen einer innigen Neigung, und die Geliebte wurde mir plötzlich entfremdet." Er berichtete von dem Ueberfall und der Verlobung im Pfarrhaus, wie ihm der Geiſtliche erzählt hatte. Der Graf hörte zu, ohne durch eine Frage zu unterbrechen. Als der Erzählende zu den Worten kam, welche der Franzoſe bei dem Ringwechſel geſprochen, fiel ihm die Spannung im Geſichte des Hörers auf. Nachdem er geendigt hatte, ſaß der Graf einige Augenblicke in Nachdenken. „Man ſucht bei ſolcher auffallenden That nach den Beweggründen. Ein toller Streich, wie man ihn etwa einem verwegenen Fähnrich zutrauen könnte, ſcheint dies nicht zu ſein. Iſt die Demoiſelle das, was man eine Schönheit nennt?" — „Ich glaube ja," verſetzte der Doctor. — „So war es dies," ſchloß der Graf. „Daß der Vater die Nichtigkeit einer ſolchen Verlobung nicht ſogleich und nicht in der nächſten Zeit betont hat, dürfen Sie dem armen alten Herrn, der bis auf den Tod bedrängt war, nicht als über-

große Schwäche auslegen. Zunächst kommt es doch darauf an, wie das Fräulein selbst die Sache ansieht."

„Ich habe sie durch den Vater bitten lassen, mir ihr Vertrauen zu schenken, sie ist nicht darauf eingegangen; sie verhüllt ihre Seele auch vor mir, und darüber traure ich. Ich hatte freilich noch kein Anrecht auf so hohes Vertrauen."

„Auch Schüchternheit und Scham können ein unschuldiges Weib dem geliebten Manne gegenüber zum Schweigen veranlassen. Und von dieser Seite ist noch nichts verloren. Dagegen scheint mir dieser französische Rittmeister wohl werth, daß man sich nach ihm erkundige. Vielleicht kann ich Ihnen Auskunft verschaffen. Unterdeß lassen Sie sich's gefallen, daß ich mich Ihnen in der Rolle eines Vertrauten aufgedrängt habe, und entsagen Sie der Hoffnung nicht so hartnäckig, wie bisher."

Nach einer Zusammenkunft mit dem französischen General, welcher die gegenüber liegenden Truppen befehligte, rief der Graf am Abend seinem Tischgenossen entgegen: „Heut war ich Ihnen noch dankbarer, als ich wohl sonst bin, denn Sie haben mir die unvermeidlichen Viertelstunden der Conversation mit dem Franzosen erleichtert. Ich habe Auskunft über den Capitän erhalten. Also, jene Scene im Pfarrhause hat den Prinzen und die Generalität weit mehr beschäftigt, als anzunehmen war. General Lefebvre selbst war genöthigt, deshalb beim Prinzen die Lärmtrommel zu schlagen, nicht wegen des Zweikampfes, sondern weil Herr Dessalle damals in seinem Zorn das gesammte Officiercorps eines deutschen Rheinbundstaates vor den Ohren der Mannschaft und anderer Zuhörer mit sehr bedenklichen, respectwidrigen Ausdrücken bezeichnet hatte. Durch den zweiten Officier, der sich vorsichtig dem Säbel des Capitäns entzogen hatte, und durch die Unteroffiziere wurde dies nach dem Todesfalle zur Anzeige gebracht, die höheren Officiere aber begingen in patriotischem Grimm die Taktlosigkeit, wegen dieser Ehrenkränkung Klage beim

Oberkommando zu erheben. Prinz Jérôme vernahm in seiner Weise lachend und wohlgefällig das Abenteuer und dachte offenbar von dem Capitän darum nicht schlechter, weil er den deutschen Tölpeln eins versetzt hatte. Um seinen Günstling aber den weiteren Folgen zu entheben und die Angelegenheit durch Hinziehen zu beendigen, sandte er ihn mit Briefen an den kaiserlichen Bruder. Dies ist der Grund, weshalb der Officier vom Horizont verschwunden ist und während dieses Feldzuges schwerlich in unserer Provinz erscheinen wird. Das Letztere wenigstens ist günstig;" — und ernsthaft fügte er hinzu — „der Capitän gilt, so weit dem Urtheil meines Berichterstatters zu trauen ist, für einen Mann von Ehre; er ist durch eigene Tüchtigkeit heraufgekommen."

Der Doctor saß in düsterem Schweigen und der Graf fuhr ermuthigend fort: „Denken Sie jetzt auch an die Freuden und Sorgen des nächsten Tages. Hundert gute Monturen sind heut früh von den Husaren eingebracht worden. Wir sollen Armeen aus der Erde stampfen und ein Kornfeld bauen auf der flachen Hand, das wird uns nicht leicht, doch Viele helfen mit Freuden. Hätten wir nur eine Million Thaler und sechs Monat Zeit, dann wollten wir Waldläufer uns sehen lassen." Und er begann vertraulich von seinen Plänen für die Ausrüstung zu erzählen, bis der Andere das eigene Leid vergaß.

Ja, es war eine endlose mühevolle Arbeit. Alles fehlte. Am wenigsten noch die Mannschaft. Die Treuen kamen zum Theil aus weiter Ferne, sogar aus den süddeutschen Fürstenthümern, welche einst zu Preußen gehört hatten. Auch an Compagnieofficieren war kein Mangel, von allen Waffen stellten sie sich ein, Manche von zweifelhaftem Werth, aber auch nicht wenige der Besten, deren Name in späteren Jahren von Mund zu Mund ging. Doch weit schwerer als die Menschen war die Ausrüstung zu beschaffen. Wo das Pulver finden? Der Graf ließ eine Pulvermühle errichten, bald fehlte dafür der Salpeter, Schmuggler trugen mit Lebensgefahr einzelne Cent-

ner auf dem Rücken über die östreichische Grenze. Zuletzt ließ der Gouverneur gar durch Streifpartien das Sprengpulver aus den Bergwerken, welche jetzt für den Feind fördern mußten, entführen. Wo die Musketen hernehmen? Die Gewehre, welche heimlich in der Landschaft gesammelt wurden, hatten jede Art von Kaliber, und es waren meist leichte Jagdflinten, im Krieg auf die Länge gar nicht zu gebrauchen; fast an jeder mußte reparirt und gebastelt werden. Der Graf richtete deshalb auch eine Gewehrfabrik ein, aber natürlich vermochte diese nicht sofort Großes zu leisten. Woher das Tuch und Leder holen für Monturen und Riemzeug? Woher endlich die Cavalleriepferde, seit der Feind den ganzen Winter über die Thiere aus den Ställen geholt hatte, darunter Gespanne, die der Landwirth nicht entbehren konnte. Und über Allem, woher das Geld nehmen für den Sold der Festungstruppen und des kleinen mobilen Heeres? Ohne Geld und Löhnung war keine geordnete Verpflegung möglich, und wenn die Leute hungern mußten, liefen sie wieder aus einander. Die Geldsummen, welche durch patriotische Männer herzugebracht oder durch treue Steuereinnehmer den behenden Boten des Grafen ausgeliefert wurden, auch einzelne Sendungen, welche der Graf durch unermüdliches Schreiben von Wien und London zu erhalten wußte, reichten gerade von einer Woche zur andern, die Vermittler und Agenten waren zum Theil unsicher und Veruntreuungen blieben nicht aus.

Und doch wuchs durch die rastlose Sorge und Thätigkeit des einen Mannes in den Frühlingsmonaten eine Compagnie und Schwadron um die andere herauf.

Aber je rühriger sich die neugebildeten Truppen im Lande tummelten, um so argwöhnischer vermehrte auch der Feind sein Heer. Gegen jedes Tausend, das der Graf ins Feld schickte, konnte der Kaiser, der von den Pyrenäen bis zur Weichsel gebot, durch einen Federstrich zehntausend senden, und je lästiger die Zwerge in den Bergthälern wurden, um

ſo heftiger begehrte der Rieſe in der Ebene das Ende und die Bewältigung des Widerſtandes.

Das ſagte einſt der Doctor dem Gouverneur, als er neben ihm auf einer Baſtion ſtand, und in die anmuthige Sommerlandſchaft hinabſah. Der Graf heftete ſeinen Blick auf den fernen Horizont: „Nicht bei uns liegt die Entſcheidung, aber was wir von den Feinden auf uns ziehen, halten wir dort ab, wo unſer Schickſal entſchieden wird. Ob Oeſtreich ſich entſchließt, uns zu helfen, iſt noch immer die Frage; nur ſo lange wir Preußen hier in dieſem Lande von uns reden machen, können wir auf die Hilfe hoffen. Und iſt bei einem Friedensſchluß die Provinz mit allen ihren Feſtungen in der Hand des Feindes, ſo dürfen Sie annehmen, daß Schleſien für Preußen verloren iſt, und dann iſt unſer Staat ſelbſt verloren. Da haben Sie drei Gründe dafür, mein Freund, weshalb unſere Huſaren wieder ausreiten, um den Franzoſen die Wämmſer zu klopfen.“ Er wies auf den gewundenen Weg, auf welchem Reiter und Fußvolk hinabzogen. „Heut müſſen Sie mir geſtatten, daß auch ich den Ritt mitmache, wir gedenken einen guten Fang zu thun.“

Am Abend bliesen die heimkehrenden Huſaren Fanfare, der Graf hatte in einem ernſten Gefecht dem Feinde herben Verluſt zugefügt, und führte eine anſehnliche Zahl Gefangener mit ſich zurück. In einem bairiſchen Major, der gefangen neben dem Grafen einritt, erkannte der Doctor denſelben Officier, welcher früher ihn und den Rittmeiſter auf der Landſtraße angehalten hatte. „Jetzt iſt es an uns, Ihnen zu danken,“ rief er bei der freundlichen Begrüßung. Da auch der Rittmeiſter das Seine that, ſo fehlte es dem Baiern nicht an Bequemlichkeit und Geſellſchaft. Der Major erwies ſich als wackrer Mann von Ehre und die Beſuche des Arztes wurden für Beide angenehm.

„Kennen Sie einen franzöſiſchen Hauptmann Deſſalle?“ frug einſt der Doctor.

„Sie nennen einen Namen, der uns Baiern sehr lästig geworden ist," antwortete der Major. Er erzählte mit Zurückhaltung von dem Zweikampf, und was der Doctor sonst schon wußte. „Wir Baiern sind in die Nothwendigkeit versetzt, Erklärungen von ihm zu fordern. Meine Landsleute, an denen er zum Ritter geworden ist, waren so sehr im Unrecht, daß wir uns schämen müssen, und es wäre ganz in der Ordnung gewesen, wenn der Prinz Jérôme oder der Kaiser die strengste Bestrafung der Schuldigen, so weit diese noch am Leben waren, gefordert hätte. Das aber hat man nicht gethan, dagegen hat der Prinz in Gegenwart eines bairischen Generals vor einem großen Kreise die Geschichte von der Verlobung erzählt und dabei den ritterlichen Franzosen bis in den Himmel erhoben; und uns Baiern bleibt nur übrig, diesen Herrn mit dem Säbel zu begrüßen, sobald wir seiner habhaft werden. Glauben Sie mir, Doctor, auch unter uns sind Viele, welche es für einen traurigen Krieg halten, wo Deutsche gegen Deutsche kämpfen und für Fremde einander totschlagen, wir für die Franzosen und Sie für die Russen, denn Beide haben wir von den Fremden Hinterlist und Tücke zu erwarten." So klagte der Baier.

Mit gemischten Gefühlen vernahm der Doctor, daß jene Stunde im Pfarrhause auch über die Zukunft seines Gegners dunkle Schatten warf.

Aber der Doctor sollte noch von anderer Seite an den Fremden erinnert werden.

In der Thür einer Weinstube der Stadt traf er auf einen Husarenofficier, dem ein jüdischer Händler gerade einen Brief zusteckte. „Komm' zu uns herein, Bruder Doctor," rief der Officier mit hartem polnischem Accent, „sind wir Alle gerade lustig." Da die Aufforderung von einem Liebling des kleinen Heeres kam, so folgte der Doctor der Einladung und saß in der fröhlichen Gesellschaft nieder. Der Officier neben ihm zog den Brief aus der Tasche und lachte. „Dies

hat mir der Jud zugesteckt, es kommt von einem alten Bekannten von mir, der im Stabe des französischen Generals ist. Bevor ich den Brief dem Gouverneur abgebe, will ich ihn selber lesen." Er brach auf und lachte wieder. „Schreibt mir Ossowski kurioſe Sachen. Kaiser will mir ein polnisches Regiment geben und mich zum Obersten machen, wenn ich hier quittire und hinüberkomme. Ich werde sogleich antworten; Wirth, geben Sie eine Feder!" Und er malte auf einen Zettel mit großen Buchstaben: „Mein Herr, Sie haben mir auf polnisch geschrieben, ich habe als preußischer Officier verlernt, auf polnisch zu antworten. Darum schreibe ich Ihnen deutsch, daß ich den für einen verdammten Kujon halte, welcher einem Preußen solchen Antrag macht; wenn ich Sie einmal finde, werde ich Ihnen das mit meinem Säbel beibringen! Mit gebührender Hochschätzung bin ich Ihr ergebener." Er gab den empfangenen Brief und seine Antwort dem Adjutanten. „Schaffe das zu den Franzosen, lieber Bruder, und mache eine Adresse!"

Die Kameraden lachten und sammelten sich um den ehrlichen Gesellen. Und ein Husarenstreich nach dem andern kam zum Vorschein. Endlich sagte der Pole: „Dabei fällt mir ein, daß ich ohnedies schon einem Franzosen versprochen habe, mich mit ihm zu hauen, wenn wir einander treffen. Das war so. Im Winter streifte ich an der polnischen Grenze, und ich kam bis an die Straße, die durch Polnisches nach Ostpreußen führt; dort legte ich mich, wie Kater thut, auf die Lauer. Die Schwadron versteckte ich im Walde und zog mich mit wenigen Husaren quer über Feld zu einem einzelnen Wirthshaus, daneben war nur Scheune und Stall, nach beiden Seiten offene Straße. Ich postire also einen Mann auf die Leiter, die am Dach der Scheune lehnt, und sperre den Kretschmer und sein Weib in den Keller. Die Pferde fressen zwischen Hof und Scheune aus dem Futterbeutel und die Mannschaft sitzt daneben. Wir waren Tag und Nacht

durch die Wälder gezogen, Pferd und Mann sehr herunter. Ich aber gehe in das Haus und suche in der Kammer neben der Schenkstube, ob ich eine Schüssel finde, und ziehe mich schnell aus, um mich zu waschen, was überaus nöthig war. Meine Husaren gerathen unterdeß über ein Fässel Branntwein und machen sich in größter Eile alle naß, wie Fliegen in Buttermilch. Auf einmal entsteht ein Getrappel und Geschrei, und bevor ich in die Kleider komme, höre ich die Stubenthür aufgehen; ich schiebe also leise den Riegel vor die Kammerthür und gucke durch den Ritz. Ein französischer Officier tritt in die Stube, er hat einen Arm in der Binde und Pistole und Kuriertasche in der linken Hand. Zuerst sieht er sich argwöhnisch um, weil aber nichts in der Stube unordentlich ist, legt er Pistole und Tasche auf den Tisch und untersucht mit dem Säbel das Bett. Ich fahre wie ein Blitz hinter seinem Rücken aus der Kammer, packe die Tasche und halte ihm meine Pistole an das Ohr, wie er sich gerade herumdreht. Den Säbel konnte er, da ich ihn an das Bett drängte, mit seinem gebundenen Arm nicht ziehen. So war er einen Augenblick wehrlos in meiner Hand und sagte ruhig: „Schieß!" „Nein," antwortete ich auf Französisch, „ich halte die Tasche, Sie halten meine Leute, wir tauschen, und machen Waffenstillstand!"

„Gut! auf Parole," sagte er. „Ich bin Capitän Dessalle und wer sind Sie?" — Hatte ich keine Hosen an und schämte mich deshalb, den Namen eines preußischen Officiers zu nennen, so sprach ich: „Lieutnant Brummteufel von Bila-Husaren, wegen der Reinlichkeit im Hemde." Ich gab die Tasche in seine Hand, und er ging an die Thür und befahl seiner Mannschaft, meine Schlingel freizugeben. Darauf zog ich mich schnell an, er ließ eine Flasche Wein aus seinem Mantelsack bringen, wir saßen einander gegenüber und tranken; beim Abschied sagte er: „Mein Herr, heut bin ich Ihnen etwas schuldig geblieben, ich bin gewöhnt meine Schulden zu bezahlen,

treffen wir uns wieder im Krieg oder Frieden, so hoffe ich, nicht verhindert zu sein die Waffen zu gebrauchen. Dann werden Sie mir Genugthuung geben." „Ich bin immer zu Ihren Diensten," sagte ich, „mein wirklicher Name ist Witowski." Er grüßte noch mit der Hand und ritt dorthin und ich dahin. Am Abend aber holte ich meinen Husaren Futter und Brot aus der Schenke."

Näher rückte der Feind und enger wurde der Kreis, in welchem die preußischen Fahnen wehten. Wenn es einmal gelang den Gegner durch kühnen Angriff zurückzuwerfen, so kehrte er verstärkt wieder. Bei kleinen Unternehmungen waren die neugebildeten Compagnien und Schwadronen fast immer glücklich, bei größeren versagte die Kraft. Schon wurden von den vier Festungen, über welche der Generalgouverneur gebot, zwei belagert, und der Fall der einen, des wichtigsten Waffenplatzes, stand bevor. Vergebens sandte der Graf Boten und Befehle durch den Ring der Belagerer, um den Kommandanten zur Ausdauer zu veranlassen, vergebens ersann er einen verzweifelten Zug seines kleinen Heeres hinaus in die Ebene, um die Festung zu entsetzen; das Wagniß gelang nicht, er selbst hatte es wohl kaum gehofft. Unterdeß lag er vom Fieber geschüttelt auf dem Lager, aber seine Energie, mit welcher er festhielt, was er noch in Händen hatte, und die behende Kraft, mit welcher er neue Hilfsmittel ersann, wurden nicht vermindert. Wenn der Doctor die schnellen Athemzüge und den glitzernden Schein der Augen beobachtete, da fühlte er herzliche Hochachtung vor einer Hingabe, die immer das Vaterland im Auge, das eigene Leben für nichts achtete, und vor einem Geiste, welcher der Schwäche des Leibes so siegreich widerstand. Als der Graf in einer solchen Stunde nach einem schmerzlichen Seufzer den theilnehmenden Blick des Arztes auffing, begann er: „Ich bin nicht muthlos, Doctor, aber traurig. Daß wir nicht hier sind, um Siege zu erfechten, und daß wir zuletzt untergehen müssen, wenn nicht ein erbarmendes Geschick von

außen Hilfe sendet, das haben wir immer gewußt. Auch darauf bin ich gefaßt, daß unser Nachbar Oestreich nach den letzten Ereignissen noch weniger geneigt sein wird, uns zu helfen, als er früher war. Was mir in der Stille zusetzt, das ist der Verlust an guten Kameraden und getreuen Herzen, den ich fast täglich erfahre. Solche Empfindung steht im Kriege einem Manne, der den Befehl hat, übel an, und vollends bei meiner abenteuerlichen Stellung ist sie eine Schwäche. Aber Einen nach dem Andern sehe ich fallen und verderben. Gerade in dem kleinen Krieg trifft das Schicksal die Bravsten, sie alle spielen bei ihren Wagnissen mit Tod und Teufel; dem Schlauen gelingt es fünfmal, und wenn er ein unerhörtes Glück hat, zehnmal, zuletzt fällt die Karte doch gegen ihn. Von meinen Getreusten, die Sie fanden, als Sie hier ankamen, wie wenige sind noch übrig? Im großen Kriege verschwindet das Leben des Einzelnen in der Masse; bei unserm Freibeuterkampfe zähle ich die Häupter, denen ich vertrauen kann, und vermisse jedes, das aus dem täglichen Verkehr schwindet. — Auch der Schlaukopf ist dahin, mein Geschäftsreisender, der unermüdlich durch das Land zog und mit gewissenhaften Einnehmern seine Geschäfte machte; er hat uns zuweilen geholfen, wenn der letzte Pfennig ausgegeben war. Zuletzt wollte er auch einmal auf eigene Faust Krieg spielen und raffte sich einige Mannschaft zusammen. Dabei vertraute er zu sehr seinem Glück und kam in die Hände des Feindes. Neulich, als wir den bairischen Major fingen, saß er als Gefangener in Civilkleidern gebunden auf einem Karren, an welchem unsere Husaren vorüberjagten. Es wäre leicht gewesen, ihn loszuhauen, jetzt muß ich durch allerlei Kunststücke die Courtoisie der Franzosen wachrufen, damit diese uns nicht den armen Burschen als Spion abthun."

In den nächsten Tagen wurde der Gouverneur von dem neuen französischen General, einem der nichtswürdigsten Werkzeuge des Kaisers, zur Verhandlung hinausgeladen auf das

Feld inmitten der beiden Heere. Mit kriechender Höflichkeit begann der Franzoſe die Unterredung, in welcher er zur Uebergabe mahnte, denn er wollte ſich gern bei ſeinem Kaiſer den Ruhm ſichern, daß er den hartnäckigen Widerſtand des Gegners bewältigt habe. Da ihn aber der feſte Widerſtand des Grafen reizte, brach die rohe Heftigkeit ſeines Weſens heraus. Er ſchrie, daß das preußiſche Heer des Königs geſchlagen und vernichtet, der König ſelbſt verſchwunden ſei: „dies Königthum hat aufgehört, die jetzt noch widerſtehen, ſind nichts als Räuber und Mörder.“ Er forderte die Officiere auf, den unſinnigen Mann zu verlaſſen, der ſie ins Verderben führen würde, er drohte das Gut des Gouverneurs, das dieſer in der Grafſchaft hatte, niederzubrennen, die Familie deſſelben der Wuth der Soldaten preiszugeben und ihn ſelbſt an den Galgen zu hängen. Wohl niemals hat der Stellvertreter eines Königs ſolche Sprache ertragen. Die preußiſchen Officiere griffen an ihre Waffen, um den frechen Franzoſen niederzuhauen, der Graf trat dazwiſchen, wehrte dem Eifer und ſchied mit den Worten: „Wir reſpectiren in Ihnen den Vertreter Ihres Kaiſers, aber wir verhandeln mit ſolchem Manne nicht mehr.“

Als der Gouverneur am Abend erſchöpft auf dem Lager lag, und ſein Vertrauter ihm ſagte: „Wie der Franzoſe die gleißende Höflichkeit aufgab und durch ſeine Drohungen Sie in Ihrem innerſten Leben kränkte, da erkannte ich, wie ſchwer es iſt, die innere Empörung für das gemeine Wohl zu bändigen; ich hätte ſchwerlich der Verſuchung widerſtanden, den ſchlechten Mann niederzuſchlagen oder gleich einem Hund wegzuſtoßen.“

„Loben Sie meine Zurückhaltung nicht,“ ſagte der Graf, „denn ich fühlte in dieſem Augenblick tief die Demüthigung, daß ich nicht als freier Herr ihm gegenüberſtand, ſondern als Diener eines Staates, der nicht in der Lage iſt, ſeine Vertreter vor ſolcher Beleidigung zu ſchützen. Hätte ich aber dem Franzoſen geantwortet, wie er verdiente, ſo wäre das

dem Kaiser sehr willkommen gewesen, denn er hätte darin eine Veranlassung gefunden, über Verletzung des Völkerrechts und der französischen Ehre zu declamiren und den Frieden, welchen er widerwillig und mit argen Hintergedanken, nur aus Rücksicht auf andere Mächte, uns bewilligen muß, zu erschweren. Er weiß heut so gut wie wir beide, daß zwischen uns und ihm ein ehrlicher Friede unmöglich ist, für ihn steht die Frage nur so, auf welchem Wege er uns umbringen soll, und für uns, wie wir seiner ledig werden. Er ist uns darin überlegen, daß er in seiner klaren Entschlossenheit genau sieht, wie die Sachen stehen. Beten Sie, Doctor, daß nicht eine Wahrheit werde, was heut der arge Mann von dem Schicksal unseres Königs und des Heeres gelogen hat."

Nicht Alles wurde als Wahrheit bestätigt, aber die Entscheidung war bei Friedland gegen Preußen gefallen durch die Unfähigkeit oder Hinterlist des russischen Feldherrn. Die Kunde, welche der Graf bald vom Prinzen Jérôme erhielt und dem Heere verbarg, verbreitete sich doch mit seltsamer Schnelle. Nach diesem Schlage schwand den Soldaten die Hoffnung und der Muth.

Und der Kampf um die Festung begann. Der Graf hatte mit Aufgebot aller Kraft ein verschanztes Lager auf einer Höhe errichtet, deren Besitz für die Behauptung der Festung entscheidend war.

„Auch Sie erwarten in den nächsten Tagen einen Sturm des Feindes," sagte der Doctor zu dem Rittmeister, welcher einsilbiger als sonst an seiner Seite ging.

„Mich kränkt's, daß Sie mich gerade in der Arbeit haben, Doctor, und daß ich nicht dabei sein kann. Es ist eine gute Disposition, die der Graf für die Vertheidigung jener Höhe dort gemacht hat, aber nach meinem Husarenverstand muthet sie unseren Officieren und Soldaten allzuviel zu, denn Alles bei uns ist noch zu locker. Wer unsern Gouverneur kennt wie Sie und ich, der muß ihn lieben und verehren bis zur

Schwärmerei, und ich kenne keinen Mann auf Erden, der so rein und ohne Rückſicht auf ſich ſelbſt für ſeinen König und für Andere lebt. Er iſt hier wie die Sonne, die uns allen die Kraft zum Leben gibt, er allein, ſo daß, wenn er uns verloren geht, in demſelben Augenblick Alles aus einander fällt. Er hat nur eine Schwäche, er beurtheilt uns alle im Grunde zu günſtig. Beachten Sie ſeinen Blick, er ſieht immer ſtill verklärt in die Ferne, das große Ziel hat er feſt im Auge und erfinderiſch wie ein Dichter erſinnt er hundert Wege und Auskunftsmittel, um dahin zu gelangen, aber nicht ſo genau ſchätzt er die Hinderniſſe, welche ihm bei den nächſten Schritten in dem Wege ſtehen. Sein ganzes Weſen treibt ihn dazu, der Tüchtigkeit menſchlicher Natur zu viel zu vertrauen und trotz dem großen Scharfſinn, mit welchem er im Ganzen die Sachen beurtheilt, wird ſeine Rechnung zuweilen fehlerhaft, weil er die kleinen Reibungen und die Fehler ſeiner Werkzeuge nicht genug berückſichtigt."

„Wie vermöchte er dieſes Leben auszuhalten," verſetzte der Doctor, „die Unſicherheit, die ganz unerhörte Stellung eines Dictators, wenn nicht ein Zug von Begeiſterung und ſanguiniſchem Glauben in ihm wären? Und ich ahne, daß er auch von den Menſchen, die ihn umgeben, Manches kennt, was er Allen verbirgt. Unſer bairiſcher Freund ſagte mir, als er ausgewechſelt wurde, beim Abſchiede: „Ich laſſe Sie mit Bedauern hier zurück, denn die Braven hier ſind alle verrathen und verkauft." Darauf erzählte er, daß ihm hier vielerlei für die Franzoſen mitgetheilt worden ſei, „einiges Schriftliche habe ich verbrannt," ſchloß er, „denn ich habe nicht vergeſſen, daß ich ein Deutſcher bin, und will mich, wenn ich Sie auch als ehrlicher Soldat bekämpfen muß, nicht zum Angeber gegen die Fremden machen.""

„Sie haben das doch dem Gouverneur mitgetheilt?" frug der Rittmeiſter.

„Hören Sie, was er mir antwortete: „Wenn man mich

mit Schiller's Räuberhauptmann verglichen hat, so wissen Sie jetzt auch, daß die Herren Spiegelberg und Schufterle unserer Gesellschaft nicht fehlen.""

Ein hoher Stabsofficier schritt über die Bastion, ein älterer Mann mit einem hageren, bronzefarbenen Gesicht und finsteren, scharf geschnittenen Zügen. Der Doctor und der Rittmeister salutirten; als er vorüber war, stieß der Rittmeister mit innerm Abscheu seinen Säbel auf den Stein. „Das ist er, und er ist vielleicht nicht der Einzige."

„Wie ist es möglich, daß der Graf solche Menschen im Amte duldet, wenn er sie für Verräther hält?" frug der Doctor bestürzt.

„Er hat sich lange geweigert, den Verdacht gegen sie aufkommen zu lassen, obgleich ihnen Niemand traute. Jetzt endlich überwacht er sie. Aber dieser und noch ein Anderer haben höheren militärischen Rang als der Graf selbst. Als Stellvertreter des Königs kann er sie, sobald ihr Verrath erwiesen ist, verhaften, im äußersten Fall erschießen lassen, aber solange er keinen Beweis gegen sie hat, darf er ihnen den Befehl nicht nehmen. Der Gouverneur hat gethan, was ihm ganz widerwärtig ist, dort oben in dem Bureau hat er einen geheimen Polizeidienst einrichten müssen, um Beweise gegen die höchsten Officiere seiner eigenen Garnison zu finden. Es ist ihm bis jetzt nicht gelungen, und glauben Sie mir, das ist seine unabläßige Sorge."

Der Sturm auf das verschanzte Lager hatte begonnen, unter dem rollenden Donner der Geschütze und dem Knattern der Musketen eilte der Doctor zu dem Verbandplatz für die Verwundeten. Jetzt hörte und sah er die Schrecken, welche der Zweikampf der Völker jedem Einzelnen bereitet, aber anders als vor einem halben Jahre empfand er das Furchtbare des Krieges, und auf Alles gefaßt sagte er sich: „Wunderlich ist es, daß derselbe Kriegssturm, welcher das Beste im Manne lebendig macht und das Höchste von ihm fordert, zugleich und

oft in derſelben Seele das Widerwärtigſte und Gemeinſte groß zieht, rohe Wildheit, Geldgier und alle Laſter, welche erwachen, wenn die alte feſte Ordnung ſeines Lebens aufhört. Das Erhabenſte iſt zugleich auch das Schrecklichſte, und mit dem Göttlichen in uns wird auch der Teufel mächtig.“ Bald nahm die Sorge um die herbeigetragenen Verwundeten ihn völlig in Anſpruch.

Am Abend drängten ſich die geſchlagenen Compagnien mürriſch und muthlos durch das Thor. Die Feſtung wurde belagert und die Rechnung ging jetzt um den Tag, an welchem ſie fallen müſſe.

Der Diener hatte den Tiſch mit dem Abendeſſen des Doctors, wie er pflegte, an das Bett des Grafen gerückt, da begann der Kranke: „Ich muß mich Ihrer freuen, ſolange ich Sie habe. Was jetzt noch zu thun bleibt, iſt das Schwerſte von Allem, und doch ſo widerwärtig, daß Niemand es loben wird.“

„Sie werden thun, was Ihre Pflicht iſt,“ ſagte der Doctor, „nicht jede Pflichterfüllung wird durch den Beifall der Lebenden und der Späteren gerühmt. Ich bin gelehrt, daß man bei ſolcher Erfüllung niemals an den Beifall der Menſchen denken ſoll, nur darauf, daß man der Mahnung des eigenen Gewiſſens und vernünftiger Erwägung folge.“

„Das iſt eine ſtrenge Lehre, mein Freund; auch die Beſſeren ſorgen, vielleicht nicht um den Beifall der Menge, aber doch um die gute Meinung ſolcher, die ihnen werth ſind. Wir Soldaten vollends, bei denen Befehl und Gehorſam ſo ſchonungslos ſind, brauchen einen ſtarken äußeren Antrieb, damit wir unſere Pflicht thun; der Soldat vermag Anerkennung und Ruhm nicht zu entbehren, und ebenſo wenig die Furcht vor Strafe, und die höheren Officiere bedürfen dieſen Sporn noch mehr als andere. Wenn Sie fragen, woher es kommt, daß in dieſem Jahre gerade unter den Hohen unſerer Armee ſo viel offene Schwäche zu Tage trat, die bis zum Verrath

ging, ſo gibt es darauf eine kurze Antwort: weil ſie vor ihrem guten Könige keine Furcht hatten. Ein General und Jeder, der ſelbſtändiges Kommando führt und deſpotiſch gebietet über Untergebene, muß im Grund ſeiner Seele unabläſſige Scheu hegen vor dem Stirnrunzeln ſeines Herrn und dahinter vor Feſtung oder einer Kugel."

„Ich ſelbſt bin jetzt in der Lage an eine Verurtheilung und Feſtungshaft für mich zu denken," fuhr er mit traurigem Lächeln fort: „Denn, Doctor, es geht mit uns zu Ende. In dem Pulvermagazin fehlt das Pulver, man hat mir ſeit Monaten falſche Beſtände angegeben; ein unſichtbarer Feind hat ſich beeilt, dieſe Hiobspoſt und andere hier zu verbreiten, den Leuten iſt der Muth gebrochen, ſie wiſſen, daß wir nicht mehr im Stande ſind, ernſtem Angriff zu widerſtehen. Bedauern Sie mich, denn mir iſt auch die letzte Ehre des Soldaten verſagt, dieſe Feſtung bis zum letzten Laib Brot und zur letzten Patrone zu vertheidigen. Ich bin nicht zum Kommandanten der Feſtung beſtellt, ſondern zum Gouverneur des Landes. Meine Provinz iſt klein geworden, aber außer dieſen Steinen habe ich noch einige andere dem Feinde ſtreitig zu machen, und erſt auf dem letzten darf ich vergeſſen, daß ich meinen König und den Staat noch in andern Sachen zu vertreten habe als in militäriſchen. Dann erſt darf ich die Scheide wegwerfen und an nichts denken als an einen ehrlichen Soldatentod. Jetzt ſollte ich dieſe Feſtung der Ehre ihres Kommandanten anvertrauen, aber dieſer würde morgen dem Feinde das Thor öffnen und dadurch die Wochen, die ich noch gewinnen kann und auf die jetzt Alles ankommt, zu Gunſten der Franzoſen preisgeben. Deshalb werde ich die Demüthigung einer Uebergabe auf meinen Namen nehmen."

Da vergaß der Doctor ſeine eigene Philoſophie und rief in tiefem Schmerz: „Herr des Himmels, ſoll eine Uebergabe auch hier das Ende ſein! Unermeßliche Mühe und Arbeit haben Sie aufgewandt, uns allen ſind Sie ein Vorbild ge-

worden der Hingabe an Amt und Beruf. Ihrem Beispiel verdanke ich, daß ich erkannt habe, was ein Mann seinem Vaterlande schuldig ist, und jetzt sollen Sie demselben Schicksal verfallen wie die Schwachen und Schlechten, die anderswo den Befehl hatten. Und Sie sollen nicht unterliegen im ehrlichen Kampfe gegen den Feind, sondern durch elenden Verrath und durch die Gemeinheit Anderer; wahrlich, das ist ein fürchterliches Geschick. Die Ehre, die sich um Ihr Haupt gesammelt, soll Ihnen in der Meinung der Menschen genommen werden durch den Zwang kleiner und nichtswürdiger Verhältnisse." Er wandte sich in seiner Bewegung ab.

„Sagten Sie nicht soeben," begann der Graf mit weicher Stimme, „daß man die Pflicht thun soll ohne Rücksicht auf den Beifall der Menschen und nur das eigene Gewissen und vernünftige Urtheil anhören?"

„Das habe ich gesagt, ich weiß wohl, daß Sie so handeln werden; aber das Volk bedarf auch Beispiele von Tugend und Größe, die ihm das Herz erwärmen. Und es wird krank, wie wir geworden sind, weil uns so sehr die Männer fehlen, deren Werth man mit Begeisterung empfindet. Sie waren der Mann, meinen schlesischen Landsleuten in finstrer Zeit ein solches Vorbild zu werden, und für mich ist es furchtbar, daß Ihnen durch ein ruhmloses Ende dieses Kampfes die Krone geraubt wird."

Der müde Mann erhob sich und sprach leise: „Seien Sie ruhig, mein Freund. Was ich bis jetzt nur meinem König vertraut habe, sollen Sie erfahren: ich übergebe die Festung nicht. Wenn ich mit dem Feinde das Uebereinkommen schließe, ihm die Thore an einem bestimmten Tage zu öffnen, so thue ich dies, um Zeit für die Vertheidigung zu gewinnen. Gegenwärtig sind wir durch Verrath und Entmuthigung wehrlos gegen den drohenden Angriff, ich brauche einige Wochen, um das zu bessern. Nur durch den Vertrag mit den Franzosen habe ich die Möglichkeit gewonnen, mich mit unserm Könige

in gesicherte Verbindung zu setzen. Diese Verbindung habe ich benutzt, ihn anzuflehen, daß er mir erlaube, nicht mehr sein Stellvertreter im Lande, sondern nur Kommandant dieses Platzes zu sein. Die übermüthigen Feinde verletzen jeden Tag den Vertrag, den ich mit ihnen schloß, und jeden Tag darf ich ihnen das nichtige Schriftstück vor die Füße werfen. Und nun wissen Sie, was Ihrer Freundschaft tröstlich sein soll; wenn nicht Friede wird, sollen sie mich lebendig nicht haben. Wir bewahren, will's Gott, dem Könige unsere Berge, oder wir machen dem Feinde die Mühe uns ein Grab zu schaufeln."

Die Franzosen drängten, dem abgeschlossenen Vertrage zuwider während der Waffenruhe näher an die Festung heran, der Graf, welcher unterdeß die Schäden an den Werken, an den Vorräthen und in den Gemüthern seiner Soldaten gebessert hatte, schloß drohend die Thore und verkündete seinen Entschluß, am Ende der Waffenruhe die Feindseligkeiten wieder zu beginnen. Da kam der Friede. Sogleich bestand der Gouverneur darauf, daß die Feinde die Grafschaft und die nächsten Landkreise räumten, und er setzte seinen Willen durch.

Er hatte das Gebiet für Preußen behauptet.

Als der Graf die Bedingungen des Friedens erfahren, lud er eine Anzahl Männer zu sich, welche ihm persönlich nahe gestanden hatten. Der Doctor fand einige Officiere von der früheren Garnison, Officianten, welche in den Bureaux arbeiteten, adlige Gutsbesitzer aus der Provinz, die in den letzten Monaten sich und ihr Vermögen für den Staat eingesetzt hatten. Der Graf erhob sein Glas, trank die Gesundheit des Königs und sagte: „Wir lassen Andere trauern über den Vertrag, welcher jetzt als Friede den Völkern verkündigt wird; wir wissen so gut wie der Herr der Franzosen, daß dies nur ein Waffenstillstand ist, den beide Theile, wir und der Kaiser, gebrauchen, um auf's Neue zu rüsten; wir wissen und der Kaiser ahnt es auch, daß die Feindschaft zwischen ihm und uns eine tötliche geworden ist, die nur enden wird mit der

Vernichtung des Einen. Wir aber vertrauen dem gerechten Gott, daß wir die Sieger bleiben. Während die Waffen ruhen, bereiten wir uns für den neuen Kampf. Wir haben hier in Noth und Enge wie Brüder mit einander gelebt, und treue Genoſſen bleiben wir einander, wohin uns auch das Schickſal führt. Groß, wie die Niederlage unſeres Vaterlandes war, ſoll auch die Erhebung ſein, jeder Preuße, der die Waffen tragen kann, ſoll ein Krieger werden. Und ſo ſcheiden wir von einander als Männer, welche jederzeit bereit ſind ihr Leben hinzugeben für ihren König und für die Befreiung ihres Vaterlandes. Jeder von Ihnen ſammle in dem Kreiſe, in dem ihn ſein Beruf feſthält, die Gleichgeſinnten. Für mich aber erflehe ich von der Vorſehung als das höchſte Glück meines Lebens, daß mir vergönnt werde, Sie wieder um mich zu verſammeln an dem Tage, wo wir die Waffen zu neuem Kampfe gegen den böſen Feind erheben."

7.

Die Begegnung.

Wie siehst du jetzt im Frieden aus, liebe alte Stadt? Als der Friede verkündet war, hat man am Sonntage darauf mit drei Glocken zur Kirche geläutet, statt mit zweien; und der Pastor hat von der Kanzel den Herrn um Kraft gebeten, auf daß die Stadt den Frieden ertrage. In deinem Aussehen ist wenig geändert, die Mauern hat Niemand gebrochen, und die armen Zunftgenossen, die mit dem Säbel an den Thoren standen, sind auch nicht erschossen worden, nur ein bairischer Soldat hat beim Hinausreiten einen von der Wache aus Rachsucht übel geschlagen, weil ihm das Getränk der Stadt mißfiel. Straßen und Häuser stehen wie sonst, und die Menschen unterhalten sich und mühen sich, sind unzufrieden und hoffen auf eine bessere Zukunft wie immer. Und wenn sie im Wirthshause bei einander sitzen, so fragen sie, ob das wirklich eine Zeit des Friedens sei, in der sie leben. In den Festungen liegen die Franzosen wie in der letzten Zeit des Krieges, französische Generäle regieren in der Hauptstadt, französische Kommandos durchziehen das Land, holen das Vieh aus den Ställen und die Brotfrucht vom Boden, nur daß sie die Gänse und Hühner auf dem Hofe verschonen. Das Zahlen, Liefern und Steuern hat sich im Kriege so eingebürgert, daß man die Gewohnheit im Frieden nicht los werden kann. Ja, die Last wird ärger, denn neben den Feinden fordert jetzt auch die eigene Regierung. Wo aber sind unsere einquartierten Soldaten geblieben, wo schultert der Posten, der sonst vor der

Hauptwache auf und niederschritt, und wo sitzen die Officiere vom runden Tisch der Weinstube? Alles verschwunden, die Compagnie ist aufgelöst, die Leute haben sich verlaufen, denn der Staat ist sehr klein geworden und soll sich den Luxus eines großen Heeres nicht machen. Nur der Hauptmann ist wieder da und wohnt beim Fleischer Beblow wie sonst, aber in der Dachstube. Er ist auf Halbsold gesetzt, trägt auch nicht mehr seinen blauen Rock, sondern geht wie Andere in einem alten verschossenen Civilkleide, noch finsterer und mürrischer als sonst, und seine kleine Schwester näht und kocht für ihn und arbeitet zuweilen bis in die Nacht, damit sie ihm mit einem Packet Tabak Freude machen kann; sie bittet und drängt ihn, bis er sich entschließt, des Nachmittags mit ihr auf dem Stadtwall spazieren zu gehen, denn ihm selbst ist widerwärtig, daß die Leute ihn in seinem Zustande ansehen. Auch Schuster Schilling ist da, aber die gegenwärtige Conjunction vermag ihn durchaus nicht zu befriedigen, denn für seine neuen Stiefeln findet sich kein rechter Absatz; Mancher, der früher Schuhwerk trug, hat die Laune jetzt barfuß durch die Welt zu gehen. Hutzel steht wieder an seiner Thür, immer noch mißtrauisch; er hat an drei Orten eingegraben und noch nicht Alles hervorgeholt, und ißt mit seiner Familie aus Blechlöffeln, weil er sich die bittere Sorge, noch einmal zu verstecken, nicht machen will. Vollends in der Weinstube ist eine Aenderung bemerkbar, der ganze erste Tisch und der Tabakskasten sind verschwunden, der Stadtdirector, ein gedrückter Mann, sitzt jetzt bei den anderen Officianten, und wenn der Kammerherr einmal vom Gute hereinkommt, so nimmt er seinen Platz neben dem Einnehmer. Nur Herr Köhler ist bis auf seinen Tituskopf ganz der alte, wohlhäbig und schlau; wenn er über den Lauf der Welt gespöttelt hat, zieht er sich daheim unter seine Dichter zurück, auch am Bilde des alten Fritz hängt noch der Trauerflor. Und wenn er auf dem Stadtwall den Buskow's begegnet, so bewegt er seinen Hut mit einer Miene, die ihm Niemand

nachmachen kann. Denn die untere Hälfte seines Gesichtes weist einen finstern Trotz wegen des Storches, und aus den Augen lacht die Befriedigung wegen seiner Verschwörung mit der Sylphe.

Heute aber hat er sein Zimmer festlich geschmückt, er hat selbst in einem Garten der Vorstadt den großen Blumenstrauß geholt und auf den Tisch vor dem Sopha gestellt, und in seiner Küche wird eine Kalbskeule am Spieß gedreht, denn sein Liebling, der Doctor, ist wiedergekommen und zum ersten Male sein Gast.

Der Winter war vergangen und der Sommer in das Land gezogen, bevor der Doctor aus der Grafschaft nach der Stadt zurückkehrte. Er hatte seine Kranken nicht verlassen wollen und er wußte, daß sein Vetter ihn daheim zur Zufriedenheit der Leute vertrat. Als er jetzt seinem Freunde gegenüber stand, hielt ihm dieser einen gefüllten Becher entgegen.

„Auf solchen Willkommen habe ich mich lange gefreut," begrüßte ihn Herr Köhler. „Wenn wir alle in diesem Jahre zerstoßen, verärgert und zurückgekommen sind, Ihnen hat der Krieg wohlgethan, denn Sie stehen anders vor mir, als damals, wo Sie gingen. In Ihnen ist Lebensmuth und stolze Sicherheit. Natürlich, wenn wir krank sind, wird der Arzt unser Herr. Nun, ich denke, dies Herrengefühl werden Sie unter uns nicht verlieren, denn wir sind jetzt Alle arme Patienten, die nach guten Aerzten seufzen. Heut aber nichts von ärgerlichen Dingen, sondern wie Nestor zur bethränten Hekuba sagt: Trink ihn aus, den Trank der Labe, und vergiß den großen Schmerz."

Als Beide in Behagen bei einander saßen, begann der Einnehmer: „Sie bleiben doch jetzt bei uns, und mit leichterem Herzen?" Er sah den Freund prüfend an.

„Ich nehme meine Praxis wieder auf," antwortete dieser, dem fragenden Blick ausweichend. „Meinen Vetter behalte ich hier, bis sich ihm irgendwo Aussicht auf erfolgreiche Thätigkeit bietet."

„Hm!“ ſagte der Einnehmer, „das bedeutet wohl, er ſoll ins Feld, ſobald es wieder losgeht?“

„Er oder ich,“ entgegnete der Doctor. Er hob ein Buch, welches aufgeſperrt neben ihm lag, und las: „Reden an die deutſche Nation. — Der große Mann erhebt darin ſtrenge Anklage gegen die Selbſtſucht und Genußſucht des lebenden Geſchlechtes, aber die Ermahnung zur Buße und Einkehr in uns ſelbſt kam den Deutſchen zur rechten Stunde.“

„Der Selbſtpeinigung wegen laſſen wohl auch Sie Ihre Pfeife im Winkel ſtehen?“ frug der Einnehmer und faltete die Hände: „Ich bekenne die Selbſtſucht und Genußſucht meines Jahrhunderts, auch meine eigene. Ich habe ſeither, wenn der Winter dem Transport günſtig war, zwei bis dreimal ein Dutzend Auſtern gegeſſen; waren die Auſtern nicht friſch, ſo wurden ſie von der Weinwirthin gebraten, das verſteht die Frau. Ich bekenne auch die Sünde, daß ich zuweilen ein Glas Ausbruch getrunken habe, und ebenſo hatte ich die Selbſtſucht, grob zu werden, wenn ein Anderer meinen Zaun ungebührlich benutzte. Von ſolcher Verſunkenheit heilt uns der große Napoleon gründlicher, als Ihr Profeſſor. Die Auſtern finden nicht mehr den Weg hierher und unſere Zäune ſind vom Feinde eingeriſſen und als Brennholz verbraucht. Wenn es Jemandem ſchlecht geht, ſo kommen die Paſtoren mit und ohne Bäffchen und rufen Zeter über die Sündhaftigkeit. Ich denke, bei uns iſt weniger ſchlechte Sitte, Ueppigkeit und Selbſtſucht als bei den Franzoſen, welche ſo ſiegreich über uns triumphiren. Mich kränkt's, daß man jetzt überall die Menſchen anklagt und nicht die Verhältniſſe, unter denen ſie zu leben gezwungen waren. Dennoch muß ich ernſtlich darauf beſtehen, daß Sie ſich dieſen Wein mit Genußliebe gefallen laſſen, denn ich habe in Hoffnung auf dieſe Stunde der Verſuchung widerſtanden, die Flaſche allein auszutrinken.“

Der Doctor hatte in den erſten Tagen viel auf die Grüße und freundlichen Anreden der Bürger zu antworten. Er er-

kannte, daß er der Stadt werth geworden, und begann auf's Neue seine Thätigkeit in der frohen Empfindung, daß er hier in Wahrheit heimisch war. Unter den ersten Kranken, welche seine Hilfe begehrten, war auch der Hauptmann auf Halbsold. Der Doctor stieg zwei enge Treppen hinauf in eine Dachwohnung; dort fand er den Hauptmann verfallen und mürrisch in seinem Bett, davor das kleine Fräulein, mit einer Arbeit beschäftigt. Es war keine tötliche Krankheit, nur die Nachwirkung der früheren Strapazen, und befördert, wie der Arzt argwöhnte, durch schmale Kost, denn in Kammer und Stube sah es dürftig aus. Ein altes kleines Sopha, mit geblümtem Baumwollenstoff überzogen, war von Sonne und Luft so gebleicht, daß man die ursprüngliche Farbe nur an viereckigen Stücken erkannte, welche an einer geschützten Stelle ausgeschnitten und vorn eingesetzt waren. Ueber dem Sopha hing das Pastellbild eines älteren Officiers, wahrscheinlich des verstorbenen Vaters. Der Doctor ließ sich, um zu verschreiben, von der Schwester in ihr kleines Hinterstübchen führen, lobte die Aussicht, welche hinter den Dächern der Nachbarhäuser den Stadtwald und die blauen Berge wies, tröstete die Besorgte und freute sich über die ruhige Sicherheit, mit welcher die kleine Dame sich in ihren Wänden bewegte und daß, bei aller Einfachheit, der Raum so sauber und wohnlich war. Als er herunterkam, winkte ihn die Hauswirthin in ihre Stube. „Es geht knapp dort oben zu," sagte sie vertraulich, „und die Schwester näht bis in die Nacht, wenn sie Arbeit findet; du lieber Gott! wer hat jetzt Geld, um Andere nähen zu lassen? Ich habe es übernommen, ihr Arbeit zu verschaffen; wenn Sie unter Ihren Bekannten Jemanden wüßten; das Wartegeld des Bruders reicht ja nicht viel weiter als zur Miethe, die aber bezahlt er jeden ersten. Sie glauben gar nicht, wie thätig unser Fräulein ist; sie hat immer noch Hilfe für Andere übrig und man hört sie niemals klagen."

Seitdem wurde der Doctor ein regelmäßiger Besucher der

Geschwister, die aufrichtige Hochachtung, welche er der Schwester bewies, that auch dem Bruder wohl, und er wurde bald nicht mehr mit mürrischem Argwohn betrachtet. Einst vernahm er schon auf der Treppe Musik, und als auf sein Klopfen nicht geantwortet wurde, trat er endlich ein. Der Hauptmann saß im Bett und spielte leise auf einer alten Geige, Minchen aber stand daneben vor ihrem Notenheft und blies die Flöte. Da der Doctor vor Jahren sich auf demselben Instrumente geübt hatte, so verstand er, daß sie mit Fertigkeit und mit gutem Ansatz zu blasen wußte. Erröthend legte sie die Flöte weg, da aber der Arzt sie beim Abschiede an der Treppe bat, ihrer Gesundheit wegen das eifrige Blasen zu meiden, winkte sie ihm wieder in ihre Stube und sagte vergnügt: „Wundern Sie sich nicht darüber; ich habe die Flöte, als der selige Vater noch lebte, bei der Compagnie gelernt und sie greift mir die Brust gar nicht an. Weil der Bruder oft bekümmert ist über seine Unthätigkeit und über unsere beschränkte Lage, so haben wir uns ausgedacht, wenn er erst wieder gesund ist, wollen wir mit einander auf Reisen gehen und kleine Concerte geben; wir nehmen einen fremden Namen an, und wenn wir etwas erworben haben, kommen wir wieder hierher zurück. Es fehlt uns nur manchmal an Noten, die ich für mich abschreiben könnte.“ „Was ich selbst besitze, steht Ihnen zu Diensten.“ Das war dem Fräulein lieb und ein Austausch wurde beschlossen.

Da der Doctor von jenem Besuche des Fräuleins bei dem Einnehmer gehört hatte, so vertraute er dem Freunde an, was er jetzt vernommen. „Das Auswandern sieht ihr ähnlich,“ antwortete dieser trocken, „das kommt von den Reisebeschreibungen; mich wundert nur, daß sie nicht die Pickelflöte bläst.“

Aber er ging am nächsten Tage zum Kaufmann, erstand ein Schock feine Leinwand und gebot der Haushälterin, diese mit einer Probe seiner Wäsche zu Frau Beblow zu tragen.

Dasselbe wiederholte sich mehre Male, bis endlich die

Haushälterin bei einer neuen Bestellung Einwände erhob: „Aber Herr Einnehmer, der ganze Schrank ist ja voll Wäsche; es ist mehr Vorrath von Bettzeug, Tischzeug und Leibwäsche, als Sie in Ihrem Leben gebrauchen können, und die neue Wäsche liegt ganz unbenutzt."

„Das versteht Sie nicht," bedeutete Herr Köhler unwillig, „ich gedenke steinalt zu werden. Kennt Sie die Geschichte von den sieben fetten und magern Kühen des Pharao?" Die Haushälterin wußte von den sieben Kühen und von den sieben Aehren. „Lese Sie den Vorfall auf's Neue durch!" befahl der Herr. „Ein vorsichtiger Wirth muß bei Zeiten einschaffen. In Kurzem kommen die mageren Jahre, wo alle unsere Weber gegen die Franzosen marschiren müssen. Dann wird alle Leinwand aufhören."

In der Geißblattlaube des Pfarrgartens saßen Henriette und Bärbel, die Schulzentochter. Auf dem Tisch vor ihnen lag ein kleiner Berg grüner Bohnen, Bärbel hatte, um während ihres Besuches nicht müßig zu sitzen, ein Messer genommen, und schnitt in die Schüssel, welche sie im Schoße hielt. Auch für die Unterhaltung sorgte die junge Frau fast ganz allein, denn Henriette saß schweigsam und die Hände sanken ihr zuweilen herab. Sie mochten wohl an Trauriges gedacht haben, Bärbel fuhr sich mit dem Rücken der Hand über die Augen, als sie sagte: „Mir gruselt's, wenn ich bei der Scheune vorbeigehe. Und dann die Verwüstung bei euch, die Schafherde kann ich gar nicht vergessen. Dieses Unglück haben wir nicht gehabt, denn wie die schlechten Nachrichten kamen, sagte mein Karl zu mir: „Bärbel," sagte er, „als der Vater auf dem Totenbette lag und schon fast ganz hinüber war, richtete er sich noch einmal auf und sprach: Karl, wenn Krieg wird, schlachte zuerst die Schafe!" Diese letzten Worte des Alten haben wir befolgt; was wir nicht sogleich verkaufen konnten, haben wir geräuchert und meiner hat es auf unserem

Heuboden unter alten Bretern verſteckt. Dort hat es Niemand gefunden, nur daß wir ſelbſt unſer Vieh aufeſſen mußten. Aber ſo geht's im Kriege. — Das Beſte iſt noch, daß ſie eure ſilberne Kelle nicht fortgetragen haben, denn dieſe iſt ein ſchönes Stück und gebührt dir zu deiner Ausſtattung."

Henriette machte eine abwehrende Bewegung.

„Du biſt heut wieder traurig," ſagte Bärbel, „willſt du allein ſein? ich komme ein ander Mal."

„O bleibe," bat Henriette; „ich kann mit dir über das Vergangene beſſer reden, als mit Vater und Mutter."

Bärbel ſetzte ſich wieder feſt und ſchlug die Arme über einander. „So rede," ſagte ſie, „denn aus dem ſtillen Kummer kommt nichts Gutes heraus. Das Hauptſächlichſte bei der ganzen Geſchichte iſt: welchen willſt du haben?"

„Wie kannſt du ſo fragen!"

„Das verſteht ſich," antwortete die Freundin, „wenn ich an einer Wegzwieſel ſtehe, ſo muß ich doch wiſſen ob rechts oder links, und ein Mädchen muß auch darauf denken, welcher Ehemann ſich für ſie ſchickt. Als ich meinem Karl gut wurde, ſtürte er mit ſeinen Augen noch unter allen Mädchen herum, ich aber winkte ihm mit dem Ellenbogen, wie man ſo ſagt, und ich bekam ihn. Du haſt ihrer zwei. Sind ſie dir beide recht, jeder in ſeiner Art, ſo warte ruhig ab und gräme dich nicht um ſie." Henriette ſchüttelte mit dem Kopf. „Iſt aber einer unter ihnen, den du gern hätteſt, und ein anderer, den du gar nicht magſt, ſo rede: welchen willſt du?"

Da ſah Henriette nach der Gartenbank zur Seite, wo ſie einſt mit ihrem Beſuch geſeſſen hatte, und ſagte leiſe: „Den Doctor."

„Er hat mir gut gefallen," verſetzte Bärbel, mit dem Kopf nickend, „er iſt auch jetzt bei Wege, denn, wie man hört, fährt er wieder in die Dörfer. Der Andere aber ſoll auch ein ſchöner Mann ſein und dabei ſehr martialiſch."

„Er iſt mein Retter, Bärbel, aber er war mir fürchterlich.

Er weiß wohl, daß ich den Finger krumm bog, als er den Ring daran ſtecken wollte."

„Wenn du unſern Hieſigen haben willſt und den Fremden nicht," fuhr Bärbel mit unerbittlicher Logik fort, „ſo muß zuerſt der Hieſige das merken. Iſt er dir gut, wie du ihm, ſo kannſt du auch Vertrauen zu ihm haben, und er kann dir rathen, wie du den Andern los wirſt, da der Herr Senior das nicht vermag. Mein Karl," ſetzte ſie ſtolz hinzu, „würde den Andern durchwamſen, wenn dieſer auch noch ſo ſehr mit ſeinem Säbel herumflunkerte. Doch das geht bei euch nicht."

Henriette ſtand ſchnell auf und rief entſetzt: „Denke an das Blut, das bei der Scheune vergoſſen wurde." Auch die Freundin ſchwieg eine Weile, aber ſie ließ ſich nicht beirren: „Der Doctor iſt ein geſetzter Mann und weiß in der Welt Beſcheid. Er würde wohl einen Weg finden."

„Er ging bei mir vorüber," klagte Henriette, „und ſprach kein Wort zu mir; die Soldatenbraut war ihm verleidet. Meine gequälte Seele ſehnte ſich danach, ihm Alles zu ſagen, er aber grüßte ſo fremd und hart, daß mir faſt das Herz brach."

„Ihm war der Kopf dick, da der Herr Senior ihm grade vorgeklagt hatte. Die Männer haben auch ihre Eiferſucht, dann ſind ſie unvernünftig. Du aber mußt wiſſen, ob er dir noch gut iſt, dadurch wirſt du einen beſſern Muth gewinnen, und du wirſt dein Schickſal nicht mehr ſo allein herumtragen."

„Du biſt eine treue Freundin," ſagte Henriette dankbar auf Bärbel ſehend.

„Das iſt ſchon recht," beſtätigte dieſe, „aber ich bin kein Mann. Komm, die Bohnen werden welk." Und ſie ergriff wieder das Meſſer.

Während der Arbeit überlegte Bärbel, wie ſie ſelbſt an den Doctor kommen könne. Denn ihr war deutlich, daß das Pfarrkind niemals den Muth haben werde, ihn anzuſtoßen. Auch für ſie war die Sache ſchwer. Der Doctor wohnte

fünf Meilen entfernt in anderem Kreiſe, Gelegenheit dorthin war ſelten, und hinzufahren ging während der Ernte vollends nicht an. Im Briefſchreiben war ſie immer tüchtig geweſen, aber ſolche Geſchichten konnte man doch in keinen Brief ſetzen. Sie ſann alſo über jedes Wort, das ſie damals von dem Gaſte vernommen. Endlich fiel ihr ein, daß dieſer ſtudirte Mann eine thörichte Grille in ſeinem Kopfe hatte, dieſe wollte ſie am Flügel faſſen.

Sie bog deshalb bei der Heimkehr vom Wege ab nach der Hütte des alten Chriſtian. Sie fand den Schäfer, der ſeit dem Verluſt ſeiner Herde trübſinnig geworden war, allein in ſeiner Stube, wie er an einem Vogelbauer ſchnitzte. „Schäfer, ich habe vor dem Kriege geſehen, daß der Herr Senior in der Schublade allerlei Steine hielt, die man Feuerſteine nennt. Dieſe habt ihr doch eurem Herrn aus der Erde geholt?“

„Das iſt wohl möglich,“ antwortete Chriſtian vorſichtig.

„Könnt ihr auch mir einen ſolchen Stein ſchaffen?“

„Wozu wollt ihr ihn gebrauchen, junge Frau?“ frug der Alte.

„Er ſoll nicht für uns, nur für einen Bekannten. Sie ſagen, wenn man ſo etwas unter das Kopfkiſſen legt, dann erinnert man ſich an Allerlei, was man vergeſſen hat.“

„Das iſt nicht wahr, ſolche Kraft iſt nicht darin,“ verſetzte der Schäfer, der ſelbſt prakticirte und nicht leiden konnte, daß Andere mehr wußten als er.

„Mein Bekannter macht einmal großes Weſen von dieſen Steinen, und da will ich ihm behilflich ſein; habt ihr alſo davon, ſo gebt her.“

Der Schäfer brachte einen ziemlich großen Stein hervor. „Er hat ſogar ein Loch, und ich will ihn mir ſelbſt aufbewahren,“ ſagte er, um ihn nicht umſonſt hinzugeben. Aber Bärbel ließ ſich die Waare nicht vertheuern und nahm ihm den Stein aus der Hand. „Ach was, an dem grauen Ding iſt euch auch nichts gelegen,“ verſetzte ſie; „wenn wir im Herbſt

ſchlachten, bringe ich euch etwas Beſſeres dagegen.“ Und ſie trug den Stein in ihrem Korbe nach Hauſe. Unterwegs wurde ihr auch der Umweg deutlich, auf dem ſie das Geſchenk in die Hände des Doctors ſpielen wollte. In dem Marktflecken, der auf halbem Wege zur Kreisſtadt lag, war ihre Geſpielin Lieſel an den Ackerwirth Krauſe verheiratet und in dem Flecken hatte der Arzt zuweilen zu thun.

So geſchah es; Bärbel winkte dem Lieſel und dieſes rührte mit dem Ellenbogen den Doctor an. Denn als kurz darauf ſein Wagen vor dem Wirthshauſe des Fleckens hielt, ſchickte die Wirthin eilends einen barfüßigen Jungen zu Krauſe's. Und nicht lange darauf kam Lieſel heran und frug ſchüchtern, ob der Herr ſich noch auf ſie und ihre Geſpielin erinnere, die einmal mit ihm in der Pfarre zuſammengeweſen waren.

Wie gut erinnerte ſich der Doctor daran! Als die junge Frau bemerkte, daß ihm die Begegnung etwas Großes war, fühlte ſie ſogleich ihre Ueberlegenheit, zog den Stein dreiſt aus der Taſche und log, er ſei vom Bärbel gefunden, und dieſe hätte gemeint, da der Herr ſich aus den Steinen etwas mache und ſchon die andern habe, ſo müßte er dieſen auch erhalten. „Da ich dies geſagt hatte,“ erzählte nachher Lieſel ihrer Geſpielin, „ſo that ich, als wollte ich gehen; denn, dachte ich, er muß anfangen, wenn er jetzt wie ein Stock ſteht, ſo liegt ihm nichts an dem Jettchen. Er aber wurde Feuer über und über und frug mich nach Allem in der Pfarre aus, ſo daß ich zuletzt wie dumm ſagte: „Sie ſollten einmal wieder hin; es würden ſich gewiß Alle freuen.“ Da ſchüttelte er mit dem Kopf, ich aber that, als hätte ich's nicht geſehen und redete herzhaft weiter: „Denen in der Pfarre ſind auch die Franzoſen verleidet worden.“ Darauf ſah er mich groß an und frug: „Auch dem Fräulein Henriette?“ „Der am meiſten,“ antwortete ich, „das iſt doch natürlich.“ Mehr war nicht zu reden, denn die Wirthin ſtand in der Nähe, und ich wandte mich nur noch zu der Wirthin, gar nicht zu ihm, und ſagte.

„Wenn die Bellerwitzin mit der großen Kutsche vorbeifährt, so sagen Sie doch dem Bedienten, die Frau Krause ließe Mamsell Henriette schön grüßen, denn das Pfarrfräulein kommt in der nächsten Woche für einige Zeit zum Besuch auf das Schloß.“ Da wußte er's,“ setzte Liesel stolz hinzu, „und es ging ihm im Kopfe herum.“

„Du warst immer die Schlaue,“ sagte Bärbel bewundernd. Und als sie gleich am nächsten Tage nach der Pfarre kam, erzählte sie ihrer Freundin: „Am gestrigen Sonntage war die Gespielin mit ihrem Manne bei uns, sie wäre gern herübergekommen, nur ging es nicht wegen ihres Kleinen, den sie mit hatte; ist das ein dicker Junge! — Denke dir, sie hat neulich im Wirthshause den Doctor getroffen, der hat sich nach Allem bei euch erkundigt und am meisten nach dir, und er wurde dabei ganz feurig und roth, so daß die Gespielin sagte: Du kannst glauben, er ist ihr gut.“

Henriette antwortete nicht, sie stand mit gesenktem Haupt und ihre Hände zerpflückten die Astern, welche sie dem Bärbel mitgeben wollte, sie sprach auch später kein Wort von dem Doctor, aber sie erzählte von vielem Anderen und bestand darauf, die Freundin ein Stück zu begleiten.

Als sie zwischen den Getreidefeldern heimkehrte, lief die Wachtel im Korn neben ihr dahin und ließ ihren Ruf erschallen. Lange hatte die Jungfrau der Hoffnung entsagt und in herber Trauer tröstende Stimmen, die leise an ihr Ohr klangen, weggescheucht; heut hörte sie auf die Sängerin, welche sich immer verbirgt und aus dem Versteck Günstiges kündet.

In der Nähe des Hofes empfing sie den artigen Gruß des Landraths, welcher gerade aus dem Thore fuhr. Daheim waren die Eltern in lebhaftem Gespräch und heiterer, als sie seit langer Zeit gewesen waren. „Denke dir,“ rief der Vater, auf einige große Geldrollen weisend, „unverhofft ist das Glück bei uns eingekehrt. Vor einigen Wochen war ich aufgefordert worden, die Verluste, welche wir in der Kriegszeit erlitten

haben, zu berechnen. Es war keine geringe Summe, das viele Vieh und der Schüttboden. Ich erstaunte selbst darüber und dachte, zurückerhalten werden wir in dieser eisernen Zeit doch nichts. Heut legt der Landrath die ganze Summe auf den Tisch und sagt: von der französischen Generalität sei der Befehl ergangen, mir den Betrag auszuzahlen. Auch sei ihm mitgetheilt, daß die französischen Kommandos, welche aus den Festungen geschickt werden, um von den Kreisen Proviant einzutreiben, vom Pfarrhofe nichts mehr zu beziehen hätten, und wir sollen fortan von allen Leistungen frei sein."

Henriette schwieg.

„Die Schulzenfrau hat eine gute Milchkuh zu verkaufen," sagte hoffnungsvoll die Mutter.

„Und Christian erhält seine Schafherde zurück," ergänzte der Senior.

Die rosige Farbe, welche die Tochter auf den Wangen heimgebracht, war erblichen, als sie frug: „Erhalten auch alle Andern ebenso wie wir in Gelde zurück, was ihnen geraubt ist?" Der Senior sah seine Tochter betroffen an. „Das wohl nicht; der Landrath meinte, es sei eine besondere Gunst." „Und weshalb wird uns gewährt, was Andern versagt bleibt?" frug die Tochter wieder.

„Das sagte der Landrath nicht," antwortete der Alte, erschreckt durch das Aussehen seines Kindes. „Er wünschte nur lächelnd Glück zu der einflußreichen Verwendung."

„Der Capitän hat es bewirkt," entschied die Mutter, „ich dachte mir längst, er würde einmal von sich hören lassen." Henriette faltete die Hände und starrte vor sich hin. Zu der alten Fessel ein neuer Ring und zu dem alten Jammer neuer Streit! „Was ist dir, meine Tochter?" frug der Vater.

„Sie regt sich wieder auf, weil von dem Capitän die Rede ist," sagte die Mutter unzufrieden.

„Mein Vater, warum hast du dies Geld genommen? Aus den Beuteln unserer Nachbarn haben es die Franzosen erpreßt,

um dir ein Geſchenk zu machen, und wenn wir befreit bleiben, müſſen unſere Nachbarn den Fremden mehr zinſen als ſeither. An dieſen Rollen hängt ein Fluch, die Seufzer und Thränen von Hunderten."

„Du übertreibſt!" ſagte der Senior unſicher; „und doch iſt dein Einwand nicht unbegründet. Aber im Vergleich zum Ganzen iſt dieſer Betrag ſo unbedeutend, daß die Landsleute den Verluſt in ihrem Beutel kaum bemerken werden." Und die Mutter erinnerte: „Dafür haben wir auch mehr gelitten und verloren als Andere."

„Und wäre unſer Schaden zehnmal und hundertmal größer, ſo müßte uns der Gedanke doch bedrücken, daß wir beſſer und anders gehalten werden als unſere Nachbarn. Vater, wenn du mich liebſt, ſo flehe ich: gib das Geld zurück."

„Wem?" frug der Senior. „Wenn ich die angebotene Gunſt zurückweiſe, ſo muß ſolche Weigerung uns übel ausgelegt werden und wir haben bei Gelegenheit neue Quälerei zu erwarten; das Geld aber werden die Franzoſen vergnügt ſelbſt behalten, dem Kreiſe wird es doch nicht zu Gut kommen. Ich habe es angenommen und quittirt und kann dem Landrath nicht ſagen: es thut mir leid."

„So verbirg die Rollen in der dunkelſten Ecke und wahre dich, lieber Vater, daß du ſie nicht öffneſt in Mangel und Noth, denn wiſſe, jeder Groſchen davon wird einſt von dir zurückgefordert werden."

„Durch wen?" frug der Senior erſtaunt.

„Durch deine Tochter," rief Henriette außer ſich; „dieſe Rollen gehören zu dem Kaufpreis, den ein Fremder dafür zahlt, daß er mich wie eine Gefangene am goldenen Ringe hinter ſich her ziehen darf. Uebergroß iſt ohnedies die Verpflichtung, die wir gegen ihn haben, und mit ihrem Lebensglück bezahlt dein Kind unſere Rettung aus der Gefahr. Nimm nicht neue Gunſt und Geſchenke, wir tragen ſchon ſchwer genug an den alten."

Der Vater hob die Geldrollen vom Tisch und verschloß sie in seinem Schrank. „Ich thue, wie du willst, mein Kind. Täglich bete ich, daß die Unsicherheit aufhören möge, die ein Brautstand ohne Bräutigam uns bereitet, und bei jeder Nachricht von Siegen des Kaisers hoffe ich, daß der Mann wieder für uns erreichbar wird, welcher bei der Entscheidung nöthig ist."

„Ich hoffe nicht mehr," sprach Henriette vor sich hin.

Es war kein Zufall, daß in der nächsten Woche der Wagen des Doctors beim Hause des Kammerherrn vorfuhr. Der Gast wurde in der Besuchstube von der gnädigen Frau empfangen, nachdem sie noch mit einem schnellen Blick in den Spiegel ihre Toilette geordnet hatte. Denn der Doctor war bei ihr in besondere Gunst gekommen, zuerst vielleicht, weil er gute Formen hatte und doch im Geheimen ein Sansculotte war; bald aber, weil sie ein ehrliches Zutrauen zu seinem Gemüth gewann und zu seinem Geschick auf ihre Ideen einzugehen. Denn die gnädige Frau war nicht die vornehmste Dame im Kreise, aber die rührigste. Sie war in der Residenz einige Mal von der Königin besonders beachtet worden und galt dafür, der hohen Frau ähnlich zu sein, nur daß ihr Näschen etwas spitzer war. Sie trug sich deshalb gern wie ihr Vorbild: Lockenhaar, einen kleinen Schleier um den Hals. In der That hatte sie einen weiteren Gesichtskreis als andere Frauen in der Nähe, sie wußte sich etwas damit, daß eine ihrer Cousinen am Hofe von Weimar war, und sprach begeistert über Poesie und über das Ideale; sie war besonders zuvorkommend gegen Bürgerliche, und immer voran, wo es galt, Vornehme zu begrüßen, Feste zu feiern und den Armen Strümpfe zu stricken, zu denen die Schuhe fehlten. Von ihr und ihrem Gemahl war deshalb oft die Rede. Obwohl Spötter ihnen die Beflissenheit, mit der sie sich um Alles kümmerten, zum Vorwurf machten, so waren sie doch im ganzen Kreise wohlbeleumdet und nicht unbeliebt.

„Willkommen aus Rübezahl's Reich!" begrüßte die Dame

den Doctor. „Heut halten wir den flüchtigen Gaſt feſt; Sie ſollen von Ihren Abenteuern erzählen. Ihr Graf fuhr auf der Durchreiſe bei uns vor und wir haben ihn auch nach Ihnen ausgefragt. Ein bedeutender Mann, leider ſo kränklich, und doch iſt er nicht älter als der Kammerherr, kaum über vierzig und war noch vor wenigen Jahren einer der elegan-teſten Tänzer bei den Françaiſen am Hofe. Aber die Politik macht die Männer jetzt merkwürdig alt, und doch ſtand dieſe Carriere ſonſt überall in dem Ruf, daß ſie am beſten conſer-vire. — Und die furchtbaren Krankheiten, mit welchen Sie zu thun hatten, man hört davon Schauderhaftes. Ach, Doctor, und des Friedens kann man ſich auch nicht freuen. Dennoch hoffe ich, daß die Männer jetzt mehr Zeit und Gemüth für uns Frauen übrig haben, denn ſeither war die Unterhaltung von einer traurigen Eintönigkeit: Pferdemangel und Kanonen-donner, und man machte ſich ein Gewiſſen daraus, einen Walzer zum Klavier zu tanzen. Sie finden meinen Mann nicht zu Hauſe, doch dürfen wir ihn jede Stunde erwarten, außerdem iſt heut ein lieber Beſuch bei mir, den Sie ja auch kennen, die Tochter des Seniors, ſie hat den Beinamen die Franzoſenbraut, aber ſie iſt charmant, nur ernſter als ſonſt, doch es ſteht ihr gut."

So unterhielt die lebhafte Hausfrau und dem Doctor war lieb, daß ſie die Beſchwerden allein trug, bis ſie ſich endlich entſchloß, ihn in das Familienzimmer zu führen. Henriette ſaß neben den kleinen Töchtern vom Hauſe. Wie der Gaſt eintrat, erhob ſie ſich langſam, ihn zu begrüßen. Sie hatte ſich gemüht ihr pochendes Herz zur Ruhe zu bringen, dennoch ſtand ſie ihm bleich vor innerer Erregung gegenüber und nicht anders erging es dem kräftigen Manne. Er fand mit Mühe die ſchicklichen Worte, ſich nach den Eltern und dem Garten zu erkundigen. Sie antwortete ihm, nachdem die erſte Be-fangenheit überwunden war, mit ruhiger Haltung, aber er fühlte heraus, daß ſie ſich Zwang anthat. Die Kammerherrin

lud hinaus in den Park. Beiden wurde im Freien und in der Bewegung unter den Andern leichter zu Muthe und doch empfanden sie, daß sie in dieser Stunde zu einander gehörten und wie lästig die gleichgiltige Unterhaltung war, an der auch sie Theil nehmen mußten. Endlich wurde die Hausfrau abgerufen und die beiden jungen Fräulein liefen nach dem Obstgarten voraus. Der Doctor und Henriette standen an der Landestelle des Schloßteiches und vor ihnen war ein kleiner Kahn am Ufer befestigt. Da wies der Doctor mit einem bittenden Blick auf den Kahn, das Mädchen trat hinein und setzte sich schweigend nieder, er löste die Kette, ergriff das Ruder und fuhr so weit vom Ufer ab, daß das gesprochene Wort für fremde Ohren verklang. Während er das Fahrzeug vorwärts trieb, wagte er in leisen Worten von seiner Liebe zu reden und von seiner Trauer. Die Blätter der Seerosen auf dem Wasser hoben und senkten sich, als ob das Beben seiner Stimme auch sie errege.

Solange er sprach, blickte sie unverwandt auf den Finger ihrer Hand, an welchem der Ring mit dem Vergißmeinnicht fehlte. „Ich lag hilflos am Boden," begann sie langsam, ohne ihn anzusehen, „gedemüthigt, mißhandelt, da hat er mich befreit. Als er den Unhold zwang zu entweichen, und als er wieder eintrat und mir zurief, daß der Andere gefallen sei, da, der Herr verzeihe mir die Sünde, meinte ich die Schmach von mir genommen und mir war auf Augenblicke, als müßte ich fortan dem Manne folgen, der mich gerächt hatte. Zürnen Sie mir, verachten Sie mich, daß ich so fühlte, nicht wie eine Christin und ein ehrbares Mädchen soll, aber es war so, und ich darf die Wahrheit nicht bergen, am wenigsten Ihnen. Und wäre er davon geritten, wie er kam, als ein Fremder, so hätte ich ihm nachgesehen wie meinem Heiligen. Aber eine Demüthigung hat er von mir genommen und eine andere hat er mir an den Finger gesteckt. Daß er mich in meiner Erniedrigung gleich einem Nichts behandelte,

welches er sich erkaufen und aneignen könne durch ein unwahres Wort, darum empörte sich mein Gemüth wieder gegen ihn wie gegen die Missethäter, und ich vermochte ihm für seine schnelle Hilfe, die mich gerettet, nicht zu danken."

Auch der Mann, welcher ihr gegenüber saß, starrte finster zur Seite auf die Wellenringe, welche über das Wasser zogen. Und er frug tonlos: „So war Ihr Gefühl damals; wie wurde es später?"

„Wie es damals war, so ist es noch heut," antwortete Henriette in derselben Weise. „Um meinetwillen hat er einen Menschen getötet, und daß ich noch unter Andern mein Haupt erheben darf, verdanke ich ihm; dies sind feste Bande, ich vermag sie nicht zu lösen; weil aber seine Hand selbst die Kette um mich gelegt hat, mich anzuschließen an sein Geschick, zürne ich ihm noch heut wie damals, denn er hat damit zerstört, was in meinem Leben fröhlich war, unschuldig und Glück verheißend." Jetzt sah sie ihn an und er sie, und aus ihren Augen quollen die Thränen.

„Und wenn er wieder kommt und Ihre Hand für sich fordert?"

Ein finsterer Schatten flog über ihr Antlitz. „Ich würde ihm dasselbe sagen, was ich heut Ihnen sage: seine Frau kann ich nicht werden, und einem Andern darf ich nicht angehören, solange er sein Anrecht behaupten will."

„Sie nennen es ein Recht des Fremden? Es war ein übermüthiger Einfall, ein ruchloses Spiel! wie kann solche That ihm ein Anrecht an Ihr Leben geben?"

„Zuerst war es ein wilder Einfall, mit der Zeit ist es ein Anspruch geworden. Schon das zweite Jahr trage ich die Last, mit jedem Tage sind die Bande fester geworden, welche mich an ihn schnüren, die Leute betrachten mich als seine Braut, die eigenen Eltern möchten gern das Furchtbare sich und mir verhüllen; der Vater vertraut, daß der Himmel Alles ohne sein Zuthun fügen werde, die Mutter hofft, daß der

Fremde ihrem Kinde einmal Schützer und Versorger werden könne. Ich hatte in den ersten Tagen und Wochen Niemanden, vor dem ich mein Elend hätte klagen können, damit er mir rathe und mich befreie. Gab es damals Einen, der mir in seinem Herzen freundlich gesinnt war, so fühlte auch dieser sich mir entfremdet und ging mit höflicher Kälte an mir vorüber."

„Henriette!" schrie der Doctor entsetzt.

Sie aber zog ihr Tuch um sich und fuhr traurig fort: „In dieser langen Zeit bin ich ruhiger geworden. Die Fessel, die ich trage, wird schwerer, als sie vormals war, aber ich bin gewöhnt, sie zu tragen. In Harren und Leiden ist der Frohsinn untergegangen und die Hoffnung, die einst ein thörichtes Mädchen hegte. Ich trage mein Theil still; Andere thun es auch."

„In jenen Monaten hat Jemand, der Ihnen von Herzen ergeben ist und der gern sein Leben für Sie hingeben würde, durch Ihren Vater, daß Sie ihm Ihr Vertrauen gewähren."

„Dem Mitgefühl des Arztes hatte ich nichts zu vertrauen," antwortete Henriette stolz, „und einem Manne, an dessen Freundschaft ich gern dachte, sah ich bei der Begegnung an seinen Augen an, daß für ihn das Mädchen, welches die fremden Soldaten an sich gerissen hatten, nicht mehr denselben Werth hatte, wie das unschuldige Pfarrkind, das ihm die Kleeblätter pflückte."

„Henriette!" rief der Mann wieder — „zu dem Leid, das ich trage, fügen Sie ein neues, wenn Sie mich so grausam verkennen. Da ich Sie zuerst sah, wurde ich Ihnen gut, wie ich noch keinem Weibe gewesen, es war in meinem einsamen Leben die erste Liebe und ich war selig, wenn ich an Sie dachte und mich an Ihre Seite. Da kam die Erzählung des Vaters; aus seinen Worten klang Vieles, was mir wie Grabgeläut meines stillen Wunsches erschien. Welches Recht hatte ich auf Ihre Neigung? was wußte ich davon? Sie hatten sich mir

herzlich zugeneigt in froher Stunde, aber zweifelnd frug ich mich, welchen Werth meine Liebe für Sie haben könne; und die Antwort, die ich mir selbst gab, war: daß ich noch wenig für Ihr Herz bedeuten konnte. Als ich von dem letzten Besuch nach Hause kam, habe ich mit dem Gedanken gerungen, ob ich es wagen dürfe, Ihnen zu schreiben und Sie von meiner Leidenschaft zu unterhalten. Ich war muthlos, Henriette, denn nicht ich hatte Sie an den Schurken gerächt. Seitdem erst habe ich selbst erkannt, wie heiß und stark das Gefühl ist, das ich in mir herumtrage. Lassen Sie sich gefallen, daß ich Ihnen dies heut sage: fürchterlich und unerträglich ist mir der Gedanke, daß Sie mir fremd werden können."

Sie saß aufgerichtet im Kahne und zwang sich fest zu scheinen, aber die Thränen rollten von ihren Augen.

„Ich wage in dieser Stunde nicht davon zu reden," fuhr der Liebende fort, „was geschehen muß, um die Last einer unmenschlichen Verpflichtung von Ihnen zu nehmen. Vielleicht vermag ich dies, aber nur mit Ihrer Hilfe. Und darum flehe ich nur um das Eine: daß Sie sich meine stille Verehrung gefallen lassen und daß Sie zuweilen daran denken, wie in Ihrer Nähe ein Mann lebt, dem Ihr Glück weit theurer ist als sein Leben, und dessen höchster Lebenswunsch ist, Ihre Liebe und Ihre Hand für sich zu erringen."

Sie bewegte abweisend das Haupt, als sie traurig sagte: „Es ist an meinem Unglück genug; vergessen Sie mich." Aber als sie ihn einen Augenblick ansah, drang ein heller Strahl ihm in die Seele. Dann blickte sie wieder abwärts und weinte still vor sich hin, er aber bewegte leise das Ruder und führte den Kahn dem Lande zu, wo die Hausfrau sie bereits erwartete.

Als der Doctor nach Hause fuhr, lag die Landschaft vor ihm im Zauberglanze der Nacht. Sein alter, sanfter Freund blickte vom dunklen Nachthimmel traulich über die schlafende Erde. Lichter und Schatten zogen in schnellem Wechsel vorüber, jeder Hof und jede Baumgruppe standen geheimnißvoll

in farbigem Scheine, der doch keine Farbe war. Nur in leisen Tönen klang das Leben der Natur, die Grillen zirpten im Korn und eine große Nachtmotte schwirrte an seinem Hut: so weich und mild die Luft und so schön die träumende Welt rings um ihn her! Er aber achtete wenig darauf; ihm selbst war sein Dasein aus dem Dämmerschein sehnsüchtiger Erwartung hineingeworfen in scharfes Tageslicht und in die heiße Leidenschaft der Wirklichkeit. Wie sie vor ihm saß im Kahne, da war sie dasselbe Mädchen gewesen, das er geküßt hatte, und zugleich eine andere, ein stolzes und kräftiges Weib; es waren die Umrisse des Angesichtes, welches ihn einst in mädchenhafter Zärtlichkeit angesehen hatte, aber etwas Anderes war in ihr Wesen gekommen: die Brauen zusammengezogen, das ganze Antlitz größer, die Gestalt fester, sogar die Stimme klang ihm tiefer und ernster in das Ohr. Ihren Willen setzte sie gegen den seinen und fest wehrte sie sein Bitten und Drängen ab. Sie hatten die Rollen gewechselt, er war der sehnsuchtsvoll Harrende geworden, und sie hatte in überlegener Haltung von dem gesprochen, was sie für Pflicht hielt. Dennoch empfand er, daß sie ihm noch nie so lieb gewesen, wie in dieser Stunde. — Und er sollte ihr entsagen! Aber als sie das forderte, war sie weich geworden und ihr innerer Kampf wohl erkennbar. In dem Augenblick lag in ihren Augen und dem Ton der Stimme so viel Schmerz und Liebe, daß nicht die strengen Worte in ihm hafteten, sondern die tiefe Empfindung, welche sie dahinter verbarg.

Er strich sich über die heiße Schläfe und mahnte sich zu bedächtiger Ueberlegung. Was mußte er thun, um sie dem Andern zu entreißen und für sich zu gewinnen? Schmachvoll dünkte ihm zu ertragen, daß der übermüthige Franzose durch wildes Spiel mit dem eigenen und fremden Leben ein Recht gewonnen hatte über die Tage der Jungfrau und über die Zukunft eines deutschen Mannes; und ganz unleidlich, daß im günstigsten Fall das Glück redlicher Menschen abhängen

ſollte von Laune und Entſcheidung eines Rivalen. Wilde Gedanken zogen wie Nachtvögel durch ſein Hirn: War von zweien einer zu viel auf Erden? Aber er ſcheuchte die finſtere Verſuchung hinweg. Vergoſſenes Blut hatte dies unheimliche Bündniß gefeſtigt, neuer Tod vermochte den Ueberlebenden ein reines Glück nicht zu verſchaffen. Was hier noth that vor Allem, war das Eine, daß er ſelbſt ſich ihr werth machte. Nur die Neigung zu ihm konnte ihr den Entſchluß geben, ſich von dem Andern zu löſen trotz Allem, was ſie jetzt ihre Pflicht nannte und was ſie ihm wie einen Schild zur Abwehr entgegenhielt. Ja, er ſelbſt mußte Buße zahlen dafür, daß ihn bei der letzten Begegnung im Pfarrhauſe allzuſehr der eigene Schmerz beſchäftigt hatte und zu wenig ihre Leiden. Er wollte ſie wiederſehen, ſo oft das möglich war, ohne daß er ſich aufdrängte, er wollte ihre Zurückhaltung ehren und ſeine Rede behüten, aber wiſſen mußte ſie fortan zu jeder Stunde, daß ein treues Herz ihr angehörte, und daß er ein ſicherer Berather ſein konnte, wenn ſie das Vertrauen gewann, das ſie nicht zu ihm gehabt. Und er ſann darüber, wie er ſich ihr auch aus der Ferne vertraulich machen könnte und ſo lieb, daß ihr Gemüth ſich gegen ihn öffnete.

Als er nach Haus kam, ſetzte er ſich zur Stelle nieder und ſchrieb an ſie: „Theures Fräulein! Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen von einer Leidenſchaft vorklagen werde, welche meine Seele erfüllt. Nur darum flehe ich, daß Sie mir geſtatten, Ihnen zuweilen ſo zu ſchreiben wie ein Freund dem andern ſchreibt, auch über mich ſelbſt und mein eigenes Leben. Laſſen Sie ſich leidend gefallen, wenn ich ſo weit Ihren Antheil in Anſpruch nehme. Können Sie mir einmal auf meine Briefe eine Antwort geben, ſo wird dies für mich eine Seligkeit ſein; aber auch, wenn Sie das nicht thun wollen, erlauben Sie mir zu Ihnen zu reden wie der Unglückliche zu ſeinem Beichtiger ſpricht.“ Darauf ſchrieb er über ſeine Erlebniſſe in den vergangenen Jahren und über Vieles, was er dabei gedacht hatte.

Mit dieſem Brief fuhr er nach dem Marktflecken zu Henriettens Geſpielin und bat, den Brief ſicher in die Hände des Fräuleins zu liefern.

„Sie iſt noch bei der Bellerwitz; ich trage das Schreiben ſelbſt zu ihr," verſprach Lieſel, welche das Sachverhältniß ſcharfſinnig erkannte. Und als der ungeduldige Doctor nach einigen Tagen wieder vorſprach, erzählte die Vertraute: „Ich ließ ſie aus dem Schloß bitten, wir gingen in den Garten, dort gab ich ihr den Brief. Ich ſaß auf der einen Bank, ſie auf der andern; ſie brach den Brief ſogleich auf und las ſehr lange; dann ſteckte ſie ihn unter ihr Bruſttuch und reichte mir die Hand. Als ich frug: „Iſt vielleicht Antwort?" ſchüttelte ſie nur mit dem Kopf und ging zu den Blumen, brach eine ab und gab ſie mir. Dann fing ſie an von meinem Kleinen zu reden und von Anderem."

„Was war es für eine Blume?" frug der Doctor.

„Es war eine weiße Roſe; ſie war wohl für Sie beſtimmt, aber mein Kleiner hat ſie ſogleich zerzupft."

8.

Die Warnung.

In einiger Entfernung von der Stadt lag am Rand eines lichten Gehölzes der Schießplatz, wo seit alter Zeit die ehrbare Gilde der Bürgerschützen ihre Bahn hatte. Dort stand ein Kaffehaus und an sonnigen Ruhetagen zog der Bürger mit Weib und Kind hinaus und genoß auf den Breterbänken den Kaffe, welchen die Hausfrauen in der Tüte mitbrachten, und den die Wirthsleute mit großer Gewandtheit, aus jeder Tüte besonders, zu bereiten wußten und im Geschirr aufsetzten. Heut konnte der Vermögende auch Kuchen dazu erhalten, denn es war der schöne Tag des Königschießens. Am Morgen waren die Schützen ausgezogen in ihrer grünen Uniform mit gelbem Kragen und großen wollenen Epauletten, vor ihnen Steinmetz mit der Musik und der Zieler, welcher eine große gemalte Scheibe auf dem Rücken trug. Auf der Scheibe war in diesem Jahre ein ungeheurer Drache gemalt und der Künstler hatte ihn so schön gewunden, daß sein Kopf in der Mitte stand; es war aber der Kopf eines Mannes und der Kopf trug einen kleinen schwarzen Hut.

Die Sonne schien warm, Honoratioren und Bürger saßen, nach Familien geordnet, behaglich im Schatten der Linden und freuten sich der großen Menschenmenge, welche sie alle zusammen darstellten. Die Kinder sprangen um die Tische oder standen vor den beiden aufgeschlagenen Buden, in denen man durch waghalsiges Würfelspiel Pfefferkuchen und Glas-

waaren gewinnen konnte. Die meisten verloren ihr Gröschel, aber sie hatten dafür die Hoffnung gehabt. Zuweilen spielte die Musik und in kurzen Zwischenräumen knallten die Schüsse vom nahen Schießplatz in die Unterhaltung. Und hatte einer der Schützen einen guten Schuß gethan, so tanzte der Zieler vor Freude und schwenkte die kleine Scheibe, welche er an einem Stocke in der Hand trug.

Heut wurde mehr geschossen als sonst, denn die Bürgerschützen hatten einen Zuwachs gewonnen, auf den sie stolz waren. In der Stadt war auf einmal eine Vorliebe für Scheibenschießen eingerissen, und viele jüngere Männer waren zu einer Freicompagnie zusammengetreten; sie trugen keine Uniform und marschirten auch nicht mit der alten Gilde, aber sie schossen als Verbündete mit. Und um in Schritt und Tritt zu kommen, hatten sie einen alten Unterofficier, der jetzt in städtischem Dienst lebte, zum Exerciermeister angenommen, sie waren so eifrig bei der Sache, daß auch heut ein großer Theil von ihnen auf der Waldblöße neben dem Schießplatz marschirte, und zuweilen klang das Feuer ihrer Salven zwischen die Schüsse nach der Scheibe. Sogar die Umgegend hatte Schießgenossen herzugesandt, Krause aus dem Marktflecken war da mit seinem Stutzen und einem Dutzend Gefährten, und aus den Dörfern eine Anzahl junger Burschen. Sonst hätten die Bürger für eine Entwürdigung ihrer Scheibe gehalten, wenn grobe Bauern und Knechte in den Stand getreten wären, heut dünkte das fast Allen Recht, denn, wie ein geachteter Bürger sich ausdrückte, es war eine neue Conjunction gekommen, die Unterthänigkeit war aufgehoben und zugleich vieles Andere, was sonst die Landleute unansehnlich gemacht hatte, und eine Annäherung hatte stattgefunden zwischen Bürgern und Bauern um des gemeinsamen Schicksals willen, das sie alle trugen.

Beim Schießhause verkehrt auch der Assessor, nicht so still wie früher, er spricht mit Würde zu den Bürgern, welche ihn

im Kreiſe umſtehen; denn er iſt ganz vor Kurzem in der Stadt der größte Mann geworden. Der alte Stadtdirector iſt verzogen, verſchwunden, und Niemand frägt nach ihm, die Stadt hat eine neue Ordnung erhalten, die Bürger regieren ſich ſelbſt, haben ſich Rathsherren gewählt und den Aſſeſſor zum Bürgermeiſter. Aber auch er hat eine Büchſe in der Hand, und wird ſogleich wieder mit der Compagnie exercieren. Weiter ab, da wo ein ſchöner Kranz von jungen Fräulein auf Stühlen ſitzt, bewegt ſich unſer Vetter, der junge Arzt; ein heiterer rundlicher Herr, ſehr höflich und aufmerkſam, er überreicht kleine Sträuße von Feldblumen und iſt vielen Müttern und Töchtern angenehmer als ſein Verwandter, ſo daß ſie dieſen nur in ſchweren Fällen bemühen.

Hauptperſon aber und gewiſſermaßen das Centrum dieſes ganzen Scheibenſchießens iſt der Doctor. Vor dem Schießhauſe ſteht er mit ſeiner Büchſe neben dem Fleiſcher Beblow, der als Schützencapitän goldene Epauletten auf ſeiner Uniform trägt und ſo gewaltig um ſich ſieht, daß die Bürger ihn mit noch größerer Hochachtung betrachten, als an Werkeltagen. Der Doctor und Beblow haben viel zu grüßen und auf Fragen zu antworten, Beblow aber gebietet mit lauter Stimme, und der Doctor redet oft leiſe und vertraulich. Gerade jetzt zu einem jungen Herrn mit einem Schnurrbart, einem großen Gutsbeſitzer im Kreiſe, den er mitgebracht hat. Er führt ſeinen Gaſt einige Schritte zur Seite, als dieſer zufrieden beginnt: „Ich ſehe, bei dir iſt Alles in gutem Zuge.“

„Sage dem Grafen,“ antwortete der Doctor, „in unſrer Compagnie ſind etwa hundert Stutzen und eben ſo viele Gewehre nach dem Modell. Jeder hat einen blauen Rock, rothes Tuch kann ſogleich auf die Kragen geſetzt werden; auch das nöthigſte Lederzeug iſt da, nur mit Mänteln ſind wir noch zurück; die Leute ſind bereit und vom beſten Willen. Die Compagnie wird acht Tage nach empfangener Ordre ausrücken, wenn ihr uns Officiere und einige Unterofficiere

ſchickt, denn von dieſen letzteren haben wir nur drei im Kreiſe."

„Du biſt weiter als ich," ſagte der Andere, der früher bei den Huſaren geſtanden hatte; „mich hindert zu ſehr der Mangel an brauchbaren Pferden. Der letzte Krieg hat darin arg verwüſtet. Ueber den Grafen aber würdeſt du dich freuen; er hat von ſeinem Gut die ganze Provinz mit einem unſichtbaren Netz überzogen und iſt wieder trotz ſeiner Kränklichkeit Tag und Nacht geſchäftig. Doch fand ich ihn in den letzten Wochen ungewöhnlich ernſt. Die Niederlagen der Oeſtreicher und die neuen Erfolge Napoleons mögen ihn wohl verſtimmen, und ich fürchte, er empfängt keine guten Nachrichten aus der Reſidenz; dort fehlt in der letzten Stunde der Entſchluß."

„Unterdeß thun wir das unſere," ſagte der Doctor ruhig. „Sieh auch die Uebungen unſerer Mannſchaft an."

„Kommen Sie, Drachentöter," rief der Einnehmer dem Freunde zu, „wir wandern ein wenig zwiſchen den Tiſchen, uns das Völkchen zu betrachten. Hier können Sie die Verdorbenheit unſeres Jahrhunderts deutlich erkennen. Mancher Rock iſt ſchäbig und geflickt, weil der Beſitzer allzutief verſunken iſt, und mancher Mann verſchwendet hier ſeinen letzten Groſchen, um die Cichorie mitzutrinken. Auch die Erhebung der Gemüther, welche jetzt bei uns beginnen ſoll, iſt bereits zu beobachten; denn während die Leute alle Fehler ihrer Mitmenſchen ſcharfſinnig beſprechen, bauſcht ſich ihr eigenes Selbſtgefühl auf und ſie ziehen am Abend tugendhaft und erhoben nach Hauſe. — Wer iſt der Fremde, der hier umherſtreicht, er ſcheint Sie ſcharf ins Auge zu faſſen."

„Ich kenne ihn nicht," verſetzte der Doctor, „er iſt wohl Gaſt eines Städters."

„Er ſieht mir nicht ſo aus," ſagte der Einnehmer, „ich will mich doch beim Kaffewirth erkundigen, der kennt Jedermann aus der Umgegend. — Dort ſitzt auch der Hauptmann und trinkt unter den Bürgern ſo gemüthlich Kaffe, als hätte

er niemals einen Kriegszug gegen Störche gemacht; das Beſte an ihm iſt ſeine Schweſter.“

Am Waldrande in einer Ecke hatte ſich die reducirte Kriegsmacht gelagert, der alte Major, der Hauptmann und das Fräulein. Die Männer rauchten ſteif und ernſthaft und wechſelten nur zuweilen kurze Reden, das Fräulein aber klapperte geſchäftig mit den Taſſen und ihre Augen blickten fröhlich in die große Geſellſchaft, denn ſie hatte heut früh dem Bruder viele Groſchen im Beutelchen gewieſen, die ſie ſich mit ihrer fleißigen Hand verdient, und hatte ihn und den Major als ihre Gäſte eingeladen. Darum ſtand auch ein ganzer Teller Kuchen auf dem Tiſch, und während ſie eingoß, mahnte ſie die Herren ſo dringend, das Backwerk nicht zu vergeſſen, daß der Major die Pfeife wegſtellte und ritterlich nach dem Teller griff. Um den Bruder machte ſie ſich weniger Sorge, denn was nicht verzehrt wurde, packte ſie in das Körbchen und er mußte es morgen doch eſſen.

Während das Fräulein auf den artigen Gruß der vorübergehenden Freunde dankte, erröthete ſie ein wenig: „Der Herr Einnehmer weiß gewiß,“ dachte ſie, „daß ich ſeine Hemden genäht habe, er wird mich wegen des vielen Kuchens für eine Verſchwenderin halten.“ Aber als der Doctor ſie freundlich anredete, gewann ſie ſogleich die Unbefangenheit wieder und ſprach mit ihm in ſicherer Haltung als eine kluge kleine Dame, die auch weiß, was ihr gebührt.

„Mich wundert,“ ſagte der Major den beiden Freunden nachſehend, „daß unſer Doctor ſich auf dieſen neuen Schwindel mit der Freicompagnie eingelaſſen hat.“ Aus der Ferne puffte eine Salve. „Die Himmelhunde plackern,“ brummte verächtlich der Hauptmann und blies eine Wolke.

Und wieder eine Salve. „Wir wollen doch einmal das Kinderſpiel anſehen,“ rieth der Major und erhob ſich. Sogleich that der Hauptmann daſſelbe, das Fräulein packte ſchnell ihren Kuchen zuſammen und ſie gingen zu drei nach dem

Uebungsplatz. Dort sahen sie eine Weile zu und vermehrten durchaus nicht das Behagen der Compagnie; denn der Unterofficier wurde, seit er die großen Herren zu Zuschauern hatte, strenge und tadelsüchtig, und verlangte Schweres von der Mannschaft. Die Officiere, welche seit Jahren mit Tritt und Griff nur in ihren Träumen zu thun gehabt hatten, betrachteten die Sache vornehm und überlegen, aber doch mit steigendem Antheil. Endlich raunte der Major dem Assessor, welcher gerade bei ihm vorbeimarschirte, halblaut zu: „Gewehr anziehen!“ Darauf ruckte auch der Hauptmann leise mit den Armen, um den Tritt der Compagnie gewissermaßen durch moralische Nachhilfe zu kräftigen, bis er endlich ausbrach: „Donnerwetter, Unterofficier, lassen Sie die Leute Distanz halten!“

„Es wird dem Mann allein zu schwer,“ bemerkte mitleidig der Major; und im nächsten Augenblick marschirten die Officiere, jeder neben einem Zuge, auf dem Exercierplatz umher, bis der Unterofficier stolz über solche Hilfe in Linie aufmarschiren und das Gewehr präsentiren ließ. „Ein Vivat den Herren Officieren!“ Lustig schrie die Compagnie nach. Die beiden Herren dankten und sahen einander betroffen an. „Es ist doch zu nichts gut als zur Bewegung,“ sagte der Major mit nachsichtigem Lächeln.

Der Schießplatz war aber seit alter Zeit auch deshalb berühmt, weil sich auf ihm dicht neben den wilden Waffenthaten der Männer Holdes und Menschenfreundliches ereignete: zarte Annäherung, anmuthiges Wiedersehen und dergleichen. Viele reich gesegnete Ehen waren dort eingeleitet worden und die Hausfrauen führten ihre Kleinen gern unter die Linden, weil ihnen selbst die Stätte durch große Erinnerungen geweiht war, welche wie unsichtbare Blumengewinde um Bäume und Tische hingen.

Arglos stand Fräulein Minchen, von ihren Herren verlassen, unter den Zuschauern und beobachtete die kriegerischen

Bewegungen mit beſſerem Verſtändniß als der Einnehmer, ſie ahnte auch nichts von dem tiefen Mißtrauen, mit welchem dieſer ſie ſelbſt betrachtete. Denn Herr Köhler erwartete jede Woche zu hören, daß ſie als weiblicher Robinſon mit der Flöte ſtatt Sonnenſchirm und mit dem Lama, ihrem Bruder in die weite Welt gezogen ſei. Endlich überreichte er ihr in einer Verbeugung das Taſchentuch, welches heruntergefallen war, und begann ein kleines Geſpräch über Sonnenſchein und Feſtfreude. „Da ſehen Sie den neuen Bürgermeiſter ſelbſt Soldaten ſpielen.“

„Er macht ſeine Sache recht gut,“ ſagte das Fräulein.

„Mit dieſer Städteordnung kommen allerlei Ideen auf,“ fuhr der Einnehmer fort; „nicht nur die Großen, auch die Kinder ſollen auf neue Weiſe gedrillt werden. Der Bürgermeiſter hat die Abſicht, für arme Mädchen, große und kleine, eine Art Schule einzurichten, wo ſie allerlei Weibliches erlernen, und er frug mich, ob ich Jemanden wüßte, der gegen ein Entgelt, das freilich gering iſt, eine ſolche Anſtalt übernehmen würde. Eine Stube im Schulhauſe iſt dafür beſtimmt und es handelt ſich nur noch um die Lehrerin. Man wollte deshalb Sie um Ihren Rath fragen. Wiſſen Sie Jemand nachzuweiſen, ſo thun Sie ein gutes Werk.“

Das Fräulein ſah den Einnehmer mit großen Augen an. „Sie haben dabei an mich gedacht.“

„Seit ich Sie damals im Kriege auf dieſem Platze unter den Soldaten ſah,“ antwortete Herr Köhler, „glaube ich allerdings, daß Sie eine gute Lehrerin ſein könnten, aber die Stelle Ihnen anzutragen, wird der Bürgermeiſter kaum wagen, da die Stadt gegenwärtig arm iſt.“

„Ich bin auch arm,“ ſagte das Fräulein mit feſter Stimme, „und eine ſichere Einnahme, auch eine geringe, wäre für mich ein großes Glück. Wenn Sie meinen, daß ich brauchbar bin, ſo würde ich mit Freuden annehmen.“

„Es wären täglich zwei Stunden und außer den Feſt-

wochen nur einmal im Sommer Ferien." Und dabei dachte er: warte, Robinson, du sollst kein Kanoe behalten, auf dem du in der Ferne Abenteuer suchen kannst.

„Das würde ich gerade noch übernehmen dürfen," sagte sie mit glänzenden Augen, „ich hätte dann noch Zeit genug für unsere kleine Wirthschaft im Hause."

„Dann also wird der Bürgermeister kommen," schloß Herr Köhler gleichmüthig, damit die Dankbarkeit, mit welcher sie ihn betrachtete, sich nicht in Worten ausdrücke. Und er empfahl sich mit weltmännischer Kürze. Er hatte kein gutes Gewissen, denn er selbst hatte längere Zeit intriguirt und gemahnt, bis der neue Magistrat, welcher die dringende Nothwendigkeit solcher Schule nicht sofort begriff, zu dem Entschluß gekommen war.

Auch der Doctor konnte sich der geheimnißvollen Begabung des Schießplatzes nicht ganz entziehen. Zwischen ihm und dem Ackerwirth Krause war im letzten Jahre ganz besondere Wohlmeinung erwachsen, nicht durch das Vaterland allein veranlaßt. Auch heut hatte der Schützengast auf viele Fragen zu antworten: Liesel hatte das zweite taufen lassen, Bärbel erwartete das erste, und Henriette war thätig im Hause und für die Bedürftigen der Gemeinde besorgt, wie immer. Dennoch schloß Krause seinen Bericht mit Kopfschütteln: „Der Herr Senior ist als ein redlicher Mann und auch als getreuer Seelsorger in der Umgegend geschätzt, aber die Leute verdenken ihm jetzt, daß er von den Lieferungen an die Festung gänzlich befreit ist. Wenn die Kommandos der Franzosen durch den Kreis reiten, halten sie bei ihm an zu einem Frühstück und Glase Wein. Mehr als einer von den Eingepfarrten hat den Geistlichen mit diesen Leuten am Tische gesehen; deshalb schelten Manche die Familie Franzosenfreunde. Meine Frau sagt, sie wisse am besten, daß man dem Senior und noch mehr dem Fräulein Unrecht thut, aber es ist kein Wunder, daß solches Gerede entsteht. Auch der Kirchenbesuch hat abgenommen."

In dem ſtillen Pfarrgarten blühten wieder die Roſen, und durch das ſtachlige Geäſt der Schlehen und Brombeeren ſchlüpften vorſichtig die Zaunkönige. Das erſte Heimweſen hatte ihnen der Kater zerriſſen, jetzt waren ſie geſchäftig bei der zweiten Brut, das Weibchen ſaß ſtill auf dem Neſte, aber der kleine Herr fuhr heimlich zwiſchen Ranken und Dornen dahin und trug Gutes für die Wirthſchaft herzu; und wenn er einmal mit ſeiner feinen Stimme anſchlug, antwortete kaum hörbar das Weibchen. Henriette, welche das leiſe Locken der Kleinen vernahm, rührte an die Stelle des Mieders, wo ſie den letzten Brief des Doctors bewahrte. Wieder war Jahr und Tag vergangen ſeit jener Unterredung auf dem Waſſer, noch immer lag das Verhängnißvolle ſchwer auf ihr, aber in ihr ſelbſt war ein neuer Sommer erblüht, denn ſtolz fühlte ſie ſich als die Freundin und Vertraute des Mannes, der ihr lieb war. Von dem Inhalt ſeines Lebens war in das ihre übergegangen. Seine Hoffnung und Arbeit für das geknechtete Heimatland, Vieles was er über den Weltlauf dachte und was ihm von Trauer und Freude bei Ausübung ſeines Berufes durch das Gemüth ging, das empfand ſie mit, in ihrer Einſamkeit gehoben durch den Zauber dieſer Bundesgenoſſenſchaft. Nur ſelten hatte ſie ihn geſehen, immer im Zwange größerer Geſellſchaft, und nie hatte er in der Zeit etwas Anderes zu ihr geſprochen, als was auch Fremde hören konnten, aber in ſeinem Blick und im Ton ſeiner Rede vernahm ſie daſſelbe, was aus allen ſeinen Briefen klang. Auch wenn er ſchrieb, vermied er, von ſeinen Gefühlen zu ſprechen, die Leſerin fand doch in jeder Zeile die treue Liebe.

Ein Poſtillon blies, die Extrapoſt fuhr im Hofe an und Henriette eilte nach dem Hauſe. Sie traf die Eltern in Begrüßung eines Fremden, der das Deutſche wie ein Franzoſe ſprach. Es war ein behender junger Mann, der keine Uniform trug, aber durch ſeine Haltung verrieth, daß er Officier war. Als der Vater die Tochter vorſtellte, begann der artige

Gast: „Es macht mich glücklich die Huldigung, deren Bote ich bin, selbst an Mademoiselle ausrichten zu können, Major Dessalle hat mir aufgetragen hier einzutreten und diesen Brief dem Herrn Pfarrer zu übergeben.“ Der Senior brach auf. „Der Brief enthält nichts als die Mittheilung, daß Herr Dessalle befördert worden, und verweist uns im Uebrigen auf Sie, verehrter Herr.“

„Mir ist nur auf kurze Zeit das Glück zu Theil geworden, in Paris mit dem Major zusammen zu sein; er war mit Aufträgen aus Spanien an die Donau zum Kaiser gesandt und mußte nach seiner Audienz wieder über die Pyrenäen.“

„In das wilde Land und in diesen unbarmherzigen Kampf!“ bedauerte gutherzig der Senior. „Vor Jahr und Tag empfingen wir einen ähnlichen kurzen Brief von Paris, worin er mittheilte, daß er aus Italien zurückgekehrt sei und zur spanischen Armee abgehe. Dies ist die erste Nachricht, die wir seitdem erhalten.“

„Das Schicksal des Soldaten!“ antwortete mitfühlend der Franzose. „Ich ahne jetzt, wie schwer mein Freund die Entbehrung empfindet, welche ihm der Dienst auflegt.“

„Aber noch stehen Sie,“ rief die Frau Pastorin. „Henriette, vergiß nicht die Sorge für unsern Gast.“ Die Tochter eilte hinaus und preßte die Hand gegen ihr hämmerndes Herz.

Als sie den Wein hereinbrachte, war der Fremde in lebendiger Unterhaltung mit den Eltern. Sie schenkte ein, als ihr der Franzose ritterlich einen Stuhl herantrug, lehnte sie ab, ging mit dem Schlüsselbund hin und her, ihre Unruhe zu verbergen, blieb nur zuweilen am Tische stehen und hörte mit halbem Ohr Bruchstücke des Gespräches.

Der Ungarwein und die harmlosen Fragen des Seniors machten den Franzosen zutraulich: „Es thut wohl, endlich einmal wieder unter Gutgesinnten zu sein; auf den letzten Stationen hatte ich finstre Blicke und Ungefälligkeit zu ertragen.“

„Es ist ja jetzt Friede," bedauerte der Pastor, „und wir beten, daß der schreckliche Krieg uns fortan verschone."

„Nicht Jeder in diesem Lande denkt so," entgegnete der Fremde, zog seine Brieftasche hervor und blätterte darin. „Kennen Sie einen Doctor König hier in der Gegend?"

„Ja wohl," antwortete der Senior ohne Behagen; „er hat früher einmal meine Frau behandelt, aber als später meine Tochter erkrankte, hatte sie eine Abneigung, ihn zu Rathe zu ziehen, und seit mehren Jahren besucht uns der Arzt aus einer anderen Stadt."-

„Ihre Demoiselle Tochter hatte die richtige Empfindung, als sie sich weigerte, dem erwähnten Manne ihr Vertrauen zu schenken." Henriette stand unbeweglich und sah dem Franzosen voll ins Gesicht. „Meine Reise geht auch ihn an," fuhr dieser geschwätzig fort. „Er ist ein gefährliches Subject."

„Das thut mir leid," sagte der ehrliche Senior; „ich wünsche nur, daß er sich als unschuldig ausweise."

Der Franzose lächelte. „Es wird gut für ihn sein, wenn er das vermag."

„Sie sollen ihn doch nicht bei unsrer Regierung belangen?" frug der Senior.

Der Franzose lächelte wieder. „Der Kaiser liebt ein kurzes Verfahren und wartet in solchen Fällen nicht darauf, was den Regierungen belieben wird." Er brach ab und frug nach der Entfernung bis zur nächsten Festung. Denn diese war im Besitz der Franzosen geblieben, auch nachdem ihre Truppen die übrige Provinz geräumt hatten.

Henriette trat jetzt an den Tisch und sagte langsam, wie Jemand, der auswendig Gelerntes hersagt: „Ich hoffe, der Herr wird uns die Ehre erweisen, heut in unserem Hause vorlieb zu nehmen; ein Abendessen und eine Nachtruhe wird Ihnen nach der langen Reise gut thun."

„Ich handle gegen meine Ordre," versetzte der höfliche Franzose, „aber ich vermag einer Einladung aus Ihrem Munde

nicht ganz zu widerſtehen. Sie werden mir erlauben, heut zur Nacht nach der nächſten Station aufzubrechen, wo mich ein Kommando aus unſerer Garniſon erwartet, denn mein Auftrag hat Eile."

„Dann machen wir ſogleich zurecht, was Sie bedürfen."

„Eine ſtolze Schönheit," ſagte der Franzoſe ihr nachſehend mit dreiſter Artigkeit, „Major Deſſalle hat Geſchmack und ich finde, er iſt zu beneiden."

Henriette ging in die Küche, befahl ruhig den Mädchen und half ſelbſt. Auch während des Abendeſſens ging ſie ab und zu und trug ſelbſt den Wein auf. „Es iſt franzöſiſcher Wein, mein Herr," ſagte ſie mit kaltem Lächeln. „Wir wiſſen Ihnen nichts Beſſeres anzubieten." Sie ſetzte ſich einen Augenblick mit zu Tiſch, doch aß ſie nicht und antwortete auf die Einladung des Fremden, daß heut für ſie Faſttag ſei. Nach dem Eſſen verneigte ſie ſich vor dem Gaſte, ſagte Vater und Mutter gute Nacht und ſetzte gleichgiltig hinzu: „Das Bärbel hat heut hergeſchickt; ich will morgen mit dem Frühſten nach ihr ſehen, ſie erwartet ihre Stunde."

„Weshalb will Mademoiſelle uns verlaſſen?" frug der Franzoſe mit aufſteigendem Argwohn.

„Entbindung einer Freundin," erklärte der Senior. „Ah ſo," ſagte der Fremde, zufrieden daß ihn die zarte Angelegenheit nichts anging.

Henriette rief die alte Magd Suſanne in ihre Stube: „Du biſt treu und klug, heut ſollſt du mir das beweiſen. Wenn von jetzt ab nach mir gefragt wird, ſo ſage, ich ſei zum Bärbel gegangen." Sie verhüllte ihr Haupt und ſchlug ein dunkles Tuch um die Schultern. „Schließe hinter mir die Gartenthür!"

„Sie wollen doch nicht hinaus?" frug die Magd entſetzt, „zur Nacht und in dieſer unſicheren Zeit."

„Dies iſt die Zeit, bei Nacht zu gehen," antwortete Henriette, das Tuch zuſammenſteckend. „Wo iſt der Knecht?" — „Im Stall mit dem Poſtillon des fremden Herrn."

„Er darf von nichts wiſſen — und wo iſt Chriſtian mit dem Hunde?"

„Er ſitzt noch im Hirtenhauſe, wird aber bald zur Nachtwache kommen."

„Schnell, damit der Hund nicht anſchlägt, wenn er meinen Tritt hört. Bete für mich, Suſanne, und ſchweige." Sie eilte durch den Garten bei dem alten Brunnen vorüber auf die Landſtraße. Dort ging ſie mit ruhigem Schritt vorwärts. „Ich muß die Kraft ſparen," ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „der Weg iſt weit, aber ich habe die ganze Nacht vor mir." Sie ſpähte mit ſcharfem Blick auf die Straße und in die Landſchaft. Durch das gebrochene Gewölk ſchien bald heller bald ſchwächer ein graues Dämmerlicht, es warf viele ſeltſame Schatten ihrer Geſtalt auf den Weg, hierhin und dorthin, rings um ſie im Kreiſe. Zuweilen blieb ſie neben einem Baumſtamm ſtehen und lauſchte; Alles war ſtill, nur die Fröſche ſchrien luſtig im Sumpfe, die Grillen zirpten und in dem nahen Dorf bellten die Hunde. In der Niederung zur Seite lag weißer Dampf am Boden, wie eine Waſſerfläche breitete er ſich über Gräſer und Blüthen des Grundes. „Dort iſt der Richtweg, der mich ſchneller fördert, und ich vermeide den Wagen des Feindes." Sie verließ die Straße, betrat das große Ried, welches ſich in ihrer Richtung weit hinzog, und achtete ſorglich auf die kleinen Erdhaufen, die Zeichen des Weges. Der Nebel deckte ihr die Füße bis an die Knie und der Landmann in dem nahen Weiler, welcher die hohe Geſtalt lautlos an ſich vorüberſchweben ſah, nahm erſchrocken den Hut vor die Augen und ſprach einen frommen Spruch hinein, damit ihn der Geiſt nicht ſchädige.

„Jetzt denkt er meiner," ſagte ſie vor ſich hin, „denn mir will das Herz zerſpringen vor Sorge und Gram um ihn. Immer hat mich getröſtet, wenn mein Jammer unerträglich wurde und die Sehnſucht nach Rettung übergroß, daß auch ihm in derſelben Stunde das Herz ſchwer ſein müßte bei dem

Gedanken an mich. Zu dieser Zeit kommt er wohl heim von einem Kranken, vielleicht auch aus lustiger Gesellschaft, und wenn er in seine Stube tritt, sieht er, wie das Sternenlicht ein bleiches Fenster auf der Diele malt, dann fällt ihm jener Abend ein, an dem er den Brief des Vaters erhielt, und noch ein anderer Abend, wo er neben mir saß auf der Bank. Zwischen uns war nur ein heller Strahl Mondenschein und der Strahl schien über meine Hand, da legte er seine Hand auf die meine und der Strahl war wieder da, er konnte ihn nicht zudecken, wie er als Knabe immer gewollt. Er weiß nicht, wie oft ich in meiner Kammer die Hand auf das Fensterbret gelegt habe, damit der liebe Mond sein Licht ebenso darauf werfe, wie damals. Seitdem haben wir schwere Jahre verlebt und von dem Fluch, der auf mir liegt, vermag auch er mich nicht zu lösen."

So schritt sie vorwärts eine Meile und die andere. Das letzte bleiche Abendroth rückte am Himmel langsam gen Norden und die Jungfrau wandte zuweilen den Blick rückwärts und suchte den Schein. „Im Sommer mahnst du, freundliches Licht, wie geheime Hoffnung daran, daß die Sonne in der Nähe bleibt und in Kurzem wieder heraufsteigen wird über die grünende Erde; wenn aber im Winter von jener Stelle die rothe Lohe aufsteigt und den Himmel mit Flammen und zuckendem Glanze anfüllt, dann entsetzen sich die Dorfleute und wahrsagen Böses. Ach das schwerste Unheil kommt plötzlich über den Ahnungslosen, mitten in Friede und Freude bricht es hinein. Als ich heut am Dornenstrauch stand und das Zwitschern der kleinen Vögel hörte, war mir freudig zu Muth und ich dachte an nichts als an den heimlichen Gesang, der von ihm zu mir klingt. Die Kleinen ahnen es auch nicht, wenn das Raubthier gegen sie heranschleicht." Und ihr Schritt wurde schneller.

Zur Seite lag der Hof, in welchem ihre Gespielin wohnte; vielleicht wachte sie jetzt im Bett, über die Wiege des Kindes

gebeugt. Und die Wanderin dachte daran, ob ſie an das Thor pochen ſollte, um den Beiſtand ihrer Vertrauten wachzurufen, aber ſie ſchüttelte das Haupt und ſchritt ſchnell vorüber. In dem Marktflecken ſchlug die Uhr Mitternacht und in weiter Entfernung hallte aus den Dörfern derſelbe Schlag; die ängſtliche Stunde der Nacht begann. Daheim, als ſie noch Kind war, hatte auch ihr in dieſer Stunde vor dem Friedhofe gegraut, aber ſpäter war ſie oft bei Nacht über die Stätte gegangen und hatte der Furcht ſich entwöhnt. Vor ſich ſah ſie die Umriſſe des Gehölzes, durch welches der Weg führte, und beſorgt ſpähte ſie in die dunkle Maſſe des Laubwerkes, das ſich wie aus ſchwarzem Stein gehauen vor ihr hinzog. Dort unter dem erſten Buſch, der am Wege ſtand, entdeckte ſie in der fahlen Dämmerung undeutlich eine menſchliche Geſtalt. Ein Mann lag am Boden. Da durchfuhr ſie heiße bebende Angſt; der Gedanke an jenen ſchrecklichen Tag im Pfarrhauſe, alles Entſetzen, das ſie ſeitdem in der Erinnerung empfunden, wurden in ihr übermächtig, ſie flog dahin wie ein geſcheuchtes Wild. Ein Thier des Waldes ſprang neben ihr auf und neues Entſetzen ſchüttelte ihr die Glieder; lange lief ſie, Athem und Kraft begannen zu verſagen. Erſt als ſie wieder ins Freie gekommen war, blickte ſie zurück und erkannte, daß Niemand folgte. Sie lehnte ſich an einen Baum des Weges, bis der Herzſchlag, der ihr die Bruſt zu zerſprengen drohte, beruhigt war, und wieder dachte ſie, wie der geliebte Mann jetzt ahnungslos im Schlummer lag, während das Verderben unſichtbar auf ſchnellen Roſſen gegen ihn heranzog. Sie ſah ihn unter den Feinden ſtehen, hochaufgerichtet, das Antlitz bleich und zuſammengezogen, wie es damals war, als ſie ihm von der Treppe nachgeblickt hatte, ſie ſah die Gewehre der Feinde gegen ihn im Anſchlage und hörte die Salve, mit welcher der böſe Feind einen Deutſchen, der ihm verhaßt war, vom Leben ſchied. Da zuckte ſie zuſammen und wankte wieder vorwärts, muthlos und halbgebrochen. Dort bei der großen

Linde ſtand ein ſteinernes Kreuz aus alter Zeit. Sie lehnte ſich an den Stein, ſchlug die Hände zuſammen, neigte das Haupt und bat für ſeine Rettung, bis die finſtere Einbildung verſchwand.

Mit neuem Muthe ging ſie weiter. Es war jetzt hohe Nacht, auch die leiſen Töne der Natur waren verſtummt, rings um ſie feierliches Schweigen.

Als er noch klein war, dachte ſie, hat ihm ſein Vater die Händchen im Bett zuſammengelegt und die holde Kindergeſtalt mit Freuden betrachtet, wie ſie im Schlummer gleich einem Engel dalag, die bräunlichen Haare kräuſelten ſich ſchon damals zu Locken, roſig waren die Bäckchen, die Beinchen hatte er heraufgezogen, wie die Art der ſchlafenden Kinder iſt, und die kleinen Finger halbgeſchloſſen. „Lieber, ſüßer Knabe, jetzt biſt du recht groß geworden, aber wenn ein heitrer Schein über dein Antlitz zieht, dann blicken die Augen ſo voll und unſchuldig wie die eines Kindes in die Welt.“

Sie kam durch ein Dorf; in einer Seitengaſſe ſang der Wächter und blies herzhaft in ſein Horn. Hier war es friedlich und ſicher und ſie ſetzte ſich auf eine Bank, die vor der Schenke ſtand. Der Morgen war nahe und das Schwerſte vorüber, ſie hörte den Hufſchlag der Pferde im Stall und das Schnauben, mit welchem ſie ihr Futter erwarteten. Wohin würde er flüchten, wenn ihre Warnung kam? Sie wußte es wohl: in die Berge der Grafſchaft, wo jetzt ſein vornehmer Freund weilte. Und ſie nickte zufrieden mit dem Haupt. Der würde wohl Rath wiſſen, und wenn das Volk aufſtand und der Kampf losbrach gegen den hinterliſtigen Kaiſer, dann zog der Geliebte an der Seite des Grafen hinaus, ach, hinaus in neue Gefahr. Wieder ſah ſie auf zum Sternenhimmel. „Friſch, Mädchen! bald krähen die Hähne,“ ermunterte ſie ſich ſelbſt.

Das erſte fahle Licht des Morgens hob ſich und immer noch ſchritt die verhüllte Geſtalt den Weg dahin, der Thau hing ſich in Haar und Tuch, die Tropfen rannen ihr von der

Stirn herab; war es das Waſſer der Luft oder der Angſtſchweiß der Ermüdeten? Das roſige Frühlicht breitete ſich über den Himmel und die Lerche ſang in der Höhe; aber ſchreckhaft klang ihr das Getriller des Vogels. Was geſchlafen hatte, erwachte, auch die Gefahr fuhr mit Windeseile heran, ſo langſam war ihr Schritt und endlos dehnte ſich die Straße. Die Spitzen der hohen Pappeln färbten ſich mit bräunlichem Gold und auf dem Raſen am Wege konnte man deutlich die grauen Thauperlen erkennen.

Wie würde er erſchrecken, wenn er ſie ſah! Sie ſchüttelte das Haupt. „Er weiß wohl, daß ich nicht geringer Dinge wegen zu ihm komme, wenn ich eintrete, ahnt er auch, was ich bringe; er iſt ein muthiger Mann und ſorgt bei Zeiten für alle Fälle, ſein kleiner Mantelſack iſt immer gepackt, wie er mir einſt geſchrieben, damit er ſich nicht verweile, wenn er zu einem Schwerkranken über Land gerufen wird. Er rafft ſchnell ſeine Papiere zuſammen, die geheimen Briefe, in denen von der Rüſtung die Rede iſt; dann ſchlägt er den Mantel um, nimmt den Reiſeſack und geht mit mir aus ſeiner Wohnung, ohne Jemandem zu ſagen, wohin. Ich aber weiche nicht von ſeiner Seite, bis er im Wagen zu einem Thore hinausfährt, welches von den Feinden abliegt. O Vater des Himmels, laß mich dieſen Augenblick erleben!“

Sie ſah die Strohdächer der Vorſtadt im Morgenlicht geröthet und hörte in den Höfen das Gebrumm der Rinder. Kein lebendes Weſen war ihr begegnet, als wollten Nacht und Morgen liebevoll das Geheimniß der Wanderin bewahren. Sie kam an das Stadtthor, noch war es verſchloſſen und ſie lehnte ſich einen Augenblick an die Mauer, bevor ſie mit dem ſchweren Klopfer pochte. Schlaftrunken rief der Wächter: „Werda?“ — „Eine Kranke, welche Arznei begehrt,“ die Thorflügel drehten ſich ſchwerfällig in ihren Angeln und ſie frug nach der Wohnung des Arztes. Auch in der Stadt war es ſtill, kein Menſch auf den Straßen, Thüren und Fenſterläden

geſchloſſen und vom röthlichen Lichte gefärbt. Sie ſchritt haſtig auf den Markt, ſuchte das Schild des Doctors und faßte nach dem Klingelzug, da wollte ihr die Kraft verſagen, betäubt ſetzte ſie ſich auf die Schwelle und verhüllte ihr Angeſicht im Tuche.

Aber als in der Ferne ein Wagen raſſelte, ſprang ſie auf und riß an der Klingel. Der Doctor war bereits bei der Arbeit und zu ſprechen. Sie trat ſchnell ein und ſchloß hinter ſich die Stubenthür. „Retten Sie ſich," rief ſie, „die Franzoſen ſind auf dem Wege Sie aufzuheben." Der Doctor ſprang auf und erkannte die verhüllte Geſtalt, er eilte auf die Wankende zu und umfaßte ſie mit ſeinen Armen. Sie lag an ſeiner Bruſt und weinte, aufgelöſt in bangem Schmerz, wie ein Kind am Herzen der Mutter.

9.

Banges Harren.

Am ſpäten Abend fuhr der Wagen des Flüchtigen in den Hof des Grafen. Ueberraſcht erhob ſich dieſer von ſeinem Arbeitstiſch, als der Doctor eintrat. „Das Neue, was Sie bringen, iſt nichts Gutes," rief er bei der warmen Begrüßung, „ich ſehe es Ihnen an."

„Ich komme leider in perſönlichen Angelegenheiten. Napoleon hat Befehl ertheilt, mich durch die franzöſiſche Beſatzung von Glogau aufheben zu laſſen. Die Warnung ging mir von einer Seite zu, welche keinen Zweifel an dem Plane übrig ließ. Ich eile vor Allem zu Ihnen, denn es iſt möglich, daß nicht gegen mich allein ſo unerhörte Gewaltthat beabſichtigt wird."

„Auch ich lebe hier von Spähern umgeben, aber ich bin ein erfahrener Verſchwörer, und nahe an der Grenze. Haben Sie etwas zurücklaſſen müſſen, was Sie nicht in fremder Hand ſehen möchten?"

„Hier iſt meine Correſpondenz," antwortete der Doctor, „ich will ſie am liebſten bei Ihnen niederlegen."

„Vortrefflich!" ſagte der Graf. „Iſt es leicht, Ihrem Wege hierher nachzuſpüren?"

„Ich habe den Wagen mehre Mal gewechſelt."

„Sie haben alſo jedenfalls Zeit bis morgen bei mir auszuruhen. Der Sturm erhebt ſich auch von unſrer Seite gegen den Kaiſer, wir ſtehen am Kriege. Die Gewaltthat,

welche er gegen Sie versucht hat, ist ein so auffälliger Angriff gegen die Ehre und Selbständigkeit einer Regierung, daß er dergleichen nicht oft wiederholen kann, ohne starkes Geschrei auch bei andern Nationen gegen sich aufzuregen. Und da ihm hier die Sache mißlungen ist, so bin ich überzeugt, daß er gegen Sie den tückischen Sprung nicht zum zweiten Male macht; man sagt, daß die Bestien vom Katzengeschlecht beschämt davongehen, wenn ihnen der Ansprung auf die gehoffte Beute mißglückt. Erklären wir ihm, was ich immer noch hoffe, in letzter Stunde den Krieg, so hat er um Anderes zu sorgen, und bewahren wir in unsrer Schwäche den Frieden, so fällt für ihn der Grund weg, eine solche Razzia gegen einen einzelnen Fremden zu befehlen. Dennoch sollen Sie sich vorsehen. Unterdeß werde ich persönlich dem schlechten Manne dafür zu Dank verpflichtet, daß er Sie in meine Arme geführt hat."

„Mir ist noch nicht verständlich," sagte der Doctor nach Besprechung ihrer gemeinsamen Thätigkeit, „wie gerade ich, ein einfacher Privatmann am kleineren Ort, in bescheidenen Verhältnissen, zu der Ehre komme, von den Franzosen in so auffälliger Weise heimgesucht zu werden."

„Weil Sie zufällig am leichtesten erreichbar waren," versetzte der Graf, „Sie dürfen annehmen, daß der Kaiser im Ganzen weiß, was wir treiben. Er wollte an einem von uns, gleichviel an wem, ein Exempel statuiren, um unserer Regierung seinen Argwohn und seine Verachtung zu zeigen, und um die Schwachen unter uns zu schrecken. Freilich weiß er auch, daß er gegen die Bewegung in den Gemüthern nichts ausrichten kann. Er kannte die Stimmung schon, als er uns im Frieden eine halbe Selbständigkeit bewilligte; seitdem hat, was in Spanien geschieht, seine Sorge vor einer Volkserhebung unter uns sich so gesteigert, daß diese Sorge ihn wie ein Gespenst verfolgt."

„Kannte er uns, so war er ein Thor, daß er unsern Staat nicht vernichtete," rief der Doctor.

„Wie gern hätte er es gethan! Aber die Vernichtung Preußens hätte die Habgier der großen Nachbarn erregt. Für ihn allein war die Mahlzeit zu groß, und dem Bären und zweiköpfigen Adler einen Theil zu überlassen, verbot ihm die Klugheit, deshalb ertrug die Tigerkatze knurrend, daß das gepackte Wild halbtot den Krallen entkam. Jetzt vertraut er darauf, daß unserer Regierung die Kraft zu einem Entschluß fehlen wird, denn er, der Mann von stahlhartem und schnellem Willen, mißachtet gründlich unseren Herrn und hält die große Bedenklichkeit desselben für seinen besten Verbündeten. Er weiß wohl, daß er auf unserer Seite der Elbe nichts zu erwarten hat, als Feindseligkeit. Im übrigen Deutschland ist das anders. Dort streichelt er mit Sammetpfoten die Dichter von Weimar, weil er annimmt, daß sie großen Anhang unter den Gebildeten haben, denen solche Behandlung ihrer Größen wohlthun wird. Die deutsche Poesie ist ihm so gleichgiltig, wie Geschrei der Frösche im Sumpf, und während er den Herren dort Artiges über ihre Mannhaftigkeit sagt, ist ihm die Mannhaftigkeit eines Doctor König, welcher in seinem Kreise zweihundert Gewehre gegen ihn erheben kann, viel wichtiger als aller Verskram, für den er sich eine halbe Stunde vor den Audienzen vorbereitet hat. Da ihm die brutale Gewalt gegen Sie mißlungen ist, so wird er vielleicht auf etwas Anderes sinnen, was uns wehe thut. Die Bestie in ihm ist älter geworden und die Geschmeidigkeit vermindert.“ Und als die Beiden spät in der Nacht sich trennten, sagte der Graf: „Ihr Zimmer ist bereit. Morgen lasse ich Sie über die Berge nach Böhmen fahren. Der Herzog von Braunschweig hat dort seine Rüstungen schneller beendigt als wir und ist bereits im Marsche gegen die Sachsen. Zu ihm sende ich Sie, ich habe übernommen, unsre Landsleute, die von den schlesischen Besitzungen des Herzogs kommen, an ihn abzugeben, und Sie werden dabei zu thun finden.“

Einige Tage nach der Flucht saß Henriette zwischen Bär-

bel's Bett und der Wiege, aus welcher ein kleiner Karl, das Abbild der Mutter, in die fremde Welt guckte. „Es war schon recht, daß du selbst gegangen bist, wenn's nur nicht bei Nacht gewesen wäre."

„Wie durfte ich warten?" sagte Henriette.

„Ich hätte sehn mögen, wie sich der Doctor anstellte," frug neugierig die Freundin.

„Gut," antwortete Henriette mit einem glücklichen Lächeln, „und gerade so, wie ich gedacht hatte. Er nahm seine Sachen in die Hand und ging mit mir auf die Gasse. Dort waren erst wenige Menschen, wir kamen zu einem Bekannten von ihm, einem Fleischermeister, als die Leute eben aufstanden. Die Frau war sehr freundlich gegen mich, und weckte ein Fräulein, ein liebes Mädchen, das in demselben Hause wohnt; diese kam sogleich herunter, ihr empfahl mich der Doctor. Du hättest hören sollen, wie herzlich er das that. Während der Fleischer ihm den Wagen bespannte, hatte er noch eine schnelle Unterredung mit seinem Vetter, dem jungen Arzte. Ich stand am Wagen, als er abfuhr, und er hielt meine Hand, als die Pferde schon anzogen. Der Meister begleitete ihn bis zum Stadtwald und kam mit gutem Bescheid zu uns zurück. Vom Walde aus fuhr er meilenweit auf Nebenwegen, wo kein Fremder seine Spur finden konnte. Unterdeß holte der junge Herr für mich ein Fuhrwerk, das mich zur Liesel bringen sollte. Das Fräulein bestand darauf, mich bis dahin zu begleiten. Wir waren etwa eine Stunde gefahren bis zu einer Wegscheide, da wies der Kutscher auf den andern Weg: „Dort kommen französische Soldaten." Wir wandten uns um und sahen einen Kutschwagen mit einer Anzahl bewaffneter Reiter in schnellem Trabe der Kreisstadt zufahren. Fräulein Minchen hielt meine Hand fest, doch keines von uns vermochte zu reden Nicht lange und ein einzelner Reiter sprengte bei uns vorüber, wendete das Pferd und sah in den Wagen. Ich hatte mir das Gesicht verhüllt und that, als ob ich schliefe. Der Mann

rief dem Kutscher zu „woher und wohin?“ und als dieser den Namen des Marktfleckens sagte, rief er: „Gut!“ und ritt zurück. Wir berechneten in großer Angst den Vorsprung, den der Doctor hatte; er war doch schon einige Meilen voraus. Heut erhielt ich durch Liesel einen Brief von ihm, daß er glücklich beim Grafen angekommen ist. — Als ich mit Krause zu dir kam, lag dein Kleiner bereits in der Wiege. Du wirst mich für eine untreue Freundin gehalten haben, Bärbel.“

„Ich wußte, es mußte ein großes Hinderniß sein.“

„Und was mir lieb ist,“ fuhr Henriette fort, „zu Hause haben sie nichts von dem nächtlichen Gange gemerkt, die Mutter wunderte sich nur, daß ich so sehr ermüdet aussah, und meinte, ich hätte mich um dich geängstigt. Liebes Bärbel, dies Mal um einen Andern.“

„Jetzt sind sie beide fort,“ klagte Bärbel, „und Niemand kann sagen, wenn einer von ihnen wieder sichtbar werden wird. Das ist ein schlechter Zustand für dich, du hast solches Schicksal nicht verdient.“

„Beklage mich nicht,“ rief Henriette. „Wünsche mir Glück, daß es so gekommen ist, denn die Unsicherheit, in der ich lebte, ist jetzt zu Ende. Da ich allein durch Nacht und Nebel ging, schwand die Wolke von meiner Seele, die mir bisher den Trübsinn gemacht hat; ich weiß jetzt, was ich zu thun habe. Es wird mir schwer, dies allein zu vollbringen ohne den Beistand des treuen Mannes, aber es muß geschehen, und wenn er glücklich heimkehrt, soll er erfahren, daß ich redlich gegen ihn gehandelt habe.“

„So ist es recht,“ lobte Bärbel. „Aber wie willst du den Andern fortschicken, er ist ja gar nicht vorhanden und kein Mensch kann sagen, wo er verweilt. Das Land Spanien ist unermeßlich weit und Alles voll von grausamem Kriege. Auch der Postbote wird ihn nicht auffinden.“

„Ist es auch schwer,“ entgegnete Henriette, „ich suche mir einen Weg.“

Aber Bärbel fuhr fort Unheil vorauszusagen: „Seinen Ring mußt du ihm zurückschicken.“ Henriette nickte. „Wie kannst du hoffen, daß dieser durch die wilden Länder zu ihm dringt? Sie werden unterwegs den Ring herausnehmen und den Brief zerreißen. Ich an deiner Stelle würde mich kurz entschließen und den Hiesigen heiraten. Wer weiß, ob der Andere überhaupt kommt. Käme er, so müßte man ihm sagen: warum sind Sie so lange ausgeblieben? jetzt ist es zu spät.“

„Auch er trägt meinen Ring am Finger.“

„Er hat ihn ja selbst genommen.“

„Und ihm hat Niemand widersprochen,“ antwortete die Jungfrau traurig.

Aber das Weib, welches darnach rang unerträgliche Fesseln zu lösen, die Männer, welche zum Kampf gegen den Feind rüsteten, alle Völker eines Welttheils, die sich gegen die Tyrannei einer verhaßten Nation empörten, sollten noch einmal vergebens hoffen, sich winden und an ihrer Kette zerren. Nur um so tiefer schnitten die Bande in ihr Leben, auch der Widerstand der Verzweiflung war vergeblich gewesen. Hütet euch, deutsche Herzen, daß der Muth nicht schwinde und die grünende Saat eurer Liebe nicht niedergetreten werde unter dem gepanzerten Tritt kalter, harter, tückischer Selbstsucht, die eine fremde Nation und ihr gottverfluchter Meister gegen euch verüben.

Der Doctor erreichte an der sächsischen Grenze das kleine Heer des Herzogs von Braunschweig; dort war er bei Aufnahme seiner Landsleute thätig, die von den schlesischen Besitzungen des Herzogs eintrafen. Er begleitete ihn bis nach Dresden und ritt beim Einzuge des Tapfern in die feindliche Residenz unter seinem Gefolge. Von dort kehrte er nach Böhmen zurück und weilte als vertrauter Agent seines Freundes in Prag, wo sich eine große Zahl patriotischer Preußen gesammelt hatte.

Da kam wie ein Wetterschlag die Botschaft, daß Oestreich seinen Frieden mit Kaiser Napoleon geschlossen habe. Ein

Brief des Grafen, welcher dies mittheilte, rief ihn wieder nach dem Gute desselben.

Der kranke Graf streckte ihm von seinem Bett die Hand entgegen. „Hier liege ich, mein Freund; Sie wissen, daß meine Krankheit getäuschte Erwartung heißt.“ Mit geheimer Trauer erkannte der Arzt die Fortschritte, welche das Leiden des Kranken in den letzten Jahren gemacht hatte: „Ich verlasse Sie nicht, wenn Sie mich in Ihrer Nähe dulden wollen, bis Sie sich vom Lager erheben. Der Sorge um Gewehre und Patrontaschen sind wir ledig und Sie werden endlich Zeit gewinnen, an sich selbst zu denken. Wir hatten uns in der Jahrzahl verrechnet, nicht in unsrer Hoffnung.“

„Es freut mich, daß Sie so muthig wiederkehren, nachdem Sie überall Vereitlung wackrer Pläne erlebt haben,“ sagte der Graf traurig.

„Ich war besser daran als Sie,“ versetzte der Doctor. „Sie wurden täglich gequält durch die Nachrichten über wechselnde Stimmungen an den Höfen und in den Cabinetten. Ich habe daheim und jetzt in der Fremde im Volke gelebt, da stellt sich unsere Lage anders dar. Das glimmende Feuer des Hasses vermag der Franzose nicht mehr auszutilgen; ein frischer Luftzug, und die Flamme lodert zum Himmel!“

„Und wenn der starke Luftzug in der rechten Stunde fehlt?“ frug der Graf.

„Es ist ein alter Bauernglaube, daß jeder Hausbrand sich zuletzt selbst einen Wind erregt, der ihm die Flamme schürt. So wird es auch bei dem Feuer sein, zu dem Sie die Scheite getragen haben. Wie fand der Kampf mit dem Fremden uns vor drei Jahren und wie jetzt? Damals ein friedliches Volk, hilflos gegenüber dem Widerwärtigen, auch in den Bessern Unsicherheit und Mangel an Entschluß. In drei Jahren hat der Kaiser uns gegen seinen Willen zu Männern gemacht, und wenn wieder drei Jahre über das Land gezogen sind, so bereiten wir ihm das Verderben.“

„Sagen Sie mir das alle Tage," bat der Kranke, „denn dieser Glaube allein kann mir zur Genesung helfen. — Der König ist gegen mich gnädig gewesen," fuhr er abbrechend fort, „er hat mich zum Chef des Husarenregimentes ernannt, bei welchem Ihre liebsten Bekannten stehen. Helwig führt eine Schwadron; und Ihr getreuer Hans ist Stabstrompeter."

„Dann werde auch ich in neuer Weise Ihr Untergebener," sagte der Doctor, „denn ich habe mit dem Rittmeister besprochen, daß ich im nächsten Kriege bei seiner Schwadron als Freiwilliger eintrete."

Der Kriegslärm war verstummt, der Friede, wie der Senior gewünscht hatte, dem Lande erhalten, da saß der würdige Herr am Schreibtisch und neben ihm die Tochter, und er schrieb zwei Briefe, die ihm beide schwer wurden. Den ersten an den französischen Major. Darin versicherte er in warmen Worten lebenslänglichen Dank und bekannte darauf, daß die Rücksicht auf das Glück seiner Tochter ihn nöthige, jene schnelle Verlobung rückgängig zu machen, er sende den aufgesteckten Ring zurück und bitte um Wiedergabe des Reifes, den sein Kind am Finger getragen. In den Brief schloß er den Ring des Fremden ein. Den zweiten Brief aber schrieb er auf Henriettens Wunsch an Graf Götzen, erzählte darin kurz, was dieser bereits wußte, und bat inständig, da ihm der Weg in das Feldlager der Franzosen unbekannt sei, daß der Graf bei der französischen Gesandtschaft Beförderung des inliegenden Schreibens an den Major befürworten möge.

Als kurze Zeit darauf eine freundliche Antwort des Grafen einlief mit der Anzeige, daß er das seine gethan und den Brief so sicher als möglich befördert habe, fiel Henriette dem Vater um den Hals und zum ersten Mal seit mehren Jahren setzte sie sich an das Klavier und sang die Lieblingslieder des Hauses. In der nächsten Woche aber erbat sie Erlaubniß, das Liesel zu besuchen. Denn der Doctor war wieder in der Heimat und hatte für diesen Tag bei Krause seinen Besuch angekündigt.

Draußen fuhr der Thauwind um die laubloſen Bäume und raufte das Stroh am Scheunendach, auch in dem Gemüth der Menſchen bargen ſchwarze Wolken den fröhlichen Sonnenſchein. Aber als Henriette dem Freunde gegenüber ſtand, brach ihr die helle Freude in Thränen aus den Augen. Jetzt erſt gehörte er ihr, und ſie hatte ihn vor dem Verderben errettet.

Der Hauswirth wies ſeinen Gäſten vergnügt einen Quell, den er in ſeinen Hof geleitet hatte; das Waſſer, welches bis dahin heimlich in der Erde gefloſſen war, rann luſtig in den neuen Steinbehälter, um fortan im Sonnenlicht zu fließen, ſolange thätige Menſchen im Hofe lebten. Die Liebenden ſtanden am Brunnen und zwiſchen ihnen plätſcherte leiſe das Waſſer, da erzählte Henriette von dem Briefe, den ſie durch den Vater an den Franzoſen gerichtet, und daß ſie den Ring von ſich abgethan; und ihre Geſtalt hob ſich in ſtolzer Freude, als ſie die Seligkeit in ſeinem Antlitz ſah.

„Ich hatte, während ich als Bote zu Ihnen ging, mir überlegt, daß ich dies thun müßte. Jetzt habe ich dadurch den inneren Frieden wiedergefunden, den ich lange entbehrt.“

„Geliebtes Mädchen!“ rief der Mann.

„Still, mein Freund,“ ſagte ſie feierlich. „Was Sie mir einſt geſchrieben von Schweigen und Entſagung, das gilt noch immer für uns beide.“ Sie hielt ihren Finger, an dem einſt ihr Ring geſteckt, in den Quell. „Kein Waſſer wäſcht von dem Finger ab, daß der Andere ihn für ſich genommen, und nicht mein Wille allein vermag mich zu befreien.“

„Ich werde Ihr Gefühl ehren, wenn es mir noch ſo ſchwer wird; aber iſt denn nöthig, daß ich noch immer Ihrem Hauſe fern bleibe? Dieſe Entbehrung iſt allzugroß.“

„Sie iſt nöthig,“ ſagte Henriette bittend, „und nicht nur um der Leute willen“ — ſie hob ihre Hand — „wenn der erſehnte Tag kommt, wo ich wieder habe, was mir genommen ward, dann, mein Freund, fegt Suſanne das Haus und ich trage Blumen hinein, Sie zu empfangen.“

Armes Mädchen! Das war keine Zeit, Gutes zu hoffen.

Es ist wieder einmal Sommer, der Tambour der Bürgerschützen trommelt durch die Straßen und ladet zum Feste, aber die Stadt ist dies Mal nicht bereitwillig sich zu freuen. Es ist Vieles nicht in der Ordnung. Die ganze Stadt sieht heruntergekommen aus, die Hauswände sind lange nicht neu getüncht, neue Häuser sind gar nicht gebaut und die schlechten Giebel der alten kaum nothdürftig gebessert. Die Menschen gehen ernst und mißvergnügt einher und die Zahl der fadenscheinigen Röcke, welche der Steuereinnehmer genau kennt, ist größer geworden. Die Schützen ziehen aus mit ihrer Musik, und der Zieler trägt die Scheibe; dies Mal ist nichts darauf als ein Hirsch, an welchem die grimmigen Hunde heraufspringen. Das edle Thier hat den tötlichen Schuß empfangen, sinkt auf die Knie und das Blut strömt aus der Wunde. Es war die alte Geschichte, aber der Künstler wußte nichts Besseres und hatte sie neu gemalt. Der Bürgerschützen sind weniger geworden, denn Manchem kommt das ganze Vergnügen zu theuer. Und wo ist die Freicompagnie geblieben? Nur Einzelne davon treten in den Stand und schießen mit, weil sie sich einmal dazu verpflichtet haben. Unser Freund, der Doctor, hält sein Gewehr wie vor Jahren, aber er hat nicht nöthig sich leise mit den Bekannten zu bereden. Auch die Gesellschaft, welche unter den Linden Kaffe trinkt, scheint nach Allem nicht so glänzend als früher, viele Honoratioren fehlen, und Minchen Buskow fehlt, sie ist zum Besuch auf das Land gegangen, da ihre Schule Ferien hat. Sogar die Zahl der Buden ist vermindert, aus zweien ist eine geworden, denn nur die Frau mit dem Pfefferkuchen hat ausgelegt, dem Glasmann lohnt sich's nicht mehr, die Leute wollen ihre Groschen im Würfelspiel nicht dran wagen. Die Kinder allein schwärmen in heller Freude umher wie immer, und zu den früheren sind Gottlob! einige neue gekommen, kleine Wutzel, welche neben ihren Müttern auf dem Grunde kauern und mit Kienäpfeln spielen.

Dort erſcheint endlich unſer Einnehmer, der ſchlaue Herr, er zieht eine Tüte aus der Taſche und ſpricht ſtrafend zum Kaffewirth: „Ich fordere beſonderen Aufguß für dieſe gebrannten Möhren, denn die Miſchung von Cichorie und Eichel, die Sie in die Töpfe ſchütten, iſt für meinen Magen unerträglich; der ganze Platz riecht darnach, ich wollte, Bonaparte würde zur Strafe für ſeine Sünden täglich einige Stunden mit Cichorie geräuchert."

„Ach, Herr Einnehmer," klagte der Kaffewirth, „mit dem Zucker ſteht es noch ſchlechter. Den Kaffe bringen die Schmuggler zuweilen über die Grenze, aber der Zucker iſt unerſchwinglich."

„Sie können hier ſchönen Heidehonig ziehen," ſagte Herr Köhler. „Unterdeß rathe ich Ihnen, die franzöſiſche Sperre dadurch zu betrügen, daß Sie die Stücke Zucker dreimal ſo klein ſchlagen als ſonſt. — Sie haben Recht, es geht uns ſchlechter als vor dem letzten Kriege. Alles klagt und ſchreit; da aber Niemand mehr den Schreiern ihren Mund zuhält, ſo wird ihnen zuletzt durch lautes Klagen das Herz leichter und ſie denken wieder an künftige, beſſere Zeiten. — Wer fährt da heran? Beim Styx! das iſt die Kutſche der Bellerwitze."

Der Diener öffnete den Schlag und die gnädige Frau ſtieg aus mit ihren beiden Fräulein, die in der Zeit hübſch in die Höhe geſchoſſen waren und vornehm in das Getümmel der Bürger hineinſtarrten. Als der Doctor herankam, die Dame zu begrüßen, hielt ſie ihm einen Brief entgegen. „Dies brachte ein Bote aus dem Hauſe des Seniors auf unſern Hof und frug, ob wir Gelegenheit nach der Kreisſtadt hätten. Da ich ſelbſt in der Stadt zu thun hatte und da der Brief für Sie beſtimmt war, übernahm ich die Beſorgung. Demoiſelle Henriette ſoll krank ſein. Leider iſt das arme Mädchen übel daran; dieſe alte unglückliche Geſchichte mit dem Franzoſen bringt ſie und die ganze Familie in eine falſche Stellung." Der Doctor beſtätigte durch eine ſtumme Verneigung, winkte

ſeinen Vetter herzu und ſtellte den Einnehmer vor. Die gnädige Frau war erfreut, endlich dem Herrn perſönlich bekannt zu werden, von dem der Kammerherr ſo viel Liebes erzählt hatte.

„Ich habe die Ehre, Ihren Herrn Gemahl ſeit der Zeit zu kennen, wo er eine kleine Guillotine als Berlocke trug," ſagte der Einnehmer mit artiger Verbeugung. Unterdeß nahm der kleine Doctor behend die jungen Fräulein in Anſpruch und die Geſellſchaft bewegte ſich ſchwatzend und lachend zwiſchen den Bänken. Als die Kammerherrin ſich aber nach ihrem großen Günſtling umſah, war dieſer verſchwunden. „Er iſt zu einem Kranken gerufen," entſchuldigte der Vetter.

In dem Schreiben bat der Senior um einen Beſuch, da ſeine Tochter erkrankt ſei. Die Pferde rannten in geſtrecktem Trabe, aber dem Liebenden dehnte ſich der Weg zu unerträglicher Länge. Seine Briefe waren ſeither immer den regelmäßigen Weg gegangen, und ſeit Wochen hatte er Henriette nicht geſehen; doch ſchon beim letzten Zuſammentreffen war ſie bleich und ſtill geweſen, und er kannte wohl den Gram, den ſie trug. Von jenem Fremden war keine Antwort gekommen, ſeit Jahr und Tag keine Nachricht, das Harren und Bangen des Mädchens wurde unruhiger, ſie hatte ihm geſtanden, daß ſie jedes Mal beim Eintritt eines Beſuches zuſammenſchrecke, denn ſie fürchte, es müſſe der Franzoſe ſein. Heut ahnte der Doctor Unheil für ſie und ſich und bereitete ſich vor den Feind ſelbſt zu finden.

Es war Abend, als er im Pfarrhofe aus dem Wagen ſprang, er fühlte ſich faſt erleichtert, daß er den Senior allein ohne den argen Gaſt in der Stube traf. Wie vor Jahren ſtand er dem Vater gegenüber. Was war ſeitdem Alles draußen in der Welt geſchehen, — und hier in dem ſtillen Hauſe immer die alte Angſt und Noth!

„Meine Tochter hat gewünſcht, daß wir Sie zu Rathe ziehen," begann der Paſtor bekümmert und verlegen. „Es

iſt derſelbe Zuſtand und daſſelbe Leiden, wie damals, als Sie zuletzt hier waren."

„Iſt es durch eine äußere Veranlaſſung hervorgerufen?" frug der Arzt, doch er wußte die Antwort voraus.

„Ich habe Ihnen erzählt, wie es uns im Kriege ergangen iſt," antwortete der Senior zögernd; „auch das Weitere will ich nicht verbergen. Ich fürchte, ein Brief, den ich erhalten, hat ihr den Weinkrampf und das Fieber veranlaßt." Er überreichte ihm ein Schreiben. „Es iſt faſt ein halbes Jahr alt," ſagte er, „die Stadt, welche darin angegeben iſt, liegt ja wohl an der portugieſiſchen Grenze." In dem Briefe ſtand: „Ehrwürdiger Herr! Ich kann es Ihnen und Fräulein Henriette nicht verdenken, wenn Ihnen ein Bräutigam zu wenig und zu viel iſt, der ſeine Pflichten ſo völlig vernachläſſigt. Ich habe keine andere Entſchuldigung als den Dienſt meines Kaiſers, der mich ſeither ohne Unterbrechung von Ihnen ferngehalten hat. Ich vermag aber ungeachtet der Mittheilungen Ihres Briefes auf ein Verhältniß nicht zu verzichten, welches mir verhängnißvoll geworden iſt, und an welches ſich für mich theure Hoffnungen knüpfen. Deshalb werden Sie vergeben, wenn ich den Ring, den jetzt ich am Finger trage, nicht zurückſende; ich bitte Sie vielmehr mir zu geſtatten, daß ich in nächſter Zeit mich ſelbſt bei Ihnen einfinde und perſönlich um die Neigung Ihrer Tochter werbe. — Oberſt Deſſalle."

„Dies iſt mehr, als ich für möglich hielt," rief der Doctor empört und warf das Papier auf den Tiſch. „Darf ich Fräulein Henriette ſehen?"

Als er an das Bett der Kranken trat, wandte ſie ihm ihr heißes Antlitz zu mit einem verzweiflungsvollen Blick, der ihm in das Herz ſchnitt. Er nahm ihre Hand und fühlte ein Zucken, als ob ſie ihm die Hand entziehen wollte. Er ſaß lange am Bett und zwang ſich in leichtem Tone mit der Mutter von Gleichgiltigem zu reden. Er konnte der Geliebten ſo, daß ſie allein ihn verſtand, nur ſagen, daß er die Urſache

der Krankheit kenne. Beim Abſchied warf er in ihrer Gegenwart hin: „Ich habe im Marktflecken Kranke und übernachte dort bei Bekannten; ich kann morgen früh wieder herankommen.“

Eine ſchwere Krankheit brach aus. Nur der Doctor verſtand die Größe der Gefahr und die Ohnmacht des Arztes, ſie zu beſiegen, und während ihm geheime Angſt die Wangen entfärbte, mußte er ſich ſicher und überlegen ſtellen, um der Kranken und den Eltern den Muth zu erhalten. Aber wenn er allein war, rang er die Hände gegen den Himmel und flehte faſſungslos um Erbarmen. Weit anders erging es in lichten Augenblicken der Geliebten; wenn ſie zu ihm aufſah, die ermuthigenden Worte vernahm und die treue, zärtliche Sorge erkannte, dann erſchien ihr ſeine Gegenwart wie eine Arznei, die ein Engel ihr zutrug. Als er ihr mit bewegter Stimme und feuchten Augen ſagen konnte, daß die Macht der Krankheit gebrochen ſei und Geneſung zu hoffen, ſprach ſie leiſe: „Ich will wieder beherzt ſein um Ihretwillen.“

Der Doctor hatte in dieſen Wochen wenig darauf geachtet, daß auch in der Stadt eine fieberhafte Erwartung in die Menſchen gekommen war. Endlich durfte er zu ſeiner Kranken von einer neuen großen Hoffnung reden. Zwiſchen Napoleon und Rußland war der Krieg unvermeidlich geworden, für Preußen der Tag der Erhebung nahe gerückt. Und er berichtete, wie ſich's in der Kreisſtadt und auf dem Lande wieder heimlich rühre, und wie es nur eines königlichen Wortes bedürfe, um die Arme von vielen Tauſenden zum Verzweiflungskampf zu bewaffnen.

Als das Mädchen ihm mit leuchtenden Augen zuhörte, fuhr er heiter fort: „Ich habe bis jetzt gehorſam nach Ihrem Willen gethan und meine Liebe ſtill vor aller Welt geborgen. Jener Brief aus fernem Lande aber veranlaßt mich, das lange Schweigen zu brechen, und ich erflehe von Ihnen, Geliebte, die Erlaubniß, bei den Eltern um Ihre Hand zu bitten.“

Da aber ſchlug Henriette die Hände vor das Angeſicht und rief in heißem Schmerz: „Das war die Angſt, welche mich krank gemacht hat. Wenn Sie bei den Eltern um mich anhalten, ſo verliere ich Alles, was mir noch den Muth gibt zu leben; denn ich müßte auf Ihre Werbung mit Nein antworten.“ Sie brach in Schluchzen aus. Er mühte ſich, erſchreckt durch den Anfall, ſie mit zärtlichen Worten zu beruhigen, aber auch als ſie aufgehört hatte zu weinen, ſaß ſie in ſich gekehrt auf ihrem Lager. „Unabläſſig quält mich der Gedanke,“ rief ſie endlich, „wie unglücklich Sie durch Ihre Neigung zu mir geworden ſind. Ihnen vergehen die Jahre im einſamen Haushalt und dieſe Abhängigkeit von dem Belieben eines Fremden iſt Ihrer unwürdig.“

„Sie wird es nicht ſein,“ antwortete bittend der Doctor, „wenn Sie mir ſagen, weshalb ſie nöthig iſt.“

Aber Henriette ſchüttelte das Haupt und weinte von Neuem.

Wieder mühte er ſich, ſie zu tröſten, und ſprach leiſe zu ihr von ſeiner Liebe und ſeinem Vertrauen, bis ſie ihm ſchwermüthig die Hand hinhielt. „Wollen Sie mich noch ertragen, wie ich bin, ſo bitte ich Sie: laſſen Sie es zwiſchen uns bleiben, wie es bisher war.“ Und als er ihr dies verſprach, neigte ſich das Mädchen über ſeine Hand und küßte ſie.

Er aber fuhr in ſtürmiſcher Bewegung heimwärts. Was war der Grund ihrer Angſt und was ſchloß ihr den Mund? War es zu hoch geſpanntes Pflichtgefühl gegenüber einer nichtigen Verlobung, oder war es geheime Sorge, daß er ſelbſt mit dem Fremden in tötlichen Streit gerathen könne? Was es auch war, gegen den Franzoſen ſammelte ſich in ſeinem ehrlichen Gemüth ein bitterer Haß, und der letzte Troſt, den er fand, war der, daß auch für ihr und ſein Geſchick die Entſcheidung kommen werde durch den bevorſtehenden Krieg.

Als mit der fortſchreitenden Geneſung ſeine Beſuche ſeltener wurden und endlich ganz aufhörten, da ſagte die Mutter verwundert zum Senior: „Der Doctor hat doch ſo vielen An-

theil an dem Mädchen gezeigt und die weite Reise so oft gemacht, daß es mir manchmal auffällig war, und jetzt läßt er sich nicht mehr blicken."

„Ich fürchte, er hat im Grunde etwas gegen uns," antwortete der Pfarrer bedrückt.

Aber das erlösende Wort, welches die Waffen in die Hände des zornigen Volkes drücken sollte, wurde nicht vernommen, zum dritten Male war die Hoffnung auf Erhebung und auf Rache vergeblich gewesen. Zu der alten Schmach kam eine neue, die größte, gräulichste. Als Bundesgenosse des höhnenden Tyrannen mußte das preußische Volk gezwungen seine Söhne in den neuen Krieg senden. Jetzt erst zahlten König und Staat die schwerste Buße für die Sünde, daß sie vor der großen Niederlage zehn Jahre lang preußisches Land und treue Herzen ausgetauscht und weggegeben hatten wie eine Waare, und daß sie ihre Grenzsteine herausgerissen und eingesetzt nach dem Gefallen des fremden Kaisers. Damals war der alte Stolz und die Ehre, welche die Ahnen um den Thron gesammelt, verloren worden, und darum zwang jetzt ein Uebermächtiger das gedemüthigte Volk in Sklavenketten hinter ihm herzuziehen als ein Theil seines reisigen Trosses. Sobald dieser furchtbare Zwang dem Volke deutlich wurde, da schwand auch wackeren Männern das Zutrauen zu dem Willen und der Kraft der Führer, an welche sie sich in öden Jahren gehalten. Die Heftigsten dachten daran, sich von ihrem Vaterland loszusagen, die Besonnenen trugen finster und schweigend ein unerhörtes Geschick. Und einer von ihnen, welcher den Schmerz wie eine brennende Wunde fühlte, schrieb an seine Geliebte: „Jetzt habe ich nichts mehr, was mir dies Dasein werth macht, als den Gedanken an Sie, Henriette. Ich weiß, daß dieses Reich des Antichrists nicht dauern kann, und ich weiß, daß wir seiner ledig werden müssen, so wahr eine göttliche Vernunft über dem Leben der Völker und der Menschen waltet; aber ich vermag aus dem Abgrund, in den sie uns

wirft, den Weg zur Rettung nicht zu erſpähen und ich fühle mich in meinem Volke ſo ſchwach und der Ehre bar, daß ich auf den letzten Anſpruch Unglücklicher verzichte, auf das Mitleid anderer Nationen mit unſerem Geſchick."

Doch während die Klugen und Scharfſinnigen verzweifeln wollten, hatte eine höhere Gewalt, welche das Schickſal der Menſchen und der Völker mit furchtbarer Genauigkeit abwägt nach ihren Gedanken und Werken, bereits dem Tyrannen den Pfad gewieſen, auf dem er verderben ſollte, unerhört, abenteuerlich, wie ſein Leben geweſen war. Die Geiſter der Zerſtörung arbeiteten geſchäftig in ihm ſelbſt. Daß er ſchlecht war und ein Böſewicht im Purpur, das wußten Millionen, aber während auch ſeine Gegner in ihm noch den ſtarken überlegenen Geiſt bewunderten, war er in der That bereits ein berückter Träumer, dem Wahngebilde das Hirn betäubten. Einſt hatten ihn phantaſtiſche Ideen ſeiner Jugend zu den Sanddünen der Pyramiden geführt, die grünen Fluren am Nil ſollten damals eine Station werden für ſeinen Alexanderzug nach Oſten, weit über Syrien hinaus ins unermeßliche Blaue. Seitdem hatte er unter ſchwachen Dynaſtien und verrotteten Staatsweſen aufgeräumt, und bei dieſer Arbeit eines Totengräbers Alles eingebüßt, was die Seele des Mannes feſtigt gegen unſinnige Einfälle. Die Menſchen und Völker waren ihm geworden wie Brettſteine, die er hin- und herſetzte. Achtung vor menſchlicher Tugend, vor Leben und Glück der Nationen war ihm verloren, und verloren war ihm zugleich die Fähigkeit, ſich ſelbſt zu beſchränken, Zeit und Raum abzuwägen und eigene und fremde Kraft verſtändig zu berechnen. Und in dem verwüſteten Geiſt erhob ſich auf's Neue der Unſinn aus ſeiner Lieutnantszeit; den Blick nach Oſten gewandt träumte er wieder ſich und ſein Heer über Steppen und Ströme hinaus tauſende von Meilen bis an die Fluthen des Ganges und darüber ins unermeßliche Leere. Mancher aus ſeiner Umgebung erſchrak, wenn er einmal wie ein Trunkener von

ſeinen Plänen ſprach, Keiner wußte, wie ſehr der Wurm in ihm bereits das Mark des Lebens zerfreſſen hatte. Die Klugen wußten es nicht, aber der einfältige Sinn des Volkes ahnte, daß unſichtbare Gewalten gegen ihn geſchäftig waren.

Henriette ſtand auf dem Ringwall und blickte hinaus nach der fernen Heerſtraße, auf der ſich die Colonnenzüge bewegten. Seitwärts bei den Dornen arbeitete der alte Chriſtian emſig mit Haue und Schaufel, hieb in die Erde und rodete das Geſtrüpp. „Was thut ihr dort, Schäfer?“ frug das Mädchen. Der Alte trocknete ſich mit dem Aermel die Stirn. „Es muß Alles heraus,“ ſagte er, „ſeine Zeit iſt gekommen. Denn Jedem auf Erden iſt der Tag beſtimmt, wo es hinweg muß, dem Dornholz hier und den Menſchen dort.“

„Es will kein Ende nehmen mit dem Heereszuge und dem reiſigen Fuhrwerk,“ klagte Henriette, „ſeit acht Tagen fährt es dahin von früh bis zur Nacht, zahllos ſind die Menſchen, Thiere und Wagen; es iſt, als ob ein ganzes Volk auswandert in ein anderes Land.“

Der Schäfer trat zu ihr. „Je mehr ihrer hinziehen, um ſo beſſer. Die dort oben in der Luft ziehen auch mit.“

„Was wollt ihr damit ſagen, Chriſtian?“

„Haben Sie jemals ſo viele Krähen und Raben geſehen?“ frug der Alte, und er hatte Recht, in ungeheuren Schwärmen flogen und ſchrien die dunklen Vögel.

„Sie finden Futter an toten Pferden und Abfällen, wo die Soldaten lagern.“ Der Schäfer ſchüttelte, ſeiner Ueberlegenheit bewußt, den Kopf, dann ſagte er leiſe: „Haben Sie heut Nacht nichts gemerkt? Das Schwedenvolk, das hier herum und auf dem Kirchhofe liegt, iſt aus der Erde geſtiegen, einer nach dem andern, alle in grauen Mänteln, und die Geſellſchaft breitete ſich aus über die Felder und wälzte ſich in der Luft nach derſelben Richtung, in der dieſe fahren. Reiter und Fußvolk ziehen unten und die Grauen und ihre Vögel fliegen oben, und die oben ſind mächtiger.“

Nachdem der wilde Schwall vorübergerauſcht war, kam Bärbel nach der Pfarre mit geringem Lebensmuth. „Unſer Hof iſt leer," klagte ſie; „es war eine ſchreckliche Woche, jeden Tag und jede Nacht rohes Volk im Hauſe und das wüſte Lärmen und Fordern in fremden Sprachen, nichts war ihnen gut genug, und wenn einmal ein Officier ſich unſer erbarmte und die Leute ſchalt, ſo verhöhnten ſie ihn und drohten. Ein Alter unter ihnen, der mit deutſcher Sprache umzugehen wußte, ſagte meinem Manne: „Trage auf, Bauer, was du haſt; wir wollen's genießen, weil wir leben, denn wir ziehen zu Grabe." An einem Abend, wo die ganze Stube voll war, hatten ſie geſchrien und getrunken, daß uns angſt wurde, und mit einem Mal fing ein junger Burſche an laut zu weinen, redete auf franzöſiſch zu den Anderen und Alle wurden ſtill und ließen die Köpfe hängen. Die ganze Zeit über haben wir, Karl und ich, Nachts auf der Ofenbank geſeſſen, ich legte mich an die Schulter des Mannes, wenn mir die Augen zufielen, die Kleinen hatte ich in der Wiege vor mir. Wie ſollen wir dieſes Jahr durchmachen?"

„Dein Karl ſoll mit dem Wagen kommen; was die Pfarre entbehren kann, erhaltet ihr vor Andern, ich will's beim Vater ausmachen."

Auch in der Kreisſtadt gab es bedächtige Männer, welche eine große Entſcheidung vorausſahen. „Ich frage gern in ſchweren Zeiten meinen Schuſter um Rath," ſagte der Einnehmer zu ſeinem Freunde, „er iſt kein großer Redner, aber er ſieht die Dinge mit einem Mutterwitz an, den mancher Klügere nicht hat." Schuſter Schilling pochte luſtig am Leder herum, als ſein Kunde ihn begrüßte: „Nun, Meiſter, was wird aus dieſem Kriegszuge des Kaiſers herauskommen?"

Schilling ſchüttelte lange den Kopf und ſagte gewichtig: „Der Mann iſt niemals als Schuſtergeſelle bei den Moskowitern geweſen, wie ich damals von Südpreußen aus, ſonſt würde er jetzt nicht zu ihnen gehn. Wie weit glauben Sie,

wird seinen Leuten auf dem langen Wege das Schuhwerk vorhalten? — Es ist Alles zerrissen, bevor er zu den eigentlichen Moskows kommt, und wer soll dort für so vieles Volk neue Stiefeln machen? Das Land ist zu groß und mit zu wenig Menschheit besetzt, und es fehlt dort auch an Anderem. Von Birkenrinde können sie nicht leben."

„Die Stiefeln läßt er aus Ihrem Laden holen, Meister, und die Speckseiten aus dem Rauchfange unserer Bauern, Alles wird ihm ins Russische nachgeschafft." Schilling lächelte: „Dann müßte er sein Heer zurückführen und sich Alles selber holen, sonst wird das Wenigste bis zu ihm durchdringen; die Russen können das durchaus nicht leiden. Nämlich die Russen sind gutmüthig, aber sie haben diese Eigenschaft: ist einer artig, so sind sie grob und nehmen ihm mit Gewalt, was er hat; und ist einer grob, so sind sie ins Gesicht artig und mausen ihm das Seine hinter seinem Rücken. Nehmen thun sie in jedem Falle. Jetzt geht Bonaparte grimmig gegen sie vor, folglich werden sie sich zurückziehen und über Alles hinter seinem Rücken herfallen, und er wird mit dem einen Arm nach vorn und mit dem andern nach hinten hauen müssen. Diese Art Prügelei hält Niemand auf die Länge aus."

„Gut, Meister. Was aber soll mit uns werden? Wir sind seine Verbündeten geworden."

„Das ist mir ganz recht," erklärte der Schuster, „wir halten uns hübsch zurück und immer mehr zurück, lassen ihn vorwärts, und machen hinter der großen Ratte die Falle zu."

„Meister," rief der Einnehmer, „wenn Sie mir nicht für mein Schuhwerk unentbehrlich wären, würde ich Sie unserm König zum Minister empfehlen."

„Ich habe nie großen Ehrgeiz gehabt," sagte der Meister bescheiden.

Der Sommer kam und der Herbst, der Handwerker nähte und pochte in seiner Werkstatt und der Landmann tengelte seine Sense, um die Brotfrucht einzubringen. Der Bürger

hielt zuweilen in der Arbeit an und lauſchte, und der Mäher ließ die Senſe ſinken und ſah hinauf in die Luft, als ob von dort etwas Neues heranziehe. Gedanken und Träume der Leute irrten umher in weiter Ferne und heimliche Erwartung ſchärfte Jedem Auge und Ohr.

Die Frühſtückſtube war lange verödet geweſen, jetzt traten die Herren wieder ein, ſie ſaßen aber nicht wie ſonſt am Tiſche, ſondern ſtanden und gingen auf und ab, während ſie von den neuen Siegen des Kaiſers erzählten. Da ſagte einſt im Spätherbſt der jüdiſche Weinwirth geheimnißvoll zum Einnehmer: „Einer von unſern Leuten iſt aus Warſchau zugereiſt, dort hat er ſichere Nachricht erhalten von der großen Armee; das große Heer iſt klein geworden, an den Landſtraßen liegen überall tote Pferde und umgeworfene Karren, alle Städte ſind angefüllt mit Kranken und Sterbenden, Niemand will ſie mehr begraben; Alles, was der Kaiſer über ſeine Siege ſchreiben läßt, iſt erlogen.“

Seitdem folgte eine Botſchaft der andern, von einer endloſen Heerreiſe in Wüſteneien, von Siegen, die ſo mörderiſch waren wie Niederlagen, von Hunger, Elend und Untergang. Die Kunde klang zuerſt undeutlich aus der Ferne wie Weheſchrei eines Nachtvogels. Aber als der Winterſturm über die kahlen Felder fegte und die letzten Blätter von den Bäumen riß, wurde der Schickſalsruf lauter und lauter, bis er wie Poſaunenſchall in die Ohren drang. Mancher wackere Städter, der während des Sommers gedrückt ſeines Weges gegangen war, hob jetzt trotzig das Haupt und die, welche einſt bei der Freicompagnie geweſen waren, griffen nach dem Gewehr, das lange verſtäubt im Winkel geſtanden, und prüften die Schlagfeder. Die Zeit war nicht darnach, daß ſich die Leute ohne Noth neue Waare kauften, aber Schuſter Schilling hatte große Kundſchaft und ſeine Werkſtatt wurde der Unterhaltung wegen von Vielen beſucht, denn er hatte zuerſt Alles vorausgeſagt. Eine Freude, wilde grimmige Freude, wie die Leute niemals

gefühlt, brach in Geberde und Worten heraus. Als Beblow erfuhr, daß die Flucht der Franzoſen begonnen, ſtieß er ſeinen Stahl dem gefällten Rinde bis an den Griff in den Leib, ſprang in den Laden und fiel ſeiner Frau vor allen Leuten um den Hals; wo Bekannte zuſammenſtießen, ſchüttelten ſie einander die Hände, lachten und weinten in einem Athem.

Draußen heulte der Wind, kalter Regen wandelte den gefallenen Schnee in mißfarbigen Schlamm und machte das Verweilen auf der Straße unbehaglich. Die Bürger ſaßen mit ihren Hausgenoſſen nahe am Ofen. Doch ſo oft draußen ein Karren raſſelte, wenn der Sturm Dachziegel herunterwarf oder ein ſtarker Tritt auf dem Pflaſter erklang, liefen die Leute an die Fenſter; um jeden Wagen, um jeden Reiter, der mit ſeinem Pferde anhielt, ſammelte ſich im Augenblick ein neugieriger Haufe, dann gab es kurze Zeit ein Gewühl, Niemand wußte warum, bis Jung und Alt ſich wieder in den Häuſern verlor. Als der Einnehmer in ſein Amtslokal ging, fand er vor der Poſthalterei einen gedrängten Haufen; da dies nicht die Stunde war, wo die ordentliche Poſt erſchien, und da Herr Köhler jeder Sache auf den Grund ging, ſo trat er näher und ſchritt durch den Kreis, welcher einen Schlitten umgab. In dem Schlitten ſaßen zwei Männer, in große Pelze gehüllt. Der Poſthalter kam eilig heraus und reichte dem Poſtillon Papiere, und als der Einnehmer ihn fragend anſah, ſagte er leiſe: „Es iſt ein franzöſiſcher Herzog, durch Staffette angekündigt, er hat's eilig weiterzukommen.“ Da ſtellte ſich Herr Köhler zurecht, um dieſen Herzog zu betrachten. Von den beiden Männern ſaß der größere aufrecht und blickte finſter um ſich. „Du biſt der Herzog nicht,“ ſagte ſich der Beobachter, „dann alſo der Andere.“ Der Kleinere ſaß müde zurückgelehnt in ſeinem Pelze verborgen.

Endlich gelang es dem Einnehmer bei einer ungeduldigen Bewegung des Verhüllten den Kopf zu ſehen; er erkannte in dem trüben Tageslicht ein fahles gelbliches Angeſicht und fing

einen harten Blick aus ſtechenden Augen auf, ſo daß er unwillkürlich einen Schritt zurücktrat. Der Poſtillon ſchwang ſich auf ſeinen Sitz und hob die Lederpeitſche, da griff Herr Köhler entſchloſſen in ſeine Bruſttaſche, zog den Hut, trat mit tiefer Verneigung an den Schlitten und legte etwas auf die Decke. Die Peitſche knallte und der Einnehmer ſchritt, immer noch mit entblößtem Haupt, nach rückwärts, während die Pferde anzogen; dann ſetzte er ſeinen Hut gemüthlich auf und ſchritt zu ſeinen Tabellen. Als er zur Mittagsſtunde mit dem Doctor über den Markt kam, trat der Bürgermeiſter zu ihm. „Dies Buch iſt auf der Gaſſe gefunden worden, der Rathsdiener ſagt, daß Sie es dem Fremden heut früh überreicht haben.“

„Ha, in der That!“ rief Herr Köhler, und betrachtete mitleidig den Band, welcher durch den Schlamm des Weges traurig verdorben war, „es iſt das meinige. Ich will Ihnen ſagen, wie die Sache zuſammenhängt. Dieſer Fremde, der heut Morgen als Flüchtling hier durchkam, war der Kaiſer Napoleon. Ich wollte ihm etwas Lectüre auf den Weg geben, aber der undankbare Kerl verſteht Gutes nicht zu ſchätzen,“ und er wies das Buch, es war von ſeinem Lieblingsdichter und hatte den Titel: Katzenberger's Badereiſe.

10.

Der Verlobte.

Immer noch fiel der Schnee in großen Flocken, aber die weiße Decke, welche sich über die Straßen der Stadt breitete, war trügerisch, denn wo ein Fußtritt oder ein Schlitten eindrückte, füllte sich die Spur mit schlammigem Wasser. Durch Schnee und Regen klangen dumpfer als sonst die Sonntagsglocken, da kam ein plumper Bauernschlitten, mit grauer Leinwand überdeckt, von zwei abgetriebenen polnischen Gäulen gezogen, durch das Stadtthor. Ein alter Mann mit langem grauem Schnurrbart und einer polnischen Mütze trieb als Kutscher die elenden Pferde und sah wild zur Seite, als der Stadtsoldat herantrat und sein „Halt, werda!“ rief; denn wegen des durchziehenden französischen Volkes hatte die Stadt auch für den Tag eine Thorwache bestellt.

Der Kutscher antwortete etwas in fremder Sprache, wovon die Wache nur L'Empereur verstand.

„Die Geschichte mit dem Lamperör ist zu Ende,“ sagte der Stadtsoldat unwillig, „mit euch macht man jetzt wenig Federlesens. Die Hintergasse hinein zum Spital, dort meldet euch!“

Ein kurzer Befehl kam aus dem Fuhrwerk, der Kutscher peitschte die Mähren und fuhr geradeaus dem Markte zu. Der Thorwächter sah ihm entrüstet nach: „Das Volk will noch nicht pariren,“ brummte er und setzte sich wieder in sein Schilderhaus, „auf dem Markte werden sie euch schon anhalten.“ Der Schlitten fuhr beim Gasthofe vor, der Haus-

knecht ſtand in der Thür, er rührte ſich nicht, dem Kutſcher zu helfen. „Fahrt fort, ihr findet hier kein Unterkommen.“ Da rief aus der Leinwand die Stimme eines Mannes: „Ich laſſe die Frau Wirthin erſuchen, ſich her zu bemühen.“ Nach einer Weile kam die Wirthin langſam heran, aber ſie ſchlug vor dem Schlitten die kräftigen Arme über einander, gerüſtet den Fremden abzuweiſen. Die Leinwand öffnete ſich, in dem Schlitten lag auf Futterſäcken in Decken gehüllt ein Mann in franzöſiſcher Uniform, deren verſchoſſene Goldſtickerei ſchließen ließ, daß der Kranke ein vornehmer Officier war.

„Ein alter Bekannter bittet um ein Quartier, Frau Wirthin; ich habe vor einigen Jahren bei Ihnen gewohnt.“ Die Wirthin ſtarrte in das Geſicht. „Das iſt ja der fremde Capitän, der unſere Reiter ausſperrte. Mein Gott, wie ſehen Sie aus?“

„Weiſen Sie mich nicht ab, denn ich bin krank.“

„Ich darf Sie nicht nehmen,“ ſagte die Frau mit erwachender Theilnahme; „die Kranken müſſen alle ins Hoſpital.“

„Ich brauche nur einige Tage Ruhe, um mich zu erholen, und werde Ihnen dankbar ſein.“

„Ich muß Sie aber ſogleich anmelden beim Magiſtrat und auch bei dem Herrn Doctor.“

„Das iſt mir recht, ich bitte um den Beſuch des Arztes,“ ſagte der Franzoſe. Er wurde mit Hilfe ſeines Begleiters und des Hausknechts aus dem Schlitten gehoben und die Treppe hinaufgeführt. Da die Wirthin ihn einmal aufgenommen hatte, gedachte ſie freundlicher ihrer Pflicht und frug, was er begehre: „Wärme in das Zimmer und etwas Warmes zu trinken.“

„Das fordern ſie alle,“ ſagte die Wirthin im Herausgehen, „er iſt ſehr verändert, aber noch immer ein ſchöner Mann. Wie prächtig ſah er damals aus, als er mit der Piſtole Jedermann niederſchoß.“ Der Fremde legte erſchöpft den Kopf auf die Kiſſen. Eine Stunde darauf öffnete der alte Begleiter leiſe die Thür. Der Doctor hatte die Botſchaft erhalten, daß

ein franzöſiſcher Oberſt ſeine Hilfe begehre; als er vor das Bett des Fremden trat, der ſich in unruhigem Halbſchlummer hin- und herwarf, fuhr er zurück und ſein Antlitz wurde ſo blutlos wie das des Kranken. Vor ihm lag der Feind ſeines Lebens, der ihm und einer Anderen ſeit Jahren Glück und Frieden verſtört hatte; hilflos lag er vor ihm, er ſah, wie der Arzt ſieht, den Beginn einer ſchweren Krankheit und er ſollte ihn heilen. Wie er ſo unbeweglich ſtand, richtete ſich der Franzoſe halb auf und ſtarrte ihn mit großen Augen an: „Ich bin krank, mein Vater," murmelte er leiſe in deutſcher Sprache, doch gleich darauf fuhr er franzöſiſch fort: „Sie ſind es, Herr Doctor? Solches Wiederfinden haben wir beide nicht gewünſcht. Aber Sie ſehen, ich halte mein Wort und komme zurück, damit Sie mich weiter in die Kur nehmen. Machen Sie mich ſchnell geſund, Herr, denn mein Kaiſer braucht mich." Der Doctor ſetzte ſich zum Bett und that die Fragen an den Kranken ſelbſt und an den alten Franzoſen, welcher an der Thür ſtand, dann verordnete er, was zunächſt nöthig war, und ſagte gehalten: „Ich werde mir vor Allem Mühe geben, durchzuſetzen, daß Sie im Gaſthofe bleiben, das Hoſpital iſt leider überfüllt und den Kranken wird es ſchwer, ſich dort zu erholen. Ich bringe ſogleich Beſcheid."

„Kein Hoſpital," rief der Fremde heftig, „auch in dem Gaſthofe denke ich nicht zu bleiben; ich habe hier in der Nähe eine Familie auf dem Lande, in welcher ich meine Geneſung abwarten will, dort hoffe ich beſſere Pflege zu finden."

Als der Arzt wiederkam, war die Krankheit zum Ausbruch gekommen. Der Fremde warf ſich in wilden Phantaſien umher. Der Doctor lauſchte auf die tollen Reden in franzöſiſcher und deutſcher Sprache und er hörte mit Schrecken, wie die Bilder von Gefechten und die Todesangſt vor einem kalten Strom, in dem der Kranke neben ſeinem Pferd treiben mußte, mit anderen Gedanken wechſelten, von einem Pfarrhauſe, das er ſuchte und nicht finden konnte. Er ſah auf die Hand des

Liegenden, der Ring mit dem Vergißmeinnicht steckte daran. Als er das Bett verließ, nahm er den alten Begleiter bei Seite und sagte: „Ich will bewirken, daß Sie hier bleiben und die Pflege Ihres Herrn übernehmen dürfen.“ Der Franzose dankte mit thränenden Augen. „Ich werde dafür sorgen, daß Sie selbst gut verpflegt werden, damit Sie in diesem Dienste aushalten können, und ich werde Ihnen, wenn die Krankheit sich steigert, noch einen Mann zur Hilfe beiordnen; dafür geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie dem Kranken mit Festigkeit widerstehen, wenn er in lichten Augenblicken den Willen ausspricht, Bekannte zu sehen, die er in dieser Gegend hat, und daß Sie, wenn er es noch so dringend verlangen sollte, ohne mein Wissen keine Nachricht nach auswärts abgehen lassen. Die Krankheit droht mit Ansteckung und ich kann es nicht verantworten, Andere der Gefahr auszusetzen.“ Der Alte versprach Alles.

Als der Doctor nach Hause kam, warf er sich in den Sessel und schlug die Hände vor das Gesicht. Von den bitteren Pflichten seines Berufes sollte ihm keine erspart bleiben, nach jener Krankheit der Geliebten die Todesgefahr des Mannes, der sich zwischen ihn und sein Glück gedrängt hatte. Es war ein schwerer Fall; wenn er sich zurückzog und dem für die Fremden bestellten Chirurgus die Behandlung überließ, wer konnte ihn tadeln? Wenn der Fremde ein Opfer der Krankheit wurde, wie tausend Andere, so war die Geliebte frei! Dieser Gedanke wirbelte ihm durch das Hirn, aber nicht lange. Er erhob sich, trat an das Fenster und sah hinaus zu den grauen Schneewolken: „Das ist mein Kriegsdienst,“ sagte er bitter, „er bringt nicht nur das Leben in Gefahr, auch die Seele.“ Und er legte die heiße Stirn an die kalten Scheiben, dann maß er mit festem Schritt sein Zimmer. „Sie muß es wissen,“ sagte er laut und von Neuem überkam ihn die Angst und, wie sehr er sich in seinen Gedanken wehrte, auch ein anderes Gefühl, das mit Eifersucht nahe verwandt war

Wer konnte ſagen, ob ihr nicht als Pflicht erſchien, dem Kranken zur Pflege herbeizueilen? Durfte er das hindern? „Nein!“ rief er laut. „Sie hat das Recht zu fordern, daß ich ihr jetzt vertraue, wo für uns beide die Zeit der Prüfung kommt.“ Und er ſchrieb ihr, auch von ſeinem innern Kampf, er gelobte ihr, Alles für den Kranken zu thun, was er vermöge, und flehte, daß ſie ſich und die Eltern jetzt keiner Gefahr ausſetze. Erſt als er auf dieſen Brief die kurze Antwort erhielt: „Ich werde thun, mein Freund, was Sie für recht halten,“ wurde er ein wenig getröſtet.

Die Krankheit ſtieg; es vergingen Tage, wo der Doctor ſelbſt nicht an die Geneſung glaubte. Er kam und ging, ſaß halbe Stunden bei dem Bett und lauſchte auf die Athemzüge eines Lebens, das ihn elend machen ſollte, wenn er es erhielt. Dann kam ein Tag, wo der alte Huſar mit Thränen der Dankbarkeit ſeine Hand ergriff, und erſtaunt war, daß der gute Doctor die Hand ſo heftig zurückzog. Endlich durfte er dem Kranken ſagen: „Die größte Gefahr iſt beſeitigt, jetzt kommt Alles darauf an, daß Sie Kräfte gewinnen.“

„Sie haben redlich an mir gehandelt, mein Herr,“ ſagte der Franzoſe, „ich weiß recht gut, daß Sie das Ueberwindung gekoſtet hat. Ich ſah zuweilen, wie Ihr Auge auf mich gerichtet war; Sie ſind Patriot und haſſen in mir den Feind Ihres Vaterlandes.“

„Ich habe gegen Sie meine Pflicht gethan wie gegen Jedermann,“ antwortete der Doctor, „und ich denke, Sie werden auch nach Ihrer Geneſung mir dies Zeugniß geben.“

„Ich habe Ihre Sorge und die der guten Wirthin lange in Anſpruch genommen; mein treuer Diener ſagt mir, daß ich Wochen hier gelegen. Iſt es für Andere nicht mehr gefährlich, in meine Nähe zu kommen, ſo wünſchte ich wohl, daß einer Familie, die ich in dieſer Landſchaft kenne, Nachricht von meinem Hierſein gegeben wird.“

„Wenn Sie dieſe Rückſicht auf die Geſundheit Anderer

nehmen," entgegnete der Doctor, „so muß ich Sie bitten noch einige Tage zu warten."

„Ich bin geduldig geworden," seufzte der Franzose und sank müde in die Kissen zurück.

Als aber der Doctor das nächste Mal eintrat, begann der Kranke wieder: „Sie sollen wissen, daß ich eine Braut hier in der Nähe habe."

„Sie haben davon in Ihren Phantasien gesprochen."

„Wohl möglich," nickte der Franzose. „Es war eine wunderliche Affaire, mein Herr. Ich hatte Gelegenheit, einen guten alten Mann und seine Tochter aus den Händen von Marodeuren zu befreien; die Marodeure waren Ihre deutschen Landsleute, keine Franzosen. Ich war eine Zeit lang allein unter trunkenen Wilden, und um die Situation zu Gunsten der Gefährdeten zu wenden, sagte ich den Schuften, daß die junge Dame meine Braut sei, und da ich nicht für eine Unwahrheit verantwortlich werden wollte, so verlobte ich mich zur Stelle mit ihr."

„Waren das Fräulein und der Vater damit einverstanden?" frug der Doctor mit rauher Stimme.

„Die schöne Henriette war ziemlich bewußtlos, als die Ringe gewechselt wurden, das ist wahr; der Vater hatte nichts einzuwenden. Sie schweigen, mein Herr, Sie halten die Sache für den übermüthigen Scherz eines jungen Officiers, der ich damals war? Ich habe nichts dawider, wenn ein bedächtiger Deutscher den schnellen Entschluß verurtheilt. Doch da Sie als Arzt auch gern beobachten, was in der Seele vorgeht, so will ich zu meiner Rechtfertigung Ihnen im Vertrauen zweierlei sagen. Zuerst natürlich, daß das Mädchen sehr schön war und daß die rührende Hilflosigkeit, in der sie am Boden lag, mir die ganze Seele bewegte, und ich versichere Ihnen, es sind seitdem Jahre vergangen, aber ich sehe die holde Gestalt noch oft in dieser Weise vor mir. Warum schweigen Sie, mein Herr? Hören Sie noch etwas. Als ich in die Stube sprang

und mich umsah, die Schufte zurückwarf und die gebrochene Gestalt an der Hand hielt, da, Doctor, war mir plötzlich zu Muthe, als hätte ich das alles schon einmal erlebt und gewollt, und als müßte ich sie mir verloben, um ihr Leben vor Aergerem zu bewahren. Und ich that es, wie etwas, das sich von selbst versteht. — Uebrigens hat das Abenteuer zu meinem Glück geholfen, so weit Jemand von Glück sprechen kann, der vor Ihnen liegt, wie ich. Der Bruder des Kaisers, der damals in Ihrer Hauptstadt befahl, erfuhr davon, fand die Geschichte plaisant und sandte mich in guter Absicht mit Briefen zum Kaiser. Auch diesem muß durch seine Umgebung oder den Prinzen der Vorfall bekannt geworden sein, und er war aus irgend einem Grunde nicht unzufrieden, vielleicht weil ein Franzose sich darin weniger gewaltthätig darstellte, als die Deutschen, und erwies mir seitdem bei jeder Gelegenheit persönliche Gnade. Er behielt mich in seiner Nähe, dann wurde ich nach Italien und Spanien geschickt und schnell befördert. Der Kaiser vergißt nichts. Als vor dem Ausmarsch nach Rußland mein Regiment bei ihm vorüberzog, rief er mich heran und frug mit einer wahrhaft liebenswürdigen Freundlichkeit: „Oberst, wie geht es Ihrer deutschen Frau?“ Und als ich antwortete: „meine Braut lebt noch in ihrer Heimat bei den Eltern,“ setzte er hinzu: „Der Bräutigam war in der Fremde. Ich hoffe, wenn diese weite Promenade beendet ist, werden Sie der Kaiserin die Generalin Dessalle vorstellen.““

Der Doctor bezwang die innere Empörung. „Haben Sie nie daran gedacht,“ sagte er bitter, „daß Ihr plötzlicher Einfall das Lebensglück eines Mädchens, welches Ihnen doch fremd war, zerstören konnte?“ Der Franzose erhob sich in seinem Bett und sah den Arzt groß an: „Mein Herr, ich will die Dame zur Oberstin Dessalle machen.“

„Wenn aber sie selbst diese Ehre nicht zu würdigen weiß?“

Der Kranke legte sich wieder zurück und lächelte. Ihr Vater

hat mir in der That in den letzten Jahren so etwas in einem Briefe angedeutet, den ich in Spanien erhielt, und wie er schrieb, auch meinen Ring zurückgeschickt. Der Ring lag übrigens nicht in dem Briefe. Ich mußte antworten, daß ich diese Aufkündigung eines zarten Verhältnisses für allzu streng halte, den Ring meiner Braut bewahren und vorläufig meine Rechte gegen Jedermann behaupten werde, bis ich Gelegenheit erhalte, von ihr selbst Erhörung zu erbitten. Ich nahm an, daß dies in Kurzem möglich sein werde, und ahnte nicht, daß ich mich als Kranker ihr vorstellen würde."

Der Doctor stand auf. Während er aber nach Haltung rang, um dem Egoismus des Fremden ruhig entgegenzutreten, sah er, daß ein Kranker vor ihm lag, dessen Arzt er war. Und er begnügte sich zu sagen: „In einigen Tagen darf die Familie benachrichtigt werden, dann werden Sie auch meinen Beistand entbehren können."

Nachdem er das Zimmer verlassen hatte, sagte der Franzose zu seinem Begleiter: „Dieser Mann ist mein Feind und wir sind hier nicht in guten Händen."

„Ach Herr Oberst, wenn Sie wüßten, wie er um Sie gesorgt hat; oft kam er noch in der Nacht und saß mit gefalteten Händen an dem Bett, ihm verdanken wir, daß Sie Alles überstanden haben."

„Einerlei!" rief der Kranke; „ich will fort, alle Leute hier hassen uns. In dem Pfarrhause finden wir bessere Gesinnung."

Der Doctor schrieb sogleich an den Senior, theilte die Krankheit und den Wunsch des Obersten mit, ersuchte um Entscheidung und verbarg dem Pastor nicht, daß zwar die Gefahr der Ansteckung bei nöthiger Vorsicht geschwunden sei, daß aber der Aufenthalt des Obersten in der Pfarre der Familie doch vielleicht nachtheilig sein könne.

Der Brief, welchen Bärbel zugleich mit einem andern an Henriette überbrachte, erregte im Pfarrhause große Bestürzung.

Der Vater fühlte die Verpflichtung der Familie, aber auch, daß das Einlagern des kranken Franzosen in dieser Zeit eine schwere Sache sei; auch die Mutter hatte alten Hoffnungen beinahe entsagt, sie fürchtete die Ansteckung und Belästigung, die Tochter entschied: „Wenn er zu uns will, und wäre er ein Pestkranker, wir dürften es ihm nicht weigern; hat er sein Leben für uns aufs Spiel gesetzt, so ist jetzt der Tag gekommen, wo wir es für ihn wagen müssen. Danken wir dem Himmel, daß er dies so gefügt hat, die Last der Verpflichtung uns leichter zu machen.“ Bärbel aber schlug, als sie mit Henriette allein war, die Hände zusammen. „Wie kannst du das thun, den, welchen die Leute für deinen Bräutigam halten, ins Haus nehmen, während du einen Andern lieber hast? Was soll dieser dazu sagen?“

„Ja, Bärbel,“ rief Henriette, „gerade des Andern wegen. Die beste Stube soll der Franzose haben und Pflege wie ein Bruder, das ist sein Recht.“

„Das ist nicht recht und wird nicht gut,“ entschied Bärbel kopfschüttelnd und ging nach Hause, zum ersten Male unzufrieden mit ihrer Freundin.

Der Senior kam mit seinem Wagen nach der Stadt, den Kranken abzuholen. Er suchte zuerst den Doctor auf. „Wir dürfen uns dem Wunsche des Obersten nicht entziehen nach Allem, was vorhergegangen ist, auch meine Tochter ist der Meinung. Würde Ihre Begleitung nicht vortheilhaft sein?“ frug er furchtsam. „Wir haben zwar gar keinen Anspruch darauf, ein so großes Opfer zu verlangen.“

„Hat Ihr Fräulein Tochter den Wunsch ausgesprochen?“

„Es fiel mir auf dem Wege ein,“ sagte der Senior, „damit Sie an Ort und Stelle anordnen könnten, wie der Kranke gehalten werden soll.“

„Dafür ist meine Begleitung nicht nöthig,“ versetzte der Doctor finster, „sagen Sie Fräulein Henriette, daß ich, sobald sie meine Anwesenheit wünscht, zu jeder Stunde bereit bin.

In den erſten Tagen bedarf der Kranke Schonung, auch aufregende Geſpräche ſind ſo viel als möglich zu vermeiden."

Henriette ging den Tag über geſchäftig durch das Haus, ſie ließ ſich nicht nehmen das Zimmer für den Oberſten und ein kleines daneben für den alten Franzoſen ſelbſt einzurichten, und trug aus dem einfachen Hausrath Alles zuſammen, was irgendwie zur Bequemlichkeit eines werthen Gaſtes dienen konnte. Die Mutter ſah verwundert zu. „Ob ſie insgeheim doch daran denkt, daß er ſie zur Frau haben will?" Und ſie frug: „Willſt du die blühende Hyacinthe nicht auf den Tiſch ſtellen?"

Henriette verneinte: „Sie riecht zu ſtark in der Krankenſtube."

Wie der Abend kam, zündete ſie in allen bewohnten Zimmern Lichter an, hing auch im Flur die große Laterne auf, ſo daß das Haus mit vielen leuchtenden Augen in die Finſterniß hineinblickte. Dann ſetzte ſie ſich ſtill hin, die Hände im Schoß gefaltet, und wartete.

Der Wagen fuhr vor, die Mutter eilte neugierig in den Flur, dort den Gaſt zu begrüßen. Henriette blieb wie ein Bild von Stein ſitzen, es war derſelbe Seſſel, an dem ſie damals auf dem Boden gelegen hatte, und dieſelbe Stelle, auf welcher er ihr den Ring angeſteckt. Da trat der Franzoſe ein, geſtützt auf den alten Huſaren; langſam erhob ſie ſich und verneigte ſich wie gegen einen vornehmen Fremden. Auch der Franzoſe ſtand einen Augenblick feſtgebannt, die Augen flogen wie einſt durch das Zimmer und hafteten auf dem tiefernſten Antlitz der Jungfrau vor ihm. „Haben Sie Nachſicht mit einem Kranken," begann er in gemeſſenem Tone, „wenn er nach langem Aufenthalt unter Menſchen, die ihm feindſelig waren, alte Bekannte aufſucht, bei denen er menſchliches Mitgefühl für ſich hofft."

„Mein Vater und ich verdanken dem Herrn Oberſt, daß wir heut hier ſtehen, Sie zu begrüßen; wenn der Aufenthalt

in unserem Hause für Ihre Genesung irgend von Nutzen sein kann, so sind Sie uns als Gast willkommen." Er verbeugte sich schweigend, sprach einige Worte zum Senior und der Hausfrau und bat dann ihm zu gestatten, daß er auf sein Zimmer gehe. Dorthin geleiteten ihn die Eltern. Der Empfang war überstanden, Henriette war zufrieden, daß er ihr diesen leicht gemacht hatte, und bat still um Kraft, die nächsten Wochen zu ertragen.

Als der Oberst sich mit Hilfe des Alten auf dem Lager zurechtgerückt hatte, begann er trotz seiner Müdigkeit in guter Laune: „Nun, Vater, wie gefällt dir die Braut und das Hochzeithaus?"

„Mademoiselle ist schön und entschlossen, sie ist die Herrin im Hause; daß sie dem Herrn Obersten ergeben ist, möchte ich nicht behaupten."

„Aus dem Vater habe ich herausgehört, daß sie wenigstens keinen Freiwerber hat. Aber, die guten Leute hier fühlen sich im Grunde auch belästigt durch unsere Gegenwart, und es kann wohl sein, daß sie bald Landesfeinde in uns sehen. Es thut nichts. Seit den traurigen Nächten im russischen Schlitten und in dem widerwärtigen Gasthofe kommt mir dies Bett vor, als stünde es im Elternhause" — er streckte dem Diener die Hand entgegen — „ruhe auch du, mein Alter, dir thut es nicht weniger noth als mir und für die Zukunft vertrauen wir unserm alten Glück."

Am andern Morgen wurde der Gast spät sichtbar. Henriette traf ihn im Zimmer des Vaters, er grüßte sie artig und sprach sie an mit der gewöhnlichen Aufmerksamkeit, welche ein Mann von Selbstgefühl der Tochter des Hauses zu widmen hat; dann redete er zum Vater weiter von den Beschwerden des letzten Feldzuges, ruhig und gehalten, nur einmal wurde er lebhafter, als er seinen Diener erwähnte. „Meinem Alten verdanke ich, daß ich nicht im Schnee zurückgeblieben bin. Ich war gestürzt und lag betäubt, da wußte er mir ein

Geſpann zu ſchaffen, — er hatte es nicht ohne Kampf mit andern armen Teufeln gewonnen — lud mich darauf und war durch viele öde Meilen mein Fuhrmann."

„Er iſt von Ihrem Regiment?" frug der Senior.

„Er war Wachtmeiſter, als ich eins hatte, es iſt dahin, hochwürdiger Herr. Der Alte aber und ich gehören noch in anderer Weiſe zuſammen. Er iſt mein Pflegevater, und wenn ihn dieſe Eigenſchaft bei Ihnen irgendwie empfehlen kann, ſo bitte ich herzlich, laſſen Sie es ihm zu Gut kommen." Das verſprach der Senior bereitwillig und frug, ob er ihn an den Tiſch ziehen ſollte.

„Das würde er in keinem Fall annehmen," ſagte der Oberſt, „überlaſſen Sie ihm ſelbſt, ſich unterzubringen; er verſteht gut heimiſch zu werden."

„Das iſt er ſchon," verſicherte der Senior, „und nicht von heut. Er findet auch die alte Magd wieder, die er früher mit ſeinem Franzöſiſch unterhalten hat."

Der Oberſt war aufgeſtanden und betrachtete die Bilder an der Wand, dem Senior war erfreulich, daß ſein Gaſt die Erinnerungen an Doctor Luther ſo angelegentlich ins Auge faßte.

„Ich bin Proteſtant," ſagte der Oberſt, ſich umwendend, „und ich bin der Sohn eines Pfarrers. Mein Vater war ein ſtrenger und trübſinniger Mann, der ſeinen wilden Knaben oft mit Härte behandelte. Dem Sohne wurde das Vaterhaus verleidet, und da er einſt mit ſechzehn Jahren wegen eines kleinen Vergehens ſchwere Züchtigung erlitten hatte, entlief er in dem kindiſchen Gedanken, ſich allein durch die Welt zu ſchlagen, am liebſten als Soldat. Er geſellte ſich zu dem Troß eines Regimentes, das in den Krieg zog, es ging ihm elend, was ganz in der Ordnung war; bei einer Retirade wurde er durch den Schlag, den ihm ein Betrunkener verſetzte, von dem Karren geworfen, auf den er hungernd und erſchöpft gekrochen war. Wie er ſo verloren am Wege lag, fand ihn ein Unter-

officier von den leichten Reitern. Der Reiter nahm den Knaben mit sich und gewann ihn lieb wie einen Sohn, er wandte auf ihn, was er konnte, und bat für ihn bei seinen Vorgesetzten. Der Knabe wurde in eine Militärschule aufgenommen und trat in das Regiment, in welchem sein Pflegevater stand. Seitdem hat der Alte ihn behütet und für ihn gesorgt mehr als für sich selbst. Sein Pflegekind ist Oberst geworden und er ist immer noch Wachtmeister. Ich hoffe, wir beide bleiben bei einander, solange wir leben."

Als er so sprach, sah sie auf seine Hand. Ihr Ring steckte daran. Da stand sie auf und verließ das Gemach.

In solcher Weise führten sich die beiden Fremden im Hause des Seniors ein. Der Oberst war fast den ganzen Tag auf seinem Zimmer, nur des Mittags und eine Stunde nach Tische erschien er in der Familie, er verstand aber, sich in dieser Zeit die gute Meinung der Eltern zu gewinnen. Da er bekannt hatte, daß er Protestant war, so wagte der Senior zuweilen einen kleinen Ausflug in Doctor Luthers Leben und Schriften; bei solchen Spaziergängen bewies der Gast eine bezaubernde Bereitwilligkeit mitzugehen, die nicht nur durch den Wunsch zu gefallen veranlaßt wurde. Offenbar war ihm selbst diese Art der Unterhaltung angenehm, weil sie ihn an die eigene Knabenzeit erinnerte oder weil ihm solche liebevolle Hingabe an längst vergangene Zustände etwas Neues war. Das Herz der Mutter gewann er ganz und gar. Er war demüthig dankbar für jede Freundlichkeit, die er von ihr empfing; er wollte nicht leiden, daß sie ihm etwas zutrug, und zeigte sich trotz seiner Schwäche stets beflissen, ihr ein Aufstehen und einige Schritte Weges zu ersparen. Henriette frug sich: Ist dies die Artigkeit eines gewandten Mannes oder ist es Gutherzigkeit? bis er einmal, als die Frau Pastorin dagegen protestirte, daß er ihr ein Glas Wasser herbeiholte, angelegentlich bat: „Erlauben Sie mir das; ich habe durch meine Schuld zu früh das Glück verloren, meiner Mutter die Pflichten des

Sohnes zu erfüllen, und mir ist jetzt zu Muthe, als könnte ich hier das Versäumte nachholen."

Aber auch Henriette vermochte die kalte Förmlichkeit nicht zu behaupten, die sie in den ersten Tagen gegen ihn gezeigt hatte. Wenn er in anmuthiger Nachlässigkeit über Wildes und Gefährliches sprach, das er erlebt hatte, oder wenn er kleine drollige Geschichten erzählte, was er gut verstand, und dabei einmal unbefangen wie ein Kind lachte, so mußte sie sich selbst zugeben, daß er in solchen Augenblicken wahrhaft liebenswürdig war. Sie selbst behandelte er mit gleichförmiger Artigkeit, ohne sie durch auffallende Zuvorkommenheit scheu zu machen, aber in dieser leichten und sicheren Weise lag etwas, was ihr Angst machte; er betrachtete sie im Grunde immer als ihm angehörig und sie kam sich vor wie ein gefangener Vogel, der aus dem Bauer in eine geräumige Stube versetzt ist, feste Wände umgeben ihn doch von allen Seiten.

Doch ganz unverändert blieb sein Wesen ihr gegenüber auch nicht; sie merkte, daß sie ihm gefiel, aber sie ahnte nicht, wie sehr. Wenn sie kam und ging, folgte ihr sein bewundernder Blick; wenn sie gesprochen hatte, saß er lauschend, als klänge ihre Rede in seiner Seele nach; wenn er durch Vater oder Mutter veranlaßt, etwas erzählte und lebhaft wurde, wandte er sich unwillkürlich an sie, als ob nur sie vorhanden sei. Nach einer rauhen Woche voll Sturm und Regen schien die Sonne warm an die Scheiben, da ging er zum ersten Mal hinaus in den Garten, und wie er wieder in das Zimmer trat, überreichte er ihr ein Schneeglöckchen und sagte dabei: „Erlauben Sie, daß ich den Raub von den Beeten an die Herrin zurückgebe. Es ist ein guter Name, den die Blume im Deutschen hat; wenn das Glöckchen geläutet hat, stellt sich nach und nach die ganze Gemeinde auf den Beeten ein. Lassen Sie mich hoffen, daß auch mir nach dem ersten winterlichen Gruß hier eine wärmere Neigung erblühe." Henriette hatte keine andere

Antwort als eine ſtumme Verneigung, aber in ihrem Zimmer ſchritt ſie unruhig auf und nieder. Was hatte ſie auf ſich genommen? So durfte das nicht fortgehen, die Noth wurde größer als ſie je geweſen; von den Eltern hatte ſie keine Hilfe zu erwarten, ſie ſelbſt mußte dem Fremden jede Hoffnung benehmen. Aber ihr bangte vor der Stunde.

Während ſich in dem Pfarrhauſe ein ſtiller Kampf vorbereitete, fuhr draußen in Stadt und Land der Frühlingsſturm durch die Seelen. Der König war in die Provinz gekommen, das Volk rüſtete zum Kampf.

Der Senior hatte in ſeinem Zartgefühl zum Gaſt nie über das Große geſprochen, was draußen in der Welt vorging; Beſuch von Bekannten hatte ſich nicht eingeſtellt und die Familie lebte ſo allein, als wäre mit dem Pfarrdorf auch die ganze Umgegend in eine Wüſtenei verwandelt. Der Senior wunderte ſich zuletzt darüber und ſagte zur Tochter: „Auch keiner von den Amtsbrüdern läßt ſich ſehen.“

„Weil der Franzoſe bei uns wohnt,“ antwortete Henriette traurig. „Das Haus iſt den Nachbarn verleidet.“

„Von ſeiner Krankheit iſt doch Anſteckung nicht mehr zu befürchten,“ ſagte der Vater, „und wenn die Leute mit dem Oberſten bekannt wären, würden ſie über den freundlichen Mann anders urtheilen.“

So oft die Zeitung in die Pfarre kam, bat der Oberſt darum und brachte ſie ſchweigend zurück. Es ſtand wenig darin, er las doch daraus, daß er in Gefahr ſei Kriegsgefangener zu werden. Das ſagte ihm auch ſein Begleiter. „Als am Sonntag die Glocken läuteten, trat ich in den Garten, mir das Bauernvolk hier zu betrachten. Da drängten ſie ſich an die Mauer und Viele ſprangen hinauf, ſahen mich tückiſch an, ſchrien und ballten die Fäuſte. Die Luft iſt ſchwül, mein Oberſt; es wird Zeit, daß wir davonreiten.“

„Warte ab; ich habe hier einen wilden Vogel gefunden, den ich mir zähmen will für unſer Haus.“

„Wo ist Ihr Haus, mein Oberst? Das Zelt ist es und der blaue Himmel. Der Kaiser braucht uns."

„Gut, mein Vater, ich denke daran. Zürne mir nicht, wenn ich auch einmal um ein friedliches Glück sorge. Mir ist es noch nie so gut geworden und ich könnte den ganzen Tag bei dem Mädchen sitzen, ihr die Maulwürfe wegfangen und die Gießkanne tragen."

„Wahren Sie sich nur, mein Oberst, daß Ihnen die Demoiselle Gärtnerin nicht das kalte Wasser ins Gesicht gießt. Sie hat kein gutes Herz für uns Franzosen."

„Meinst du, Alter? Ich bewahre, woran ich sie festhalte."

Henriette trug dem Vater ihre Wochenrechnung vor. „Der Oberst macht es dir doch schwer, die Wirthschaft zu führen," sagte der Senior bedenklich, „wenn nur nicht der tägliche Wein wäre für ihn und auch für den Alten, das letztere ist doch wohl nicht nöthig."

„Du weißt, wie lieb ihm sein Begleiter ist," antwortete die Tochter.

„Das ist schon recht, aber wo das Geld hernehmen?"

„Der Wein ist zu Ende, ich setze heut die letzte Flasche auf. Der Knecht muß nach der Stadt, neuen holen."

„Meine Kasse ist leer," sagte der Senior gutlaunig, zog eine Schublade auf und untersuchte vergeblich.

„Meine Sparbüchse auch," erwiederte Henriette. „Die drei Dukaten Pathengeld sind drauf gegangen."

„Was aber thun?" überlegte der Vater. Er sah die Tochter zweifelhaft an. „Dort in der Ecke liegen immer noch die Geldrollen; jetzt, meine ich, dürfen wir ohne Bedenken etwas davon nehmen, es ist ja zu seiner Bequemlichkeit."

„Nein, mein Vater," bat Henriette, „die Summe gehört nicht uns und nicht ihm und wir dürfen uns daran nicht vergreifen."

„So schaffe Rath," sagte der Senior ein wenig ärgerlich. Henriette strich ihm bittend an die Schulter. „Von dem Silber-

zeug brauchen wir nur ein halbes Dutzend, die Hälfte ist unnütz, und im Nothfall können wir die schwere Kelle auch entbehren. Ich fahre selbst nach der Stadt und kaufe Zinn."

„Lieber Gott," klagte der Pastor, „man soll ja sein Herz nicht an Dinge hängen, welche Motten und Rost fressen, aber dies war die Ausstattung, als ich deine Mutter heiratete. Diese Stücke sind mit uns alt geworden. Wie wird deine Mutter das ertragen?"

„Sie sitzt in der Kammer und weint, sie hat aber nichts dawider. Ich will es geschickt machen, denn der Oberst darf nichts davon merken."

„Das versteht sich," bestätigte der Vater.

Der Wagen des Landraths fuhr vor. Als er eintrat, wollte Henriette sich entfernen.

„Mich führt nichts Geschäftliches her," begann der Landrath, sie aufhaltend; „es ist eigentlich nur eine Bitte, die ich an den Herrn Senior zu richten habe. Am nächsten Sonntage soll der Aufruf des Königs „An mein Volk" von den Kanzeln verkündigt und eine patriotische Mahnung daran gefügt werden. Als alter Bekannter erlaube ich mir den Vorschlag, daß Sie an diesem Tage einer großen Aufregung einem andern Amtsbruder den Gottesdienst und die Verkündigung übertragen."

„Weshalb, Herr Landrath?" frug der Pastor betroffen.

„Ein vornehmer Franzose weilt als Gast in Ihrem Hause," erwiederte der Beamte. „Ich weiß, daß er von unsrer Regierung nicht als Gefangener betrachtet wird, und ich kann mir denken, daß Bande zarter Verpflichtung Sie veranlassen, ihm in Ihrem Hause eine Freistätte zu geben. Aber ich meine, es wird Ihnen selbst unter diesen Umständen peinlich sein, von Ihrer Kanzel der Begeisterung und dem tiefen Haß, welcher in unsrer Bevölkerung gegen die Franzosen lebt, wirksamen Ausdruck zu geben."

„Herr Landrath," versetzte der Senior mit zitternder Stimme, „unser Erlöser hat geboten: liebet eure Feinde. Haß

vermag ich nicht in meine Seele zu bringen, noch weniger von der Kanzel zu predigen. Aber ich bin ein Preuße und meinem Könige treu ergeben, und wenn Krieg für die Rettung des Vaterlandes nothwendig geworden ist, so werde ich in meinem Amte meine Pflicht thun wie jeder andere Amtsbruder."

Nicht ohne Verlegenheit widersprach der Landrath: „Auch wenn Sie selbst das Wünschenswerthe mit warmen Worten sagen können, so besorge ich, würde die Wirkung auf Ihre Gemeinde nicht die richtige sein. Es wäre wohl möglich, daß in diesen Tagen leidenschaftlicher Erregung durch die Heftigkeit einzelner Mitglieder der Gemeinde ein Mißton in die heilige Feier käme, der Sie selbst am tiefsten verletzen würde."

Der Senior setzte sich in seinen Stuhl und faltete die Hände. „Gott, mein Herr, hast du mich vor sieben Jahren darum aus den Händen der Mörder errettet, damit ich diese Demüthigung erlebe?"

Die Tochter beugte sich über ihn: „Trage auch diese Prüfung, geliebter Vater." Sie griff in den Schreibtisch, hob die Geldrollen heraus und legte sie vor dem Landrath auf den Tisch. „Diese Summe haben Sie vor Jahren meinem Vater im Auftrage einer fremden Regierung überbracht, sie ist unberührt geblieben, wie sie damals war. Der Vater hob sie auf bis zu dem Tage, wo er sie hingeben könnte für einen patriotischen Zweck. Jetzt wird zu freiwilligen Gaben für Ausrüstung des Heeres aufgefordert werden; ich bitte Sie als unsern Beitrag dies hinzunehmen. Andere mögen mehr geben, es ist das letzte Geld, welches der Vater im Hause hat."

„Ich darf Ihre Gabe nicht ablehnen," sagte der Landrath, selbst bewegt durch den Schmerz des Vaters und der Tochter. „Ich hoffe, sie wird den falschen Argwohn tilgen, der sich gegen Sie erhoben hat. — Noch habe ich für Ihren Gast dies amtliche Schreiben abzugeben."

Als der Senior seine Fassung so weit wiedergewonnen hatte, daß er dem Obersten den Brief zu überreichen ver-

mochte, brach dieser schnell das große Siegel auf und bemerkte vor Freude über den Inhalt nichts von der Niedergeschlagenheit des Hausherrn. Er fand einen Freipaß der Militärbehörde zur Reise nach Frankreich mit einer kurzen Zuschrift des Grafen Götzen, in welcher gesagt war, daß der humane Beistand, welchen der Oberst in dem letzten Kriege preußischen Unterthanen mit eigener Gefahr geleistet habe, die Veranlassung geworden sei, ihn während seiner gegenwärtigen Krankheit mit seinem Begleiter nicht als Kriegsgefangenen zu behandeln. Der Oberst wies verwundert das Schreiben dem Senior. „Wem verdanke ich diese Gunst?“ Aber der Senior wußte es nicht.

„Da mein treuer Sergeant mit angeführt ist, muß Ihre Regierung genau mit dem Sachverhältniß bekannt sein.“

„Wir haben Sie beim Landrath angemeldet,“ suchte der Pastor zu entschuldigen.

Aber es gelang doch nicht, dem Gast die Verlegenheit der Familie ganz zu verbergen; was die Herrenstube verschwieg, kam in der Küche heraus. Zwischen dem alten Franzosen und der Dienstmagd Susanne bestand ein gutes Einvernehmen. Der Sergeant half ihr, so weit seiner Würde geziemte, bei der Küchenarbeit, war immer genügsam und gutlaunig. Und es blieb ein stilles Verhältniß, denn Keines verstand viel von der Rede des Andern, der Franzose aber etwas mehr als Susanne, da er auf seinen Kriegsfahrten allerlei fremde Worte erbeutet hatte. Wie nun am Nachmittage das Fräulein in die Stadt gefahren war und Susanne betrübt am Herde saß und die Augen mit der Schürze wischte, frug der Sergeant unruhig in seinem gebrochenen Deutsch: „Demoiselle Susanne, weshalb sind Sie heut traurig?“ Da kam etwas von einer silbernen Kelle und dem Weine heraus, was der Alte verstand. Als am Abend der Oberst seinem Vertrauten erzählte, daß ein Freipaß für sie beide angelangt sei, sagte der Alte feierlich: „Es ist Zeit für Sie, mein Oberst, den

Paß zu gebrauchen, die Rückſicht auf dieſe armen Leute hier zwingt dazu"; und er berichtete ſeinem Herrn das Geheimniß der Küche. Der Oberſt war betroffen, aber die Nachricht machte ihm mehr Freude als Sorge. Solche Opfer brachte man nur einem Gaſte, den man ſehr werth hielt, und Henriette ſelbſt machte den Weg, um ihm das Behagen des Mittagstiſches zu erhalten! — ſo daß er dem Alten ſagte: „Du weißt, mein Vater, daß die Oberſtin Deſſalle in keinen dürftigen Haushalt tritt und daß es unſere Sache ſein ſoll, ihr, was ſie jetzt hingibt, tauſendfach zu erſetzen." Der Alte ſchüttelte ſchweigend den Kopf.

Am nächſten Morgen ging der Oberſt im Garten auf und ab, als Henriette aus dem Hauſe kam. Sie wich der Begegnung nicht aus, ſondern erwartete, gehoben durch den Willen eine Entſcheidung herbeizuführen, ſeine Anrede. „Ich fürchte, ſchon zu lange Ihre Gaſtfreundſchaft in Anſpruch genommen zu haben; laſſen Sie als Entſchuldigung gelten, daß es mir ſehr ſchwer wird von hier zu ſcheiden. Es war mein Los unabläſſig im Getümmel des Krieges herumgeworfen zu werden. Die gleichförmige Thätigkeit Ihres Haushaltes, der Frieden hier und die gute Geſinnung gegen alle Welt ſind für mich ein neues Glück und mir iſt, als würde man hier zufriedener und beſſer."

„Sie ſind in der Geneſung," antwortete Henriette, „und dies Gefühl macht weich und zufrieden."

„Es iſt noch etwas mehr, mein Fräulein, es iſt Ihre Nähe" — er lud ſie mit einer Handbewegung ein auf der Bank Platz zu nehmen. Dort hatte ein Anderer neben ihr geſeſſen, ſie ging vorüber und führte zu der Sommerlaube. Noch fehlte den Ruthen des Geißblattes das grüne Laub und die Strahlen der erſten Frühlingsſonne fielen grell auf den Erdboden. „Ich bin Ihnen eine Erklärung ſchuldig," begann der Oberſt, „daß ich dem Wunſch Ihres Vaters, der mir in fernem Lande zukam, nicht entſprochen habe. Ihr Ring, den ich an

meinem Finger trage, ist für mich bedeutungsvoll geworden, ich betrachte ihn mit einer Art Aberglauben, und sorge, mein gutes Glück wird von mir scheiden, wenn ich ihn verliere. Das Ereigniß, welches ihn an meine Hand brachte, hat mir zwar Feinde geschafft, aber auch Gunst und Beförderung, es gab Veranlassung, daß der Kaiser selbst mir persönlichen Antheil zuwandte, und ich weiß, daß er auch meine Beziehungen zu Ihnen kennt."

Das klang selbstsüchtig und Henriette antwortete kalt: „Für Andere hat jene Stunde nicht so günstige Folgen gehabt, mein Herr."

„Ich stelle meinen Talisman in schlechtes Licht," fuhr der Oberst fort, „wenn ich an ihm nur rühme, daß er Gunst und Gnade gebracht hat. Ich verdanke ihm viel Besseres. Der Gedanke daran, daß er mich in eine geheime Verbindung mit Ihnen gesetzt hat, ist mir zuweilen in Stunden der Versuchung ein Schutz gewesen; oft dachte ich in der Fremde, wo ich Gefahr und Jammer sah, an die Noth Ihres Hauses und an die Hilflosigkeit, in welcher ich Sie, holde Henriette, und Ihre Eltern fand, und wenn mir hier und da gelang, ein gutes Werk zu thun, so bin ich Ihnen dafür zu Dank verpflichtet. In einem spanischen Dorfe waren französische Soldaten grausam ermordet worden; meine Leute hatten einen Einwohner ergriffen und an den Baum gebunden, um ihn zu füsiliren. Sein Weib warf sich vor mir nieder und umfaßte meine Kniee. Ich war in Empörung gerade wie meine Reiter und ich wollte sie wegstoßen, da preßte sie mir in der Angst die Hand zusammen und ich fühlte den Druck des Ringes. In dem Augenblick sah ich Sie vor mir am Boden und band den Spanier los, nicht ohne eigene Unbequemlichkeit, denn meine wüthenden Reiter wollten sich das Sühnopfer nicht entreißen lassen. Und wie jenen Schelm, so hat der Ring auch manches Heimwesen der Feinde vor der Zerstörung geschützt und vielleicht auch manches junge Weib vor dem Ver-

derben. Ich ſage das nicht, um mich Ihnen als einen hochherzigen Mann darzuſtellen; ich bin ein wilder Reiter und ich fürchte, das lange Liegen im Felde hat in mir verdorben, was der Menſch in friedlichen Verhältniſſen leichter bewahrt. Es war nicht mein Verdienſt, ſondern das Ihre, wenn ich in dieſen Jahren eines unaufhörlichen Blutvergießens gern daran dachte, daß es auf Erden ein Glück gibt, das ich entbehren muß: Weib, Kind, geordnetes Hausweſen und das redliche Leben eines honetten Mannes, der ſeine Pflicht erfüllen kann, ohne täglich Anderen wehe zu thun. Je länger mich mein Schickſal aus einem Feldzuge in den andern führte, um ſo lebendiger wurde der Traum, und um ſo heißer die Sehnſucht nach einem ſtillen Glück an Ihrer Seite. Wenn ich müde ſaß am flackernden Feuer, vor meinen Augen das Gewühl des Bivouaks, in meinem Ohr das Stöhnen der Verwundeten, da klang es in mir wie das Geläut dieſer Kirche und wie eine fromme Mahnung, daß auch mir eine andere und beſſere Zukunft bereitet ſei.“ Seine Rede war lebhafter geworden, er ſprach das Letzte in großer Bewegung.

Henriette ſah ſcheu nach ihm hinüber. „Es war die Sehnſucht nach Erlöſung von einem ſchrecklichen Berufe, was Sie beſchäftigte, Herr Oberſt, aber es war nicht das fremde Mädchen, das Sie nur einmal geſehen.“

„Vielleicht war es früher ſo,“ antwortete der Franzoſe; „jetzt iſt es mehr. Seit ich hier verweile und das Glück habe, Sie täglich zu ſehen, die Sicherheit zu ſehen, mit der Sie ſich in Ihrem Kreiſe bewegen, und den Stolz, mit dem Sie meiner Werbung begegnen, ſeitdem fühle ich mit jedem Tage mich feſter in Ihren Banden. Ich weiß jetzt, daß ich ein glücklicher Mann wäre, wenn Sie ſich entſchließen könnten, mich mit Zuneigung zu betrachten.“ Henriette ſtand auf. „Aus der Phantaſie iſt eine Leidenſchaft geworden, holde Henriette,“ fuhr er heftig fort, „und der Gedanke iſt mir unerträglich, daß ich Sie verlieren ſollte.“

„Und wenn Alles wahr ist, was sie sagen," rief Henriette, „haben Sie in diesen Jahren nie daran gedacht, wie das Mädchen unterdeß gelebt hat, dem Sie im Spiele Ihrer Gedanken eine Neigung zuwandten? Durch Zwang haben Sie mich an sich gebunden, nach meinen Gefühlen aber nicht gefragt; seitdem habe ich lange Jahre die bittre Demüthigung getragen, wie eine willenlose Sklavin an einen fremden Mann gekettet zu sein. Hassen kann ich Sie nicht, denn Sie haben in Ihrem wilden Muthe mich und meinen Vater geschützt, die Neigung aber, welche Sie fordern, finde ich nicht in meiner Seele, und die Frau des Obersten Dessalle kann ich niemals werden."

Der Oberst stand auf. „Ich verstehe," sagte er, „Sie sind eine Deutsche, und wie hier im Lande die Stimmung ist, sehen Sie in mir den Franzosen. Sie werden mir das Zeugniß nicht versagen, daß ich die Gefühle einer deutschen Frau während meiner Anwesenheit gewürdigt habe. Aber die feindliche Spannung, welche jetzt zwei Nationen gegen einander bewaffnet, wird nicht dauern, in wenig Monaten ist der Zwist zwischen meinem Kaiser und Ihrem Könige entschieden. Schnell wechselt auch bei den Regierungen Genossenschaft und Abneigung. Zürnen Sie mir deshalb nicht, schöne Henriette, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich Sie wegen Krieg und Frieden der Völker nicht aufzugeben vermag. Hatte ich Sie vorschnell mit mir verbunden, so bin ich seitdem älter geworden und habe den Werth dieses Erwerbes erkannt, und ich bin entschlossen Alles zu wagen, um Sie mir für die Dauer meines Lebens zu gewinnen."

Henriettens Gestalt hob sich höher, die mädchenhafte Scheu war abgethan: „Sie rühmen die Rücksicht, die Sie mir bewiesen haben, Herr Oberst; und doch wollen Sie zu dem alten Zwang einen neuen fügen; und die Genugthuung, die Sie mir geben wollen, soll die sein, daß Sie mich auf eine Zukunft verweisen, wo Ihre Werbung mir besser gefallen

müſſe. Meinen Sie, daß ſolche Selbſtſucht Ihnen das Herz eines Weibes gewinnen kann? Sie handeln nicht edel an mir und nicht wie ein Mann von Ehre gegen ein Weib handelt, zu dem er eben erſt von ſeiner Liebe geſprochen."

„Henriette!" rief der Oberſt unwillig.

Sie fuhr ſich über die Stirn. „Nein, verzeihen Sie mir, das iſt die Sprache nicht, die mir gegen meinen Retter geziemt; nur bitten darf ich und Sie an das erinnern, was Sie mir von Ihrer freundlichen Geſinnung gegen mich geſagt. Bin ich Ihnen etwas werth, und hat Ihnen jemals der Gedanke an mich wohlgethan, ſo flehe ich, daß Sie jetzt nicht auf einem Anſpruch beſtehen, der mich jeden Tag unglücklich macht, weil er mich demüthigt und meine Zukunft in ſchwarzes Dunkel hüllt. Geben Sie mir meinen Ring zurück. Einmal haben Sie mich zu Ihren Füßen geſehen; iſt es eine Befriedigung für Sie, ſo will ich wiederum vor Ihnen niederfallen und die Kniee meines Retters umfaſſen, damit Sie die Feſſel löſen, durch die ich an Sie gekettet bin." Sie beugte ſich in ihrer Leidenſchaft abwärts. Beſtürzt wehrte ihr der Oberſt. „Sie lieben einen Anderen, mein Fräulein!" rief er.

Henriette richtete ſich auf. „Vielleicht," ſagte ſie tonlos.

„Jetzt begreife ich Ihren Widerſtand, Mademoiſelle," verſetzte der Franzoſe bitter. „Aber vergeſſen Sie nicht, daß der Ring, welcher Sie zu meiner Verlobten gemacht hat, auch mir noch andere Träume als die eines idylliſchen Stilllebens an Ihrer Seite wachruft. Jener Baier, der in der Ecke Ihres Hofes liegen blieb, war nicht der einzige. Noch zweimal habe ich ſeitdem mit Kameraden des Toten ein ähnliches Zuſammentreffen gehabt; es hängen für mich auch finſtere Erinnerungen an dem Reif, die mein Leben belaſten. Ich habe blutigen Preis für ihn bezahlt, und ich erſehne auch deshalb die Nähe der lieben Gattin, damit ſie mir mit ihrer weichen Hand düſtere Gedanken von der Stirn ſcheuche. Zürnen Sie alſo dem Egoismus des Mannes nicht zu ſehr, wenn er fort-

fährt, gegen jeden Andern sein Anrecht auf Sie zu vertheidigen."

Er wandte sich dem Hause zu, Henriette lehnte an dem Pfosten der Laube und starrte vor sich hin.

Sie war den Tag über für den Gast nicht sichtbar; die Eltern entschuldigten ihre Abwesenheit mit Unpäßlichkeit. Am Abend erklärte diesen der Oberst, daß er genöthigt sei morgen abzureisen, und bat um den Wagen bis zur Poststation. Da der nächste Tag ein Sonntag war, sagte der Senior mit vielem aufrichtigem Bedauern über die Abreise, der Wagen stehe sogleich nach dem Gottesdienst zu seiner Verfügung.

Als die Glocken läuteten, bereitete sich Henriette nach einer schlaflosen Nacht zur Kirche zu gehen. Wie sie aus dem Garten auf den Friedhof kam, standen die Dorfleute in dichten Haufen, aber sie boten dem Pfarrkinde nicht wie sonst freundlichen Gruß, sondern wendeten sich scheu zur Seite. Von Allen gemieden wie eine Unreine schritt sie in das Gotteshaus zu ihrem Sitz.

Der fremde Geistliche predigte über die Pflichten gegen das Vaterland. Nach der Predigt las er den Aufruf des Königs an sein Volk von der Kanzel vor und sagte mit bewegter Stimme: „An euch ergeht heut der Ruf, verlaßt Pflug und Hof, verlaßt Eltern und Kinder, Weib und Braut. Hier im Tempel des Herrn, vor versammelter Gemeinde gebt Zeugniß, daß ihr Männer seid, bereit zum Kampf und, wenn der Herr gebeut, zum Tode für die Freiheit eures Vaterlandes, damit ihr und eure Angehörigen nicht im Elend der Knechtschaft dahinlebt unter der Geißel des bösen Feindes. Da ich heut an dieser heiligen Stätte zu euch rede, habe ich das Recht als erster meinen eigenen Namen zu nennen; ich bin bereit mit Bibel und mit Waffen hinauszuziehen in den Krieg, und wer thun will wie ich, der erhebe sich und nenne im Hause Gottes vor den Ohren der Nachbarn und Anverwandten laut seinen Namen!" Da entstand tiefe Stille, daß man das

Rauſchen eines Blattes durch die ganze Kirche hören konnte. Ein junger Mann ſtand auf und rief ſeinen Namen und ein Gemurmel, welches klang wie ein leiſes Gebet, ging durch die Gemeinde. Denn dieſer erſte war der einzige Sohn einer armen Witwe. Wieder ſchallte ein Name und wieder ſummte der leiſe Ton andächtiger Freude durch den Raum; dieſer war ein prächtiger Burſch, voran bei allen Freuden der Jugend und ein Liebling der Mädchen. Ein neuer Name, und lauter rauſchte es unter den Hörern; der ſich jetzt darbot war verheiratet und ſein junges Weib ſaß auch in der Kirche mit bleichem Antlitz, die Augen nach dem Kreuz auf dem Altare gerichtet, und neben ihr ſaß ihr kleiner Knabe. Neue Namen erklangen ſchneller nach einander und zu zweien. Als ſich eine ganze Reihe gemeldet hatte, hörte Henriette eine Stimme, die ihr alles Blut zum Herzen drängte, denn neben ihr ſchallte laut durch den Raum der Name: Ernſt König. Sie ſah an ihrer Seite den Geliebten ſtehen und blickte mit einer heiligen Freude zu ihm auf. Er wandelte ihr den Tag der Demüthigung in einen Tag der Ehren, denn um ihretwillen war er in die fremde Gemeinde gekommen, damit auch ſie heut ein Recht erhalte, das Liebſte, was ſie hatte, zum Opfer zu bringen.

Als die Rufe verhallt waren, ſtieg der Geiſtliche von der Kanzel, ſchritt zum Altar und forderte die Freiwilligen auf heranzutreten, damit er mit ihnen bete. Sie kamen herzu, jeder begleitet von ſeinen Angehörigen; neben dem armen Burſchen ging die weinende Mutter und neben dem Ehemann ſeine Frau, und der Mann hielt ſeine Hand auf dem Kopf des Kindes. Da erhob ſich auch Henriette und trat neben dem Geliebten zum Altar, Alle knieten nieder, der Prediger betete und ertheilte ihnen den Segen. Es war einfacher Gottesdienſt, ohne Pracht der Worte im Dämmerlicht der alten Dorfkirche; und wie in dieſer einen in vielen hundert anderen.

Langsam schritten die Leute aus der Kirche und sammelten sich auf dem Friedhofe um die Männer, welche am Altar eingesegnet waren. Als der Doctor neben der Pfarrtochter herauskam, drängten die Bauern mit achtungsvollem Gruß an Beide heran, denn auch in den Dörfern dieser Gemeinde wußten Viele, daß der Doctor seit Jahren ein Führer der stillen Arbeit für das Vaterland gewesen war, und es freute sie, daß er in ihrer Kirche Zeugniß abgelegt hatte. Neben Henriette aber ging auf der andern Seite das Bärbel, welches wußte, wie der Gespielin heut zu Muthe war, und vor den Leuten seine Freundschaft beweisen wollte.

An der Hausthür stand der Oberst, zur Abreise gerüstet; er erwartete Henriette, um sie noch einmal zu sprechen. Als sie vom Friedhofe her an der Seite eines Andern herankam, beide mit verklärtem Antlitz, so feierlich, daß man ihnen ein gemeinsames Glück ansah, da zog sich das Angesicht des Franzosen drohend zusammen und mit schnellen Schritten auf den Doctor zutretend, begann er: „Mein Herr, jetzt verstehe ich den Widerstand meiner Verlobten und die Abneigung, mit der Sie selbst Ihren Beruf ausübten, während ich krank war. War ich Ihnen bis heut Dank schuldig, so vermag ich von dieser Stunde in Ihnen nur den Todfeind zu sehen, der zwischen mir und einem Weibe steht, welches ich als meine künftige Gattin betrachte."

Der Doctor entgegnete ruhig: „Ich komme von einer Stelle, wo ich mein Leben einem größeren Kampfe geweiht habe als der Streit mit einem persönlichen Feinde ist, und in meiner Seele ist zu dieser Stunde kein Raum für Haß und Rachsucht. Daß die Ansprüche aber, welche Sie an die Hand dieses Fräuleins erheben, nichtig sind, und daß Sie unehrenhaft und ruchlos handeln, wenn Sie dieselben gegen den Willen des Fräuleins geltend machen wollen, davon werde ich Sie zu überzeugen suchen, sobald wir beide frei sind von der Pflicht, welche uns jetzt zwei feindlichen Heeren zuführt."

„Es ist genug," sagte der Oberst, nachlässig an seinen Pallasch rührend, und sich zu Henriette wendend, fuhr er fort: „Mein Schicksal will es, Fräulein, daß ich wie ein irrender Ritter den Weg zu Ihrer Gunst durch Abenteuer erkämpfen soll; der Kampfpreis wird dadurch für mich um so werthvoller. Leben Sie wohl, schöne Henriette, ich halte fest an meinem Traum." Er hob den Finger, welcher ihren Reif trug, verneigte sich tief vor ihr und trat in das Haus zurück.

Im nächsten Augenblicke rollte der Wagen zum Hofe hinaus; die Jungfrau aber legte ihre Hand in die des Geliebten: „Ich habe ihm gesagt, daß ich niemals sein Weib werde. Seit ich heut am Altar neben Ihnen stand, fürchte ich ihn nicht mehr, auch für Sie nicht mehr, mein Freund."

Bei einem späteren Besuch sagte Bärbel zu Henriette: „Als die Beiden mit Worten gegen einander kämpften, überkam mich ein Graulen. Unser Hiesiger war größer, und der Fremde dunkler und geschmeidiger, aber in Angesicht und Geberde war einer dem andern ähnlich."

Henriette antwortete nicht, aber sie blickte so traurig und erschrocken auf die Vertraute, daß Bärbel dachte: Sie weiß es auch, und sie hat deshalb vor dem Fremden heimliche Angst gehabt.

11.

Ins Feld!

Während von der ungeheuren Sturmfluth des Jahres nur einzelne Wellen nach dem einsamen Pfarrhofe schlugen, brach in der Kreisstadt der Strom durch beide Thore, er rauschte auf dem Markte und auf den Gassen und drang in alle Häuser und Herzen.

Zuerst kamen die flüchtigen Ueberreste des großen Heeres; einzeln und in Haufen schlichen sie durch das Thor, halb verhungert und halb erfroren, entblößt und in Lumpen, auch das Schuhwerk gerade so wie ihnen prophezeit war; zerstörte Leben, die dem Untergange verfallen waren selbst nach ihrer Rettung aus der Hand der Feinde. In dem Entsetzen über das schreckliche Gottesgericht schwand der Haß, womit der Bürger sie kommen sah.

Nicht lange, und russische Reiter folgten. Da die ersten mit ihren langen Bärten, auf kleinen struppigen Pferden zum Ringe ritten, gerieth die Stadt vor Freude außer sich. Alles lief herzu und umdrängte die Wilden, die Kinder faßten sie an den Beinen und die Frauen streichelten ihre Pferde. Nur zwei Verbündete, der Einnehmer und sein geheimer Rathgeber, betrachteten die neuen Freunde ruhiger; der Verehrer deutscher Poesie brummte: „Die Einen gingen, die Andern kamen, dasselbe Ding mit neuem Namen," und Schilling sagte zu seinen Leuten: „Wenn ihr ihnen die Hände schüttelt, so haltet die Arme steif, damit sie euch nicht zu nahe auf den Leib rücken.

denn die Moskowiter tragen Unzähliges an ſich, was kriecht und ſpringt.“ Wie nun vollends die Baſchkiren einrückten, ſpitze Filzmützen über den bartloſen gelben Geſichtern und ſchräg geſchlitzten Augen, bewaffnet mit Flitzbögen und Pfeilen, um den Bonaparte wie einen Sperling vom Baume zu ſchießen, da ſtaunten die Städter in heller Bewunderung die fremdartige Kriegsmacht an und kamen ſich ſelbſt vor, wie Prinzen in einem bunten Märchen, während das Heidenvolk auf ihrem Ringe große Feuer anzündete und Stroh breitete, um darauf zu lagern.

Unterdeß lief aus der Hauptſtadt eine Botſchaft nach der andern herzu, welche die Landsleute noch näher anging; ſeit ihr König zu ihnen gekommen war, erkannten ſie, daß der Tag da war. Sechs Jahre hatten ſie auf dieſe Zeit geharrt und immer war ihr Hoffen getäuſcht worden, als jetzt endlich der Kriegsruf in ihr Ohr ſchmetterte, war er keine Ueberraſchung, ſie wußten bereits, was ſie zu thun hatten, und rüſteten feierlich und ſtill zum Aufbruch. Nur hier und da quoll es aus den übervollen Herzen auffällig hervor. Der alte Trommler der Bürgerſchützen, welcher ſeit einem Menſchenalter bei den Feſten der Stadt mit ſeinen Schlägeln wirbelte, wurde von dieſem Geiſt der Zeit ergriffen; ſeine Nachbarn hörten in Stunden, wo ſie der Ruhe pflagen, ganz in der Nähe den Sturmmarſch dröhnen, und wenn ſie auf die Gaſſe liefen, war nichts zu ſehen, bis ſie endlich in das Fenſter des Alten hineinlugten. Da ging der Nachbar auf ſeinen Dielen in die Runde, hatte die Trommel umgehängt und ſchlug nach Leibeskräften ſich ſelbſt zur Befriedigung.

Steinmetz war ſeines Dienſtes auf dem Rathsthurme längſt enthoben und nur noch Anführer der Stadtmuſik, aber er bewahrte dem Thurme, deſſen Uhr er aufzog, eine innige Zuneigung. Als der königliche Aufruf bekannt wurde, ging er ohne Jemand zu fragen mit ſeiner Muſik in der Mittagsſtunde auf den Thurmkranz und blies dort zwiſchen Himmel

und Erde eine ganze Stunde lang. Was er blies, waren alles Choräle.

Die Jugend der Straße jedoch, welche seit dem Einritt der Kosacken mit Heldenmuth singend und pfeifend auf den Gassen umherschwärmte, hatte sich als Feld für ihre kriegerische Thätigkeit den Platz vor dem Hause des Commissionsraths ausgewählt. Dort veranstaltete sie jeden Abend unerfreuliche Ständchen und es nützte nichts, daß der Beunruhigte die Rathsdiener und Stadtsoldaten zu Hilfe rief, denn die behenden Musiker verschwanden, sobald die bewaffnete Macht sich näherte, und waren nach dem Abzug derselben wieder da, so daß der Commissionsrath endlich mit seiner Familie zu einem Bekannten auf das Land zog. „Jetzt ist auch mein Zopf gerächt," sagte der Einnehmer.

Es war natürlich, daß die alte Kriegskraft der Stadt, welche ins Civil versetzt war, am meisten von der Bewegung ergriffen wurde. Major von Henner ließ seine alte Uniform aus dem untersten Grunde seiner Truhe heraufholen und setzte die Stadt in Verwunderung, als er fortan nur in einem seltsamen blauen Rock aus der Zeit des alten Fritz sichtbar wurde. Auch in der Finsterniß machte ihn schon auf mehre Schritte ein starker Lavendelgeruch kenntlich, welcher die Uniform durch zwanzig Jahre gegen die Motten vertheidigt hatte. Nun konnte zwar der Major die neumodischen Rüstungen nicht billigen und verbarg auch seine Kritik durchaus nicht, aber er neigte sich doch allmählich einer milderen Auffassung zu, seit er von der Commission des Kreises ersucht worden war als Ehrenmitglied an dem Ausrüstungsgeschäft Theil zu nehmen, und arbeitete mit dem Feuer eines Jünglings an der Sache.

Vollends der Hauptmann war im Nu ein anderer geworden. Jahrelang hatte er mit der Welt und seinem Schicksal gegrollt, jetzt schritt er hochaufgerichtet unter den Bürgern in neuer Uniform einher, grüßte freundlich und empfing achtungsvollen Gegengruß, denn er war zum Führer einer Landwehr-

compagnie ernannt. Es ist wahr, eine andere wäre ihm lieber gewesen. Dennoch war der Abend, an welchem er sein Patent empfing, der glücklichste seines freudenarmen Lebens. Er trat, ohne Worte zu machen, vor das Bild seines Vaters und sah es mit starren Augen an, bis die Schwester herzukam und ihn umarmte; da brach der finstre Mann in die Worte aus: „Ich hätte mich in dieser Zeit erschossen, wenn du nicht mein Trost gewesen wärst," und hielt das kleine Fräulein fest, als wäre sie der Fels im Meere und er ein Schiffbrüchiger.

Als am Sonntage nach dem Gottesdienst die Freiwilligen aufgefordert wurden, und viele Augen den Doctor vergebens suchten, erhob sich der Bürgermeister vor der Gemeinde und verkündete: „Der Name, den wir alle zuerst erwarten, wird heut in einem anderen Gotteshause unserer Gegend gerufen, ich bin ermächtigt dies zu erklären." Den nächsten Tag aber war der Doctor zur Stelle und sammelte auf's Neue seine Mannschaft. Nicht Jeder, der sich vor Jahren verpflichtet hatte, vermochte zu kommen, dafür fanden sich Jüngere ein. Auch die gute Ordnung und Einheit, mit welcher früher der Graf die Rüstungen geleitet hatte, war nicht zu behaupten, es ging in der Hauptstadt tumultuarisch und eigenmächtig zu und die Freiwilligen meldeten sich zu verschiedenem Dienste. Endlich durfte auch dem regelmäßigen Heere und einer Landwehr, welche neu errichtet werden sollte, nicht zu viele Kraft entgehen. Darum vertheilte sich die Compagnie des Doctors in verschiedene Truppentheile; er selbst aber wurde von den Vertretern des Kreises festgehalten und in ihren Rath gezogen. Denn das ganze Geschäft der Rüstung und der Lieferungen wurde durch drei kluge Männer geleitet und diese drei waren: der Kammerherr als Stellvertreter des Landraths, unser Bürgermeister und Krause, Vertreter der Bauernschaft.

Fast noch eifriger als die Männer sorgten die Frauen. Auch sie bildeten einen Ausschuß, Vorsitzende wurde natürlich die Bellerwitz, und die thätigste Minchen Buskow. Die Kam-

merherrin kam jetzt alle Wochen in ihrer Kutsche zur Stadt, und Minchen eilte unermüdlich von Haus zu Haus und erbat Decken, Wäsche, altes Linnen und was irgend sonst durch Frauenhände bei Aufstellung eines Heeres vorgesorgt werden konnte. Wer weiblich war oder sonst kleine geschickte Hände hatte, nähte Hemden, schnitt Binden und zerzupfte die Fäden alter Leinwand. Ganze Bollwerke von Charpie wurden hergestellt und es ist Grund zu der Annahme, daß der große und grausame Krieg nicht im Stande war sie aufzubrauchen.

Nachdem die Freiwilligen berufen waren, wurde in den Kirchen von Stadt und Land zu Beiträgen für das Vaterland aufgefordert. Das Volk war verarmt, ach wie sehr! Die ungeheuren Forderungen des Feindes hatten Hab und Gut verzehrt, ein Mißjahr fast ohne Ernte war gerade erst überstanden, zuletzt hatten die Heerhaufen, welche nach Rußland zogen, wie Heuschreckenschwärme vertilgt, was etwa noch in Scheune und Stall zu finden war. Dennoch brachten die Leute eifrig herzu, was sie in ihrer Armuth entbehren konnten.

Dabei fand auch der gute Senior die Versöhnung mit seiner Gemeinde. Denn der Landrath hatte in den Dörfern, die zur Kirche gehörten, anschlagen lassen, daß er am nächsten Sonntage nach dem Gottesdienst selbst den Aufruf vortragen werde. Die Kirche war wieder so voll, daß man die Thüren nicht schließen konnte, der Senior hielt in großer Bewegung seine Predigt und setzte sich dann, nichts Weiteres ahnend, in den Stuhl neben der Sakristei. Da trat der Landrath, ein starker Mann, der seine Stimme gewaltig erheben konnte, auf den freien Platz vor dem Altar und las den Aufruf so schön, daß er gebieterisch in jedes Ohr klang. Als er die Stellen genannt hatte, wo man die Gaben abliefern konnte, darunter auch das Pfarrhaus, fügte er hinzu: „Die erste Gabe hat unser hochwürdiger Herr Senior selbst in meine Hände gelegt.“ Und er erzählte, daß die Franzosen nach den großen Verlusten und der Leibesgefahr, die der Pastor im vorigen

Kriege erlitten, diesem eine Summe zurückerstattet hätten; er aber habe das Geld nicht berührt, auch nicht in Zeiten bittrer Noth, sondern für diesen Tag verwahrt. Der Redner hob die Rollen in die Höhe. „So hat er sie vor Jahren erhalten und unerbrochen gibt er sie zurück." Hierauf nannte er die Summe, welche für die Ohren der Zuhörer sehr groß klang. Da saß der Senior, während ihn seine ganze Gemeinde zufrieden oder mit stiller Reue ansah, unbeweglich, obgleich er im Innern mächtig erregt war, er blickte hinauf zum Balkendach der alten Kirche und ihm kam vor, als ob die Engel dort oben ihren himmlischen Gesang anstimmten: Ehre dem Herrn und Friede hienieden, Friede auch zwischen dem Pastor und seiner lieben Gemeinde.

In der Kreisstadt aber wurde bei der Aufforderung zu freiwilligen Gaben bekannt gemacht, daß der Einnehmer Hauptperson für die Annahme sein sollte. Daß er es wurde, verstand sich für die Bürger fast von selbst. Denn schon vor einigen Jahren war er der Mann des allgemeinen Vertrauens geworden, damals, als Jedermann, der etwas Silberzeug im Hause hatte, eine Steuer vom Loth bezahlen mußte, wofür den einzelnen Stücken ein Stempel aufgedrückt wurde. Die Enkel mögen solches Silber liebevoll bewahren zur Erinnerung an die harte Noth ihrer Voreltern. — Damals hatte Mancher seinen stillen Schatz von sechs Kaffelöffeln kleinmüthig und mißvergnügt herzugetragen, Herr Köhler war aber sehr freundlich gewesen, vorab gegen die kleinen Leute, hatte Alles verzeichnet, gepackt, versendet und genau zurückgegeben. Nur Hutzel, den großen Hausbesitzer, hatte er streng behandelt, weil dieser nichts brachte als einen Zettel, auf dem er die Zuckerzange und Anderes aufgeschrieben hatte, und sich entschieden weigerte die Werthstücke selbst aus dem Versteck ans Tageslicht zu bringen. Aber der Einnehmer hatte ihn doch gezwungen, seitdem grollte der Mann mit Herrn Köhler. Deshalb war dieser verwundert, als Hutzel jetzt unter den ersten

erſchien und eine große Geldrolle auf den Tiſch legte. „Laſſen Sie nachzählen.“ Und als er ſeine Quittung erhalten, frug er: „Es kommt doch in die Zeitung? Ich bitte zu bemerken: Hausbeſitzer und Kirchenvorſteher.“ So kamen ſie Alle, Jeder in ſeiner Weiſe, Manche, die kein Geld hatten, boten Getreide, und ein Stadtbauer wickelte aus ſeinem Tuch eine ungeheure runde Wurſt. „Sie iſt geräuchert und hält ſich,“ ſagte er, um ſie dem Vaterland annehmbar zu machen, „denn Geld iſt nicht vorhanden.“

„Wir wollen verſuchen, ob wir ſie zu Gelde machen können,“ verſetzte der Einnehmer dankend.

Leider darf nicht verſchwiegen werden, daß dieſe Annahme freiwilliger Gaben Veranlaſſung zu einer Entfremdung zwiſchen Herrn Köhler und Minchen von Buskow wurde. Schon als das Fräulein in ſein Amtslocal trat, wurde der Einnehmer unzufrieden. Denn er hatte über dieſem Geſchäft allmählich eine gewiſſe nüchterne und kritiſche Ruhe erhalten, und dachte bei ſich: die hätte auch zu Hauſe bleiben können. Sie aber legte ein kleines Papier auf den Tiſch und ſagte bittend: „Es ſind die Trauringe von Vater und Mutter, wir leſen in der Zeitung, daß auch Ringe angenommen werden.“

„Gewiß,“ entgegnete Herr Köhler verbindlich, „ſie werden nach dem Goldwerth geſchätzt und eingeſchmolzen. Will Jemand ſolche Andenken zum Taxwerth zurückkaufen, ſo ſteht es ihm frei.“

„Das vermag ich aber nicht,“ ſagte das Fräulein, die Ringe zum Abſchiede liebevoll betrachtend.

„Monatliche Gehaltsabzüge, der ganze Betrag auf zwölf Monat vertheilt, Sie haben wegen Ihres Gehaltes Credit, die Stadtcaſſe legt es aus, Sie behalten dieſes Andenken an Ihre lieben Eltern und haben es doch gegeben.“ Er ſtellte das ſo überlegen dar, daß Minchen gar nicht zu widerſprechen wagte. Der Einnehmer nahm alſo Goldwage und Probirſtein, taxirte die Ringe, verſprach die Summe aus der Stadtcaſſe

zu erheben, die monatlichen Abzüge von ihrem Gehalt zu veranlassen und ihr alsdann die Ringe wieder zu übermachen. Er besorgte dies mit Hilfe des Kämmerers, und schickte sie mit einem Schreiben desselben zurück.

Doch als das Fräulein die Werthstücke wieder in der Hand hielt, fiel ihr ein, daß sie ja doch die Ringe hätte geben wollen und daß die Sache nicht in der Ordnung sei. Nun fürchtete sie aber das Mißfallen des Herrn Einnehmers zu erregen, wenn sie die Gabe noch einmal brächte; deswegen verschwor sie sich mit Frau Beblow und beredete diese, in den ersten Nachmittagsstunden, wo Herr Köhler nicht im Local war, sondern nur sein vertrauter Schreiber, die Reife als Gabe von einem Unbekannten abzugeben. Das konnte nicht auffallen, weil auch Andere ihre Trauringe hintrugen. Die Sache war schlau erdacht, aber zum Unglück hatte der vereidete Schreiber, der auch als Freiwilliger ausrücken wollte, gerade in seinen Angelegenheiten zu thun, Herr Köhler war selbst zur Stelle und Frau Beblow fiel in seine Hände. Er hörte mit Verachtung ihre Ausrede, daß diese Gabe von einem Unbekannten komme, denn er hatte die Ringe sofort wieder erkannt, und indem er brummte: „Sie ist leichtsinnig und es ist ihr nicht zu helfen," gab er mürrisch die Quittung. Als nun Frau Beblow zurückkam und den unglücklichen Verlauf berichtete, wurde Minchen sehr darüber bekümmert, daß der Einnehmer sie für eine leichtsinnige Person hielt, und daß er ihr seine gute Meinung entzogen hätte. Wenn sie seitdem Herrn Köhler begegnete, kam ihr vor, als ob dieser mit geringerer Artigkeit grüßte, und sie dankte ihm scheu und befangen. Das merkte wieder der Einnehmer und so geriethen die beiden ohne Worte allmählich in ein sehr gespanntes Verhältniß, die Grüße wurden immer kürzer, und weil Keines recht wußte warum, so war auch gar keine Verständigung möglich. Das Fräulein empfand das tief. Ihr Leben im Hause war ohnedies einsam geworden, denn ihr Bruder hatte sie verlassen, um seine Compagnie zu

übernehmen, und wenn sie des Abends allein in ihrem Dachstübchen saß, grämte sie sich bitterlich über die schlechte Meinung, und dachte nach, wie sie die Feindseligkeit wohl besiegen könnte.

Nun war der Einnehmer auf Ansuchen des Magistrats Ehrenvorstand ihrer Schule geworden, er wurde jeden Monat dort sichtbar, gab seinen guten Rath, ermahnte und lobte die Kinder. Da fiel ihr ein, ob sie ihm nicht durch diese eine Bitte vortragen könnte, von seinem Zorn abzulassen. Sie wählte dazu ein kleines Mädchen, dessen Vater als Landwehrmann mitziehen sollte, und brachte dem Kinde einen Vers bei, den sie sich selbst ausgedacht hatte. Als nun der Einnehmer zu seiner Zeit wieder erschien, und die Arbeiten der Kinder besah, welche dies Mal sämmtlich für das Vaterland verfertigt wurden, verweilte er auch vor der Kleinen, die sein Liebling war, zog eine Düte Pfeffernüsse aus der Tasche und rieth ihr davon zu nehmen und den Rest unparteiisch unter ihre Gespielinnen zu vertheilen. Da stand das Kind feierlich auf und sagte mit hellem Stimmchen seinen Spruch:

„Wir bitten zu dem lieben Gott
Für dein Wohlergehen,
Habe Nachsicht auch mit uns,
Wenn wir was versehen."

„Du kannst hübsch singen, kleiner Vogel," sagte Herr Köhler erfreut. „Ersuche unser liebes Fräulein, daß sie dir den Vers aufschreibt, und bringe mir ihn nach Hause." Er selbst sah Minchen so zufrieden an, daß sie erkannte, sein Unwille sei geschwunden. Denn die Musen haben in ihrer himmlischen Güte jedem Menschen die Begabung zugetheilt, daß ihm Verse, welche zu seiner Ehre gedichtet sind, ausnehmend gut gefallen. Deshalb hielt auch der Einnehmer daheim den Zettel mit dem Reime nachdenkend in den Händen und sagte: „Es ist merkwürdig, sie hat doch Poesie."

Durch das Ersatzgeschäft in seinem Kreise festgehalten,

konnte der Doctor erſt ſpäter als die Kameraden aufbrechen. Vorher traf er noch einmal bei den Vertrauten im Marktflecken mit Henriette zuſammen. Dies Wiederſehen, das letzte vor einer langen Trennung, war dem Anſcheine nach ruhiger als ein früheres; ſie waren in ſo begeiſterter Stimmung, daß Schmerz und Angſt nicht aufkamen. Erſt als er beim Abſchiede die Geliebte in die Arme ſchloß, brach die mächtige Bewegung in Beiden hervor, er warf ſich auf die Kniee und ſie hielt die Hand über ſeinem Haupt, den thränenloſen Blick nach oben gerichtet.

In der Hauptſtadt ſuchte er zuerſt den Grafen Götzen auf. Er wurde in ein Krankenzimmer geführt. „Das iſt mein Schickſal," begann der Graf traurig, „mir iſt nicht beſtimmt mit meinen Landsleuten ins Feld zu ziehen. Der Waſſertropfen verrinnt in der großen Strömung. In vergeblicher Mühe und in Sorge, die unabläſſig am Herzen nagte, iſt die Lebenskraft geſchwunden. Ich brauche jetzt die Philoſophie, welche Sie mir einſt empfahlen; aber das Bewußtſein, daß man früher einmal ſeine Pflicht gethan, iſt ein ſchlechter Troſt in dieſer Zeit, wo ſo unermeßlich viel zu thun wäre."

„Ihnen aber bleibt ein anderer Troſt," entgegnete der Doctor. „Wenn der Hörnerklang der ſchleſiſchen Freiwilligen zu Ihren Fenſtern heraufſchallt, und ſo oft Sie in der Zeitung leſen, daß unſere Bataillone vor dem Feinde ſich brav gehalten, ſollen Sie die Freude empfinden, wie wir Schleſier Ihnen mehr als jedem Andern verdanken, daß wir Theil haben an den Ehren dieſes Jahres. Sie waren es, und Sie faſt allein, der in unſerm muthloſen Elend während der Jahre großer Demüthigungen uns eine mannhafte Geſinnung und das Vertrauen zu der Zukunft unſeres Staates gegeben hat. Wie mir, ſo haben Sie tauſend Anderen die Waffen in die Hand gelegt, die wir endlich gebrauchen dürfen. An Sie haben wir uns bisher gehalten, jetzt iſt es an uns, Ihrem Beiſpiel nachzueifern und unſerem Meiſter Ehre zu machen."

„Darum also tragen auch Sie die Büchse?“ frug der Graf mit melancholischem Lächeln, und abbrechend sagte er: „Freund Helwig ist zum Major ernannt; es ist im Werke, ihn als Führer eines Streifcorps mit dem halben Regiment in den Rücken des Feindes zu senden. Er hat sich bereits wacker getummelt, Sie werden ihn in der Lausitz finden und Mühe haben zu ihm durchzudringen.“

Es war am Ende des Mai, als der Doctor zu Pferde, in Uniform und mit den Waffen eines reitenden Jägers, in Kottbus eintraf, wo das Streifcorps Ruhetag hielt. Der erste Bekannte, dem er auf dem Marktplatze begegnete, war Hans, welcher sich die Erlaubniß ausgewirkt hatte, zu der Schwadron des Majors überzugehen. Hans lief in voller Freude auf den Einreitenden zu und führte ihn nach dem Gasthofe, wo die Officiere lustig zusammensaßen, unter ihnen der Pole, welcher die zweite Schwadron commandirte. Die Freunde sprangen auf, als der neue Freiwillige in das Zimmer trat. Es gab herzliche Umarmungen und viele Fragen.

Wie durch Zauberkunst sah sich der Doctor plötzlich als Genosse streifender Husaren. Die ersten Wochen wurde ihm der Dienst sauer, die Vorübungen, welche er daheim in den letzten Jahren nach Anweisung eines Husarenunterofficiers gemacht hatte, halfen ihm wenig, aber er war kräftig und unermüdlich und fand bei Officieren und Mannschaft so bereitwillige Nachhilfe, daß er sich manchmal gegen allzugroße Schonung, die man ihm gewähren wollte, sträuben mußte. Da kurz nach seinem Eintritt ein Waffenstillstand geschlossen wurde, so erhielt er mit anderen Rekruten Frist zu nothdürftiger Ausbildung. Nach dem Stillstand aber gewann auch er vollgemessenen Antheil an den Freuden und Gefahren des Reiterlebens. Zwar das ersehnte freie Schweifen im Rücken des Feindes vermochte der Major lange nicht durchzusetzen, denn sein General Bülow, ein methodischer Herr, machte nicht viel aus dem Parteigängerdienst und hielt seine Leute

lieber fest unter eigenem Kommando. Dadurch wurde dem Doctor Gelegenheit nach den siegreichen Kämpfen zum Schutz der Residenz in die Schaaren der fliehenden Feinde einzuhauen, bis die Nacht dem Reitergefecht ein Ende machte. Seitdem gab es fast jeden Tag kleinere Zusammenstöße mit dem Feinde, selten kamen die Husaren ohne Gefangene und Siegeszeichen in ihre Quartiere. Aber erst Anfang Oktober gelang es dem Streifcorps sich von dem Vorpostendienst bei der Nordarmee zu befreien. Wie ein junger Jagdfalk, der lange mit dem großen Steinadler in einem Käfig zusammengeschlossen war, flog der Major den Banden entlassen und froh, sich frei die Beute zu jagen, über die Elbe in das Gebiet, welches noch von der französischen Armee beherrscht wurde. Seine Schwadronen warfen sich auf die Verbindungen des Feindes, fingen Couriere ab, verwirrten Colonnenzüge, störten die Zufuhren, griffen kleinere Heerhaufen ohne Rücksicht auf die Uebermacht an, und belästigten unablässig den Gegner.

Als in dieser Zeit der waghalsigen Streife das Corps die Festung Erfurt, welche noch in französischen Händen war, umschwärmte, um die ausgesandten Detachements, die aus der Umgegend Fourage eintrieben, zu hindern, erhielt Witowski Befehl, mit seiner Schwadron die große thüringische Heerstraße zu beobachten und nach einem Fange auszusehen. Der Pole war darüber höchlich erfreut, denn wie der Führer des Corps gegenüber seinem General, so wollte auch er gern gegen seinen Freund Helwig die Unabhängigkeit behaupten. Vor dem Abmarsch kam er zum Doctor: „Bruder, reit einmal mit mir."

„Gern," sagte dieser, „wenn der Major es gestattet."

Als die Erlaubniß ertheilt war, zog die Schwadron unter hellem Gesange südwärts.

Der Pole war ein erfahrener Parteigänger; er hatte sich mit gutem Grunde selbst einen Kater genannt, denn uner-

ſchöpflich in kleinen Liſten wußte er ſich ſo gewandt zu ſchmiegen und zu drücken, daß er den Feinden unſichtbar blieb, bis für ihn der Augenblick des Anſprungs kam. Dies Mal führte er mit beſonderem Behagen die Schwadron, welche zum Theil mit Piken bewaffnet war, und eine Anzahl Jäger zwiſchen feindlichen Beſatzungen hindurch bis in die Nähe der Heerſtraße.

Etwa eine Meile nordwärts der Straße lag einſam ein großes Vorwerk, dahinter ein Gehölz mit einer Lichtung. Dorthin rückte er mit ſeinem Kommando und erzählte ſeinem Vertrauten, dem Doctor: „Einer von meinen Huſaren iſt ein Verwandter des Gutsbeſitzers, ihn habe ich verkleidet vorausgeſchickt und ich finde hier gute Kundſchaft.“ Bis zur Dämmerung gingen und kamen Boten. In der Dunkelheit brach er auf und führte ſeine Schwadron in die Nähe eines Dorfes an der Straße. „Dort hat ſich auf dem Marſch eine halbe Batterie eingelegt, wollen ſie herausholen.“ Er umſtellte das Dorf und poſtirte Jäger an die Landſtraße nach beiden Richtungen. „Bricht ein Fahrzeug heraus, ſo ſchießt zuerſt die Pferde nieder,“ — dann rückte er auf einem Seitenweg von den Feldern gegen das Dorf. Es gelang die ſorgloſen Wachen am Eingange zu bewältigen, ohne daß ein Schuß fiel; die Schwadron drang in den Ort und fand die Geſchütze und Wagen an einem freien Platz aufgefahren. Ein Theil der Mannſchaft ſaß ab und durchſuchte die Gehöfte. Tumult, Geſchrei und Schüſſe unterbrachen die nächtliche Stille, in wenig mehr als einer Stunde war die Mehrzahl der feindlichen Artilleriſten und die Bedeckungsmannſchaft niedergehauen oder gefangen, nur wenige entkamen in das Feld oder bargen ſich im Verſteck. Die Fahrknechte wurden gezwungen anzuſpannen und beim erſten Morgengrau führte der Rittmeiſter die Gefangenen und die halbe Batterie als Beute aus dem Dorfe. Vergnügt ſtrich er ſeinen dunklen Schnurrbart. „Gern möchte ich die Kanonen verſtecken und abliefern,“ ſagte er, „damit die Mann-

ſchaft ihre Dukaten verdient. Die Feldwege ſind von den Erntewagen feſtgefahren und die Feinde ſollen Mühe haben uns zu finden.“ Er brachte ſeinen Fang glücklich zu dem Vorwerk. Dort befahl er zu füttern und abzukochen. „Jetzt laß uns ausruhen, Bruder, denn wir haben noch etwas vor.“

„Mancher iſt entkommen,“ verſetzte der Doctor, „auch aus meinem Gehöft ſind einige Mann über den Gartenzaun geſprungen, wir ſchoſſen ihnen vergeblich nach.“

„Wir haben die Officiere, dort ſitzen ſie verwundet auf dem Protzkaſten, die Mannſchaft aber, wenn ſie auf dem Marſch überfallen wird, hat immer den Brauch, daß ſie den Weg zurückläuft, den ſie ſchon gemacht hat, und nicht nach vorwärts. Die Flüchtigen haben weit zu laufen, von dort hinten droht uns heut noch keine Gefahr, die Gefangenen ſchicke ich ſofort auf unſere Garniſon zu.“ Er gab einem Officier den Befehl mit einer Bedeckung und den Gefangenen aufzubrechen, wies ihm leiſe eine Sandgrube als Verſteck an, wo er ſie unterbringen ſollte, und machte ihm ein bedeutſames Zeichen mit der Piſtole: „Wenn einer trotzige Miene macht, geben Sie ihm ſogleich ſeinen Freipaß zum Teufel, damit die Andern in Furcht bleiben. Doch Artilleriſt, wenn er die Geſchütze verloren hat, iſt geduldiger. Warum laſſen Sie den Feuerwerker zurück, Lieutenant?“ frug er, auf einen Franzoſen deutend, der in der Nähe ſtand.

„Verwundet!“ meldete ſich der Mann finſter in franzöſiſcher Sprache, „und geſchlagen ins Kreuz“ — und ſetzte ſich ſchwerfällig auf einen Holzklotz.

„Dann hinein mit ihm ins Haus!“ gebot der Pole gutmüthig, als er das Blut am Kopfe des Feindes ſah. „Dort iſt Lazareth und Chirurgus.“

Am Nachmittage rückte der Rittmeiſter von Neuem aus. Auf anderen Wegen weiter gegen Oſten kam die Schwadron wieder der Heerſtraße nahe. Der Pole theilte ſie und ſtellte die Beritte im Schutze eines Holzes verdeckt auf, er ſelbſt

winkte seinen Freund zu sich, stieg ab, kroch auf einen kahlen Hügel und beobachtete liegend mit seinem Fernglase nach beiden Richtungen die Straße. „Aus einem polnischen Landsmann, der unter den Gefangenen war, habe ich herausgebracht," erzählte er, als der Doctor an seiner Seite lag, „daß vornehme französische Generäle zurück sind, welche mit ihren Wagen und Bedeckung zum Heer des Kaisers reisen. Ist es auch unsicher, vielleicht kommen sie uns noch in den Weg." Wohl eine Stunde lagen sie spähend auf der Höhe. Endlich rief er mit heller Freude: „Dort kommen sie; es sind Reiter, und sie sind gewarnt, denn sie marschiren vorsichtig. Wir packen sie von vorn, die Andern im Rücken."

Als die Husaren zur Attacke aufritten und die feindlichen Reiter sichtbar wurden, hob sich der Freiwillige im Sattel, schrie den Namen Dessalle und setzte, Alles vergessend, den Anderen voran auf die Heerstraße, seinem Feinde entgegen. So oft er bis dahin mit den Franzosen zusammengestoßen war, bei jedem Ueberfall, und wenn er nach einem Treffen hinter dem fliehenden Gegner herjagte, immer hatte er erwartet, die Gestalt seines Nebenbuhlers im Anritt gegen sich zu finden. Er wußte, daß er ihm im Felde begegnen würde; jetzt hatte er ihn vor sich und die Stunde der Entscheidung war da. Ein wilder Kampfzorn überkam den bedächtigen Mann, und Leib und Seele unter der Herrschaft plötzlich auflodernder Leidenschaft rief er zum zweiten Mal den Namen des Franzosen. Gellend klang ein Gegenruf, und beide rannten an einander. Die größere Gewandtheit des Obersten vermochte dem rasenden Anfall des Deutschen nur mit Mühe zu begegnen, denn blitzschnell und mit übermenschlicher Kraft fielen die Hiebe gegen ihn. Neben sich hörte der Freiwillige den Ruf des Polen, doch er schrie: „Mein ist er!" als wollte er den Beistand Anderer abhalten. Von der anderen Seite aber jagte Hans herzu mit der Lanze, die er einem Verwundeten entrissen hatte; der Franzose bäumte sein Pferd, den Stoß zu pariren,

das Roß überschlug sich und der Reiter lag betäubt unter ihm am Boden. Da neigte sich der Freiwillige auf seinem Pferde über ihn und ein Strahl wilden Triumphs fiel auf den Gestürzten, gleich darauf schlug er sich im Getümmel mit andern feindlichen Reitern herum.

Die Hälfte der französischen Bedeckung entrann in schneller Flucht, der Rest wurde niedergemacht oder gefangen. Als Hans zum Sammeln blies und der Doctor an der Stelle vorüber kam, auf welcher er mit dem Franzosen zusammengestoßen war, saß der alte Wachtmeister am Boden und stützte den Körper des Ohnmächtigen. Der Pole aber lachte seinen Freiwilligen an und wies auf die Koppel von Beutepferden, welche durch seine Husaren zusammengetrieben wurde: „Es sind gute Pferde darunter."

Der Oberst wurde auf einen Wagen gelegt, den ein Husar aus dem nahen Dorfe herbeiholte und die Schwadron zog mit Pferden und Gefangenen wieder dem Gehöfte zu, in welchem der Rittmeister sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Als die fröhlichen Sieger ankamen, fanden sie dort Alles, wie sie es verlassen, nur die Husaren, die zur Bewachung zurückgeblieben waren, erhielten scharfen Verweis, weil sie der Versuchung nicht widerstanden hatten, sich gesellig mit einem starken Trunk zu vergnügen, und weil das Verhör ergab, daß die französischen Artilleristen die Branntweinflaschen aus ihren Protzkästen selbst herzugetragen und wie gute Kameraden an dem Trunk Theil genommen hatten. Die Verwundeten wurden wieder im Hause auf Betten und Streu untergebracht, der Oberst auf das Lager gelegt, welches in einer Kammer neben der Wohnstube stand, und der alte Sergeant zu seiner Bedienung bestimmt.

„Der Oberst ist ein wilder Teufel," sagte der Pole zum Doctor, „nnd finster wie die Nacht, auf höfliche Anrede hat er keine Antwort gegeben; ich traue ihm nicht." Er untersuchte selbst die Kammer, beim Bett war nur ein kleines Fenster,

ſo enge, daß ſich auch ein Geſunder nicht hindurchzuſchwingen vermochte; er befahl die Kammerthür auszuheben und poſtirte einen Huſaren in die Wohnſtube, damit der Franzoſe allein wäre und doch auffällige Bewegungen ſeiner Wache nicht verbergen könnte. Der Doctor rief den Alten heraus und ſagte ihm, daß er bereit ſei das Bein zu unterſuchen, wenn der Verwundete es wünſche. Doch als der Diener dem Oberſten dies leiſe mittheilte, antwortete dieſer nur durch eine abwehrende Bewegung des Abſcheus und der Chirurgus des Streifcorps wurde in die Kammer geſchickt; er meldete einen Beinbruch, der nicht gefährlich ſei, und that ſein Beſtes den Fuß zu ſchienen. Der Kranke lag ſtill und der Sergeant ging ab und zu.

Draußen im Hofe und Garten tummelten ſich luſtig die Huſaren, bereiteten ihre Mahlzeit, rauchten und ſchwatzten. Hinter den Gebäuden des Hofes ſtanden die erbeuteten Geſchütze und Wagen, bewacht von freiwilligen Jägern; in einer Abtheilung der Scheune lagerten die Officiere und einige Freiwillige, auch ſie gehoben durch den gelungenen Fang. Es wurde dunkel und Hans ließ bereits durch die Burſchen der Officiere die Streu auf der Tenne breiten zum Nachtlager für die Herren. Da ſtellte ſich der alte Franzoſe nahe zum Bett des Oberſten und begann leiſe: „Ich bringe eine Meldung, Herr Oberſt.“ Dieſer wandte ihm das düſtere Antlitz zu. „Der Feuerwerker hat heut, während die feindlichen Huſaren von ſeinen Leuten unterhalten wurden, heimlich ein Faß Sprengpulver in die Scheune gegenüber geſchafft und unter Erbſenſtroh verſteckt. Vom Faß hat er die Zündſchnur gelegt und längs dem Stall mit Stroh bedeckt bis an dieſes Haus gezogen. Er iſt Savoyarde und fühlt Rachſucht, weil ihn die Huſaren verwundet und durch Schläge übel zugerichtet haben. In der Nacht, wenn die Scheune mit Feinden gefüllt iſt, will er ſprengen, er hofft die Wache zu betrügen. Das Pulverfaß ſteht neben dem Lager der Officiere, die Stoppine läuft hier

hinter dem Hause herum bis zu der Kammer nebenan, wo der Savoyarde wegen seiner Wunde einquartiert ist. Ich sagte ihm, er dürfe es nicht thun ohne Ihre Genehmigung. Sobald der Herr Oberst an die Wand pocht, zündet er an.“ In den Augen des Obersten flammte ein grelles Licht auf, als er frug: „Wo liegt der Arzt aus jener Stadt?“

„Bei den Officieren in der Scheune.“

„Warum hat es der Tropf nicht gethan, ohne Meldung davon zu machen?“ murmelte der Kranke.

„Mein Oberst, der Doctor hat Ihr Leben gerettet,“ versetzte der Alte.

„Er hat mir gestohlen, was das Glück meiner Zukunft werden soll; er hat sich eingedrängt zwischen mich und eine Andere, einer von uns beiden muß von dannen.“

„Wenn das sein muß,“ fuhr der Alte fort, „so pflegt mein Oberst das Pulver in der Pistole zu gebrauchen, aber nicht im Faß.“

„Im Kriege trifft der Tod mit jeder Waffe.“

„Aber Oberst Dessalle gebraucht nicht jede.“

„Sie haben Ihre Meldung gethan, Wachtmeister; ich werde das Zeichen geben.“ Der Alte rückte sich steif zusammen und salutirte militärisch.

Die Sonne war untergegangen und das Abenddunkel erfüllte die Räume des Hauses. Der Rittmeister kam in die Wohnstube und befahl Licht zu bringen; da der helle Schein auch die anderen Officiere herbeizog, rief der Pole in den Hof hinaus: „Komm zu uns, Bruder Doctor, es ist Wein hier aus Franken.“ Der Freiwillige erschien und saß mit den Andern am Tisch nieder.

Der Rittmeister trug ein Glas zu dem Diener. „Trink, alter Vater, da dein Herr nicht kann, und sei lustig; heute mir und morgen dir, so heißt es bei uns Husaren.“ Der Alte dankte und stellte das Glas unberührt neben sich. „Dieses Glas aber bringe ich dir, Bruder Doctor,“ fuhr der Ritt-

meiſter fort, „heut biſt du als mein Freiwilliger geritten und ich habe mich über dich gefreut. Bei uns Polen iſt eine Rede: Jedermann ſchlägt nach ſeinem Großvater, ich denke, deiner war auch Soldat.“

„Nur eine Stunde ſeines Lebens,“ antwortete der Doctor lachend. „Er war ungewöhnlich hoch gewachſen, deshalb wollte ihn der Vater Friedrichs des Großen in ſein Potsdamer Regiment ſtecken und hatte ihn ſchon einkleiden laſſen. Doch beſann der König ſich anders und gab ihm eine Pfarre. Der Großvater hielt ſich noch im hohen Greiſenalter gerade aufgerichtet wie ein Gardiſt, ich habe eine dunkle Erinnerung an ihn und an ſein ſchönes weißes Haar, wie er mir einſt die Hand auf den Kopf legte.“

„Mir hat Niemand den Kopf geſegnet,“ ſagte der Rittmeiſter ernſter als er ſonſt zu ſein pflegte. „Den Großvater hieben die Conföderirten mit ihren Säbeln zu Tode und den Vater erſchoſſen die Franzoſen, während er in öſtreichiſchen Dienſten ſtand, beide habe ich nicht gekannt. Da zog meine Mutter ins Preußiſche, als ich noch ganz winzig war. Dort ſah ich als kleines Kindel zuerſt einen Huſaren und ſagte meiner Mutter ſogleich, ich wollte auch einer werden. So lange ich denken kann, habe ich kein anderes Vaterhaus als das Regiment, und keinen andern Segen auf dem Kopf, als den Segen, welchen Herrgott einem ehrlichen Huſaren gibt.“ Er ſtieß das Glas auf den Tiſch. „Schenke den Reſt ein, Bruder, morgen reiten wir, bevor die Sonne aufgeht, und jetzt paſcholl nach unſerem Nachtquartier in der Scheune.“

Die Preußen verließen die Stube, es wurde allmählich ſtill, auch draußen verhallte der Lärm. Der Sergeant ſtellte ſich an das Bett des Oberſten und beugte ſich über ihn, der Kranke ſchlief. Erſtaunt lauſchte der Andere auf die Athemzüge und harrte längere Zeit, es regte ſich nichts. Kopfſchüttelnd nahm er das Waſſergefäß und ging in den Hof.

Als um dieſe Zeit der Doctor noch einmal aus der Scheune

zum Brunnen kam, ſah er in der Finſterniß an der Seite eine Geſtalt am Boden kauern. Wie er herantrat, erkannte er den alten Franzoſen. „Was thun Sie hier, mein Braver?“ frug er verwundert; der Alte erhob ſich.

„Ich habe eine Kugel für mich gefunden,“ entgegnete er grüßend und ſchritt dem Hauſe zu. In der Kammer neigte er ſich wieder über das Angeſicht ſeines Oberſten. Dieſer lag unverändert. Der Sergeant ſaß neben dem Lager nieder, griff nach dem Glaſe, das ihm der Preuße dargeboten hatte, und trank es aus.

Alles war ſtill, die Sterne ſtiegen zur Höhe und gingen nieder, die erſte Morgenröthe zog herauf. Hans trat aus der Scheune und blies Reveille, auch der Oberſt erhob ſich in ſeinem Bette. „Ich werde mich zu Arreſt und Kriegsgericht melden, ſobald der Herr Oberſt den Säbel wieder hat,“ ſagte der Sergeant finſter.

„Was meinſt du, Alter?“

„Ich habe geſtern Abend gegen Befehl die Zündſchnur durchſchnitten und die Leitung unterbrochen.“

„Ich weiß es, mein Vater; ich wußte, daß du es thun würdeſt, als du hinausgingſt, denn ich ſchlief nicht.“

Mit demſelben ſtrengen Ernſt meldete der Sergeant weiter: „Ebenſo habe ich geſtern gegen den Befehl dem Feuerwerker gemeldet, daß der Herr Oberſt oder ich ihm künftig einmal einen Schuß durch das Hirn jagen würden, wenn er ſich unterſteht, ohne mündlichen Befehl des Herrn Oberſten die Stoppine anzuzünden.“

„Es iſt gut,“ verſetzte der Oberſt und ſtreckte ihm die Hand hin. „Komm, mein Vater, ſetze dich zu mir; mir bleibt auf Erden Niemand als du.“ Er ſank auf ſein Lager zurück. So blieben beide ſchweigend, bis der Pole, zum Aufbruch bereit, in die Kammer kam.

„Die alte Rechnung iſt noch nicht ganz ausgeglichen, obgleich wir einander gehauen haben,“ begann der Pole; „auch

ich bin gewohnt Ehrenschulden zu bezahlen. Sie haben mir damals meine Husaren frei gelassen. Wollen Sie mir Parole geben für sich und Ihren Begleiter, daß Sie in diesem Feldzuge nicht mehr gegen uns dienen, so gebrauche ich das Recht, welches ich als Kommandeur eines Streifcorps habe, und lasse Sie sogleich frei abreisen, wohin Sie wollen."

„Es ist dafür gesorgt, daß mir die Parole nicht schwer wird," entgegnete der Oberst, nach seinem Fuß weisend, und gab das Gelöbniß. Der Rittmeister rief in den Hof und übergab dem Alten Pallasch und Säbel.

„Da wir Artigkeiten austauschen," begann jetzt der Franzose nicht ohne Selbstüberwindung, „so lassen Sie sich als meinen Dank mittheilen, daß in der Scheune neben Ihrem Nachtlager ein Faß Pulver steht; die Leitung, welche dazu bestimmt war, Sie auffliegen zu machen, hat mein Sergeant gestern Abend unterbrochen, um Sie vor einer lästigen Störung Ihrer Ruhe zu bewahren. Wenn Sie diese That, die er ohne Befehl, nur als Soldat von Ehre gethan, für dankenswerth halten, so können Sie ihn dadurch verbinden, daß Sie von einer Untersuchung gegen den Anstifter absehen, damit die Redlichkeit meines Alten gegen den Feind nicht einem seiner Kameraden den Hals kostet."

„Ich weiß Ihnen nicht besser zu danken, Wachtmeister," versetzte der Rittmeister, „als daß ich den Kerl zur Stelle loslasse, da ich eine solche Bremse nicht mit mir fortnehmen will."

„Noch um eine Gunst wage ich zu bitten," fuhr der Oberst fort; „ich möchte so schnell als möglich diesen Ort verlassen, ohne sonst Jemanden zu sehen, und ersuche Sie um einen Wagen für mich und meinen Begleiter."

„Der Beamte des Vorwerks soll sogleich anspannen," entgegnete der Pole. „Stoßen wir wieder zusammen, so thue ich nicht den ersten Hieb."

„Auch ich nicht," sagte der Franzose. Beide grüßten einander mit der Hand und schieden.

Als der Doctor kurz darauf in die Stube trat, war Oberſt Deſſalle mit ſeinem Vertrauten verſchwunden. „Wohin iſt er gereiſt?“ frug der Doctor den Rittmeiſter.

„Südwärts nach der nächſten Stadt,“ verſetzte der Pole. „Er wird uns das Geſchäft nicht ſtören; wir wechſeln die Straße. Die Geſchütze muß ich aber ſprengen. Das Pulver dazu ſteht neben unſrer Schlafſtelle.“

Oberſt Deſſalle war verſchwunden. Der Doctor hatte im Winter und während des nächſten Feldzuges im Frühjahr oft Gelegenheit bei franzöſiſchen Officieren nach ihm zu fragen. Viele kannten ihn und Mancher gab Nachricht über ihn bis zu dem Tage ſeiner Gefangenſchaft; wo er ſeitdem geblieben, wußte Niemand zu ſagen.

12.

Zum Frieden.

Die Freiwilligen sind fort, die Mannschaft der Linie ist ausgehoben, auch die Landwehr hat Weib und Kind verlassen und ist in das Feld gerückt, und der Kreisstadt fehlt die junge Kraft, welche sich im ersten Frühjahr zornig gegen den Feind erhob. Aber wehrlos ist die Bürgerschaft nicht, denn die gesammte mannhafte Bevölkerung schreitet in Waffen von der Art wie sie einst von den alten Hünen getragen wurden, und exerciert draußen auf dem Anger. Jeder trägt eine Pike, die Waffe ist schwer, ihre Eisenspitze lang und scharf, der Schaft ein starker Pfahl, und es ist kein Kinderspiel sie zu führen, mit ihr auszufallen, in gerader Richtung vorwärts zu stoßen oder sie gar in der Luft zu schwenken, um den feindlichen Säbel, den der Pikenmann in Gedanken vor sich sieht, zur Seite zu schleudern, daß er weit über den Anger bis dahin fliegt, wo die Gänse der Vorstädter friedlich den kurzen Rasen berupfen. Wer aber Herr über solche Waffe geworden ist, der bekommt eine feste Zuneigung zu ihr und Vertrauen zu seiner eigenen kriegerischen Tüchtigkeit. Man kann sich denken, daß Beblow den gesammten Landsturm der Stadt befehligt, sowohl die leichte Compagnie seiner Bürgerschützen, die mit ihren Stutzen den Feind aus der Ferne vernichten, als auch die eigentlichen Stürmer, welche dem Feinde, wenn er doch noch stehen bleibt, dicht auf den Leib rücken und mit Kraft in diesen hineinstoßen. Und wenn der riesige Hauptmann vor

seinem Bataillon hinauszieht, des Beispiels wegen selbst mit einem Spieß bewaffnet, der einem Hebebaume gleicht, so erhält der Bürger bei seinem Anblick einen Löwenmuth; hinter ihm drein marschiren sie alle, die noch feste Glieder haben, Schilling führt einen Zug und Hutzel einen anderen, und dieser läßt sich auf den Rath seiner Hausfrau den Schnurrbart stehen. Die Stadt ist in ein Heerlager verwandelt, nur der Herr Einnehmer hält sich zurück. Doch auch er sieht vom Stadtwall bewundernd den Uebungen zu.

Bald kommen die Tage, wo der Provinz eine starke Heeresmacht nöthig wäre, denn noch einmal bringt der böse Kaiser in das Land, auch die Kreisstadt ist in Gefahr von den Franzosen besetzt zu werden. Beblow mit einem Dutzend Kameraden wäre im Stande, als lebendige Dornhecke das Stadtthor den Franzosen zu verschließen, jedoch die Mehrzahl seiner Mitbürger erhebt verständigen Einwand, und Mancher birgt während dieser Tage die Pike auf dem Oberboden. Sobald aber der Feind den Rücken wendet, sind sie alle wieder auf dem Anger versammelt und fallen trotzig hinter ihm aus. Und einer von ihnen, welcher nicht arm an klugen Gedanken ist, stemmt seine Pike auf den Boden, sieht bewundernd zu dem Eisen der Spitze auf und sagt zu Herrn Köhler: „Es ist die beste Waffe der Welt. Aber sie verlangt einen ruhigen Feind.“

„Sie haben Recht,“ entgegnet der Einnehmer, „dies ist für uns Bürger die beste von allen Waffen, denn wenn Sie sich täglich eine Stunde wie Helden damit gemüht haben, so sind Sie daran gemahnt, daß das Vaterland jetzt von Jedem das Aeußerste fordert, arbeiten die übrige Zeit unverdrossen in der Werkstatt für Lieferungen ohne Ende, bei denen die Bezahlung ausbleibt, und essen ohne Murren das schwarze Brot, welches uns jetzt gebacken wird. Ohne die Pike würde der arme Bürger die schwere Zeit nicht ertragen.“

In jenen Tagen, wo das feindliche Heer noch einmal in das Land fluthete, bestand der Senior darauf, sein liebes Kind

vor der Gefahr in einer Stadt zu bewahren. Da schrieb Henriette an Minchen Buskow, kam zur Kreisstadt und zog zu dem Fräulein in das leere Dachstübchen. Der Aufenthalt Henriettens verlängerte sich bis zum Herbst und das Pfarrkind wurde eine werthvolle Gehilfin in der Schule und bei den Sammlungen für das Vaterland. Am Nachmittag fand man beide auf dem Stadtwall, neben ihnen schritten der Einnehmer und der junge Doctor und so oft die vier sich recht eifrig unterhielten, war die Rede fast immer von Solchen, die draußen im Felde lagen. Henriette hatte die Freude, die Nachrichten von Siegen, welche jetzt schnell auf einander folgten, und andere stille Botschaften, welche durch die Feldpost kamen, gemeinsam mit den Vertrauten des geliebten Mannes zu genießen. Und wenn die wackeren Mädchen des Abends zusammen in der Dachwohnung für die draußen arbeiteten, dann war auch Minchen überglücklich, daß sie der neuen Freundin als Wirthin gegenüber saß; denn dieses Amt hatte sie in ihrem Leben noch niemals gehabt und sie fühlte sich stolz, wenn sie vor dem erfahrenen Gast auch ihre Tüchtigkeit in der Wirthschaft beweisen konnte. Da die Frau Pastorin durch regelmäßige Sendungen aus Hof und Küche dafür sorgte, daß die Einquartierung der Städterin nicht beschwerlich wurde, so lebten die Mädchen mit einander in behaglichem kleinem Haushalt wie zwei Vögel auf einem Fruchtbaume.

Die große Schlacht bei Leipzig war geschlagen, die Bürger dankten dem lieben Gott in der Kirche dafür und stellten am Abende Lichter an die Fenster. Eine fromme Freude erhob das ganze Volk nicht reich an Worten, aber so gewaltig, daß in ihr alle Sorge um die unsichere Zukunft des Vaterlandes und alle Erinnerung an die gehäuften Leiden der vergangenen Jahre untergingen.

Als die Straßen wieder frei wurden und die Post regelmäßig Briefe vom Heere beförderte, da erhielt Henriette an einem düsteren Tage des Novembers zwei Briefe; den ersten

von dem Geliebten, worin er ihr sein Zusammentreffen mit dem Franzosen berichtete, und den zweiten von ihrem Vater, Einlage war ein an sie adressirtes Billet von einer Hand, die sie wohl kannte und die ihr jetzt ein Grausen verursachte. Sie riß das Schreiben auf, ihr Ring mit dem Vergißmeinnicht lag darin und der Brief enthielt in französischer Sprache nur die Worte: „Leben Sie wohl für immer, schöne Henriette!"

Da glitt sie von ihrem Stuhle auf die Knie und hob die Arme gen Himmel: „Vater des Erbarmens, ich danke dir." Dann eilte sie zum Tisch, schrieb in einen Brief die Worte: „Ich habe den Ring, Geliebter, ich bin frei" und legte die Zeilen des Franzosen ein.

Am nächsten Tage nahm Henriette von Minchen Abschied, um nach Haus zurückzukehren. Daheim fiel sie den Eltern um den Hals und bekannte ihnen in der ersten Stunde, wie lieb sie den Doctor habe; als die Mutter zärtlich klagte: „Du böses Kind, wie lange hast du uns das verborgen" — antwortete Henriette leise: „Vater und Mutter hatten die Verlobung mit dem Franzosen anerkannt, wie durfte die Tochter sie zu Mitwissern einer stillen Liebe machen, solange der Andere ihren Ring trug?"

Noch war die Zeit des Harrens nicht vorüber, aber es waren Monate froher Erwartung, welche den Schritt beflügelt und die Wange röthet; Henriette flog wieder geschäftig durch Haus und Hof, und wie der Senior zum ersten Mal aus der Küche, wo die Tochter mit Susanne verhandelte, das sorglose Lachen hörte, welches er durch viele Jahre nicht vernommen, da blickte er auf von Luthers Buch über die babylonische Gefängnuß der Kirche und lächelte ebenfalls. Des Abends saß er vergnügt in seinem Lehnstuhl, während die Tochter auf dem alten Clavier seine Lieder vorsang, vom Knaben mit dem Röslein und ein neueres, von einem verwundeten Krieger, der die Leute bittet ihn vom Wagen zu heben.

Die nächste Freude bereitete ein Brief an den Vater, worin

der Doctor um Henriettens Hand warb. Der Senior antwortete umgehend mit bewegtem Gemüthe.

Es wurde wieder Winter und die weißen Flocken tanzten nicht nur draußen in Garten und Feld, auch in der großen Vorrathsstube des Pfarrhauses, denn die Frau Pastorin schüttete die Flaumfedern in Betten, welche zur Ausstattung für ihre Tochter bestimmt waren, und Henriette saß am Schreibtisch und schrieb lange, glückliche Briefe an ihren Bräutigam. Sie hatte seinetwegen ein gutes Vertrauen, er war nicht mehr den Gefahren des Feldes ausgesetzt, sondern nur denen seines Berufes. Denn er hatte von seinem Major Urlaub erhalten und war in den großen Lazarethen thätig, welche bei Mainz für die Verwundeten errichtet wurden.

Als aber die Frühlingssonne schien und wieder die ersten Schneeglöckchen blühten, da flog die Nachricht von neuen Siegen in Frankreich durch das Land, vom Sturz des Kaisers, vom Einmarsch in Paris und dem lang ersehnten Frieden. Susanne fegte das Haus und die glückliche Braut wand mit Bärbels Hilfe Fichtenkränze und hing sie über die Thüren. Der Doctor hatte ihr geschrieben, wann er kommen würde, und sie stand auf der alten Schanze und blickte Stunden lang hinaus nach dem Wege. Weit hinten auf der Straße zog etwas Dunkles heran, näher und näher, sie konnte den Lauf der Pferde erkennen, endlich eine Männergestalt, sie sah, wie der Geliebte die Hand nach dem Pfarrhause erhob, und erspähte die Züge seines Antlitzes. Heftiger pochte ihr Herz, sie flog ihm entgegen und hielt ihn lachend und weinend in ihren Armen.

Hand in Hand gingen sie mit einander dem Hause zu; die Seligkeit dieser Stunde war so groß, daß sie beiden die Lippen schloß, und doch zitterte in leisem Nachklang das Weh vergangener Zeit in ihren Seelen nach. Als sie in die Nähe des Ringwalls kamen, sah der Doctor die Dornen der alten Wustung ausgerodet und den ansehnlichen Platz, der dadurch gewonnen war, mit jungen Obstbäumen bepflanzt; ein Karren

und Werkzeug lehnten an dem Brunnenrand. „Du kommst gerade zurecht, den Geist des Brunnens zum letzten Male zu schauen. Der Vater hat durchgesetzt, daß der Quell verschüttet wird, damit der Aberglaube aufhöre. Harre einen Augenblick, Geliebter, auch ich will etwas versenken.“ Sie eilte in das Haus und brachte den Goldreif mit dem Vergißmeinnicht. „Der leichte Ring hat uns beiden das Leben schwer gemacht, ich kann ihn nicht ansehen, ohne traurig zu werden.“ Sie beugten sich über die Brüstung und sahen in die tiefe gemauerte Röhre hinab, Henriette hob die Hand und warf den Ring hinunter. An dem Aufschlag und den helleren Kreisen auf der Oberfläche erkannten sie das Wasser in der schwarzen Tiefe. „Es soll nichts mehr hineinstürzen,“ rief das Mädchen und zog ihn mit sich fort.

„Jetzt führe ich,“ sagte der Doctor, „wir suchen den vierblättrigen Klee.“

„Ich suche das Glück nicht mehr, ich halte es fest an der Hand.“ Sie stiegen hinab in den Kessel des Ringwalles, und als sie da unten standen, war es gerade wie vor Jahren; rings um sie die hohe Brustwehr, über ihnen der Himmel wie eine blaue Glocke. „Hier fing's an,“ sagte er und küßte sie, sie aber legte sich still an seine Brust, umschlang seinen Hals mit den Armen, und wie er sich zu ihr beugte, fühlte er ihre Thränen an seiner Wange.

Acht Jahre seit der ersten Begegnung, acht Jahre treuer Liebe und bitteren Leides! In dem harmlosen frohen Sinn der Jugend schlossen sich die Herzen gegen einander auf, jetzt war es ein geprüfter Mann und ein gereiftes Weib, welche sich mit einander verbanden. Unter unabläßiger Entsagung war ihre erste blühende Jugend vergangen. Und nicht ihnen allein, ihrem ganzen Geschlecht war dieser Zeitraum ein banges, trauriges, ödes Harren gewesen, Viele, die einander lieb gehabt wie diese Beiden, hatten sich in der harten Noth und in dem freudelosen Sehnen nach besseren Tagen nicht gefreit, und Vielen war der beste Trost gewesen, daß sie mit einander vereinigt

werden sollten, wenn über ihr Heimatland die Sonne glücklicher Tage aufgehe. Nicht Jeder, der so gehofft, schaute den Tag, Mancher lag still in blutgetränkter Erde. Und wenn die Enkel derer, die den Frieden erlebten, von dieser Zeit lesen in Büchern und Briefen der Vorfahren, so fühlen sie noch heut den Schmerz in sich nachzucken wie damals die Lebenden.

In der alten Dorfkirche vor dem Altare, an welchem Henriette schon einmal neben dem Geliebten gestanden hatte, wurden beide verbunden, Minchen war Brautjungfer, der Einnehmer und der junge Doctor führten die Braut und dahinter schritten Bärbel und Liesel mit ihren Männern. Wie die Neuvermählten aus der Kirche kamen, lag das helle Sonnenlicht über der Erde, die Finken schlugen und die kleinen Zaunkönige zwitscherten in den Zweigen und suchten eine Stelle, wo sie ihr Nest bauen konnten.

Dem Einnehmer verursachte der neue Haushalt, welchen der Freund einrichtete, geheime Gedanken, die er Jedermann verschwieg.

Als aber auch den Frauen, welche sich in der Zeit der Erhebung um das Vaterland verdient gemacht, durch ein Ordenszeichen ehrenvolle Anerkennung zu Theil wurde, und als die Kammerherrin den Orden erhielt, wurde Herr Köhler sehr unwillig und sagte: „Was als Hexe am Blocksberg herumquirlt, das wird vorgezogen, an das arme Minchen aber hat keiner gedacht!“ Er nahm die Bürste, glättete seinen Hut noch sorgfältiger als sonst, ging nachdenkend auf und ab, bürstete wieder und brummte dazu: „Jetzt muß ein Ende gemacht werden.“ Endlich setzte er den Hut entschlossen auf und wandelte in seinem besten Rocke nach dem Stadtwall, wo er zu dieser Stunde gewöhnlich dem Fräulein begegnete, wenn sie aus ihrer Schule heim ging. Er grüßte artig und frug, ob sie Nachricht von ihrem verwundeten Bruder habe.

„Er hat geschrieben, aber er fürchtet Invalide zu bleiben; es ist sehr traurig, Herr Einnehmer.“

„Er hat als braver Soldat seine Gesundheit hingegeben, um dem Vaterland zu dienen," tröstete Herr Köhler. „Das ist der beste Ruhm, den er gewinnen konnte. Der Staat wird jetzt für ihn sorgen, er wird Postmeister oder Salzfactor. Sie aber, liebes Fräulein, was denken Sie zu thun?"

„Wenn er mich brauchen kann, gehe ich zu ihm," sagte Minchen, „die Wohnung hier wird mir zu groß."

„So tauschen Sie mit einer andern," rieth der Einnehmer. „Bitte setzen Sie sich auf diese neue Bank, die der Magistrat endlich nach vielen Mahnungen für müde Spaziergänger hingestellt hat. Sagen Sie mir einmal aufrichtig: was halten Sie von mir?"

„Nur Gutes, Herr Einnehmer," rief Minchen freundlich zu ihm aufsehend, „ich denke, wir kennen einander."

„Ein wenig," sagte Herr Köhler, „aber ich weiß recht wohl, daß ich in der Stadt für einen kratzbürstigen und unbequemen Mann gelte, mit dem nicht gut Kirschen essen ist."

„Dumme Leute!" rief das Fräulein eifrig, „Sie müssen sich nichts daraus machen."

„Ich thu's auch nicht," versetzte der Einnehmer, „wenn Sie es nicht glauben. Was aber halten Sie von meinem Alter? Mitteljahre, näher an fünfzig als an dreißig?" Minchen sah ihn groß an. „Und wie gefällt Ihnen mein Aeußeres? denn zuletzt ist es einer Frau nicht zu verdenken, wenn sie einen hübschen Ehemann lieber hat als einen häßlichen." Minchens Wangen rötheten sich, sie schlug die Augen nieder und zupfte ein wenig an ihrem Kleide. „Kurz und gut!" fuhr Herr Köhler fort, „gefalle ich Ihnen?" Das Fräulein sah ihn nicht an, aber sie nickte unmerklich mit dem Kopfe.

„Nun da haben wir's," rief der Einnehmer siegreich und setzte sich neben sie. „Könnten Sie sich also entschließen, meine Frau zu werden?" Minchen antwortete nicht, aber ihre kleine Hand zitterte. „Bekümmern Sie sich nur nicht," bat er besorgt, „es ist ja kein Muß, es ist nur Ihr freier Wille. Wenn Sie

mir so gut sind, daß Sie mich heiraten können, brauchen Sie nur Ja zu sagen; das Nein würde der Freundschaft nicht schaden."

Da nickte das Fräulein wieder ein wenig und sprach leise: „Ich kann's, Herr Einnehmer." Und sie schlug die Augen auf und sah ihn so warm und treuherzig an, daß dem festen Manne vor Freuden das Herz hüpfte; er drückte ihre Hand fest in die seine.

„Zu allem Uebrigen," rief er, „ist der Stadtwall nicht nöthig; kommen Sie, Herzensminchen, hängen Sie sich aber an meinen Arm, wir gehen sogleich zu Ihrer Wirthin, denn diese Frau soll Zeuge sein von unserer Verlobung." Sie gingen mit einander durch das Thor.

Das Sonnenlicht lag auf den Straßen, die Wände der Häuser glänzten lustig in Gelb, Rosa und Weiß, die Leute grüßten, die Hündlein wedelten; und der Einnehmer schritt stolz, seine Gefährtin am Arm und nahm, Jedermann zulächelnd, mit der freien Hand den Hut ab.

Als sie zu dem Hause kamen, bat der Einnehmer Frau Beblow, ihn und das Fräulein in die Dachwohnung zu begleiten. Erstaunt über das festliche Aussehen der beiden folgte die Hausfrau. Oben begann Herr Köhler vor dem Pastellbilde eine Rede: „Verehrte Frau! Der Bruder dieses Fräuleins ist abwesend und ebenso mein Freund, der Doctor, den ich heut gern an meiner Seite hätte, da sind Sie uns die nächste. Sie haben seit Jahren Ihrer Mietherin eine Theilnahme und ein so freundliches Herz bewiesen, daß ich Sie immer mit aufrichtiger Hochachtung und Dankbarkeit betrachtet habe. Heut wünschen wir beide, Minchen und ich, mit einander verlobt zu werden, und wir bitten, daß Sie das übernehmen und uns die Ringe anstecken."

„Lieber Herr Einnehmer!" rief die überraschte Frau Beblow und schlug vor Freude die Hände zusammen.

Herr Köhler griff in seine Westentasche. „Hierin, geliebtes

Minchen, ſind die Trauringe Ihrer lieben Eltern. Ich habe ſie nach Ihrem Willen damals zur Hauptſtadt geſandt und dort vor dem Einſchmelzen zurückgekauft; ich ſchlage vor, daß dies unſere Verlobungsringe werden. Nehmen Sie die Ringe, Frau Beblow, und vertreten Sie heut die Stelle einer Anverwandten bei mir und meiner lieben Braut."

Als die erſte Bewegung, an welcher Frau Beblow ſich ſtark betheiligte, überwunden war, begann Minchen kleinlaut: „Aber Herr Einnehmer" —

„Du und du," rief dieſer luſtig, „einmal muß das doch anfangen." Das Fräulein aber fuhr traurig fort: „Wo iſt Minchens Ausſtattung?" — und ſtellte mit einem Zucken der Hand den Hausrath der Stube vor.

„Die Wäſche liegt bereits im Schranke, Frau Einnehmerin," antwortete der glückliche Bräutigam: „Du haſt die ganzen Jahre daran genäht, ohne es zu wiſſen."

Als der Friede verkündet ward, rüſtete ſich die Stadt noch einmal zu einer großen Feſtfeier. Alles, was nur menſchenmöglich iſt, wurde ausgeſonnen, um die Freude zu erweiſen. Der Trommler ſchlug in der Morgendämmerung Wirbel, Steinmetz blies vom Thurme, und die Bürgerſchützen bildeten Spalier, in welchem die Schulkinder mit Kränzen auf dem Haupt, der Magiſtrat und die Stadtverordneten zum Gotteshaus ſchritten. Der Gottesdienſt war ſehr feierlich mit Muſik vom Orgelchor und mit Poſaunen, und ſobald die Predigt begann, ſchoß der Zieler auf dem Kirchhofe mit den Böllern, bis dieſe ſo heiß wurden, daß ſie nichts mehr vertrugen. So oft die Schüſſe zwiſchen die Predigt krachten, fuhren die Frauen zuſammen, aber Jedermann wußte, daß am Ende eines ſolchen Krieges auch der Triumph gewaltig ſein mußte. Nach der Kirche gab es ein großes Feſteſſen für alle Seßhaften mit vielen Geſundheiten. Das war nothwendig, es war heimiſche Sitte, es war ſeit der Urzeit ſo gehalten worden. Sobald eine allgemeine Freude den Städtern die Seele erhob, fühlten

ſie als ehrliche Deutſche auch die Verpflichtung, dem armen Geſellen, ihrem Leibe, etwas Gutes anzuthun. Abends folgte die Illumination; Alles war erleuchtet, ſelbſt der Kranz des Rathsthurmes, jedes Fenſter wenigſtens mit vier Lichtern, Niemand wollte in der Stube bleiben, um auf die Gardinen Acht zu geben, Alle trieben auf der Straße umher und freuten ſich über ihre Lichter und über die der Nachbarn. Sogar Transparente kamen zum Vorſchein. Ein ſehr geſchätzter Bürger, der kürzlich Rathmann geworden war, hatte ein ſchönes Gemälde an ſeiner Hausthür befeſtigt; darauf ein großer Stiefel, über welchem ein Engel ſchwebte, mit der Unterſchrift: „Feſte Stiefeln, reines Herz, ſo marſchirt man himmelwärts.“ Er ſelbſt ſtand vor ſeiner Thür und ſah mit Genuß auf das Werk, und als ein alter Kunde ihn begrüßte, ſagte er gewichtig: „Ich wollte dies Mal nichts von König und Vaterland, denn daran denkt man alle Tage, ſondern ich wollte auf das hindeuten, was uns auch im Frieden am meiſten noth thut.“ Nachdem aber die Lichter ausgelöſcht waren, ging alle Welt zum Tanze. Auch das war damals ſo und es darf nicht geleugnet werden: wenn die Leute ſich recht froh fühlten, fingen ſie an zu tanzen. Den großen Ball im Gaſthofe eröffnete der Landrath mit der jungen Frau Bürgermeiſterin, die noch verſchämt ihre neue Würde ertrug. Darauf folgte der Herr Bürgermeiſter mit Frau Beblow. Und wer kam als Dritter? Seht doch, der Herr Einnehmer! — und mit wem tanzte er? mit Minchen von Buskow, ſeiner lieben Braut, ſehr zierlich und zart. Darüber freuten ſich die Leute am meiſten. Hinterdrein tanzte Alles, Jung und Alt! Schilling mit einem neuen rothen Sacktuch, das ihm aus der Taſche guckte. Hauptperſon aber und Ordner des Feſtes war der junge Doctor, ein lieber Mann, der aus Freundſchaft für ſeinen Vetter immer herbeikam, wenn er gebraucht wurde, und nie unnütze Worte machte, ſondern ſtill im Hintergrunde auf und abging; er galt aber bei allen Leuten

für geſcheidt und tüchtig, wurde auch ſpäter Geheimer Medicinalrath, war aber kein König, ſondern hieß mit Namen Bürger. Heut tanzte er mit vielen jungen Damen, aber am liebſten mit einem ſchlanken Fräulein, das einen Lilienkranz im Haare trug, wie eine Feenkönigin, es war die Schweſter des Gutsbeſitzers, welcher als Kamerad des Vetters vor Jahren heimlich gerüſtet hatte.

Gerade als die Feſtfreude ihren Gipfel erreichte, öffnete ſich die Flügelthür und Doctor König mit ſeiner jungen Frau kam herzu. Sie erſchienen ſpät, denn ſie hatten nach Henriettens Wunſch am Morgen die Feier in der Dorfkirche begangen. Als die beiden die Schwelle des Saals überſchritten, trat der Bürgermeiſter in die Mitte und winkte, Steinmetz blies Tuſch und die ganze Geſellſchaft rief dem jungen Ehepaar das Hoch entgegen.

Freuet euch und tanzt, Meiſter Beblow und Ackerwirth Krauſe, denn ihr mit Hunderttauſenden euresgleichen habt den böſen Feind geſchlagen und das Vaterland aus der Erniedrigung emporgehoben. Die beſte Kraft der Nation iſt in dieſen Jahren der Niederlage und Erhebung bei euch, den kleinen Leuten, nicht bei den Regierenden, deren Stolz und Wille als allzuſchwach erfunden iſt, und nicht bei den Hoch- und Feingebildeten, deren Leuchte unſicher umherflackert und die auch nach dem Frieden noch nicht wiſſen, wo das Vaterland anfängt und aufhört. Eure einfältige Treue, ihr Unberühmten, die Fäuſte der Söhne, die ihr in das Feld ſandtet, eure ſtille alltägliche Arbeit in der Werkſtatt und auf dem Acker, von der ihr dem Staate abgabt, daß euch ſelbſt wenig übrig blieb, das vor Allem ſchuf die Rettung für unſeren Staat. Und wenn die ſpäteren Geſchlechter einſt auf eure Zeit zurückſchauen, werden ſie, was geſund und groß war, am reichlichſten in den engen Stadthäuſern und in den Dorfhütten finden, in denen ihr gelebt habt.

Schluß der Ahnen.

1.

Im Hause.

Seit zwölf Jahren ist Frieden. Das junge Geschlecht, welches jetzt vor den Häusern mit Bohnen spielt und den Papierdrachen auf die Stadtfelder trägt, ist in der Mehrzahl erst nach dem Kriege geboren, und wenn die Eltern von den Baschkiren auf dem Marktplatze erzählen und von ihrem Heeresdienst mit der schweren Pike, so klingt dies den Kleinen wie die Geschichte von den sieben Zwergen, bei denen Schneewittchen wohnte, oder wie die Sage vom kleinen Däumling, der zwischen den Waffen des Menschenfressers durchkroch. Sie stülpen sich papierene Tüten statt der Filzmützen über das blonde Haar, tragen Häufchen Stroh aus den Höfen auf die Straße und setzen sich darauf. Aber auch den Eltern ist die Zeit rasch zur Sage geworden, Mancher hat kleine Abenteuer, in denen er seine Tapferkeit bewiesen, so oft erzählt, daß er selbst daran glaubt, und wenn die Bürger von den großen Erinnerungen reden, die Jeder der Aelteren im Herzen trägt, so gedenken sie mit Ehrfurcht des Königs, der unter so großem Leidwesen die schweren Jahre durchgekämpft hat, sie freuen sich über den alten Blücher, der den Franzosen so verderblich geworden ist; von ihrem eigenen Hunger und ihren Entbehrungen sprechen sie selten. Alle aber, die damals im Felde gefochten haben und jetzt in friedlicher Thätigkeit unter den Anderen wohnen,

werden mit großer Achtung betrachtet, und so oft einer von diesen den Angewöhnungen des Feldes zu sehr nachgibt, ein Glas über den Durst trinkt und einen Gegner mit starken Fäusten angreift, wird ihm dies lieber nachgesehen, als Anderen.

Seit zwölf Jahren ist Friede, aber man merkt nicht, daß die Stadt zugenommen hat. Die Bürger nähren sich sparsam und arbeiten nach der Väter Weise mit Hammer und Webstuhl, doch Wenige haben gewagt ein neues Haus zu bauen oder ihr Geschäft zu erweitern, und die Dampfmaschine, die vor langen Jahren ein unternehmender Mann aufstellen wollte, ist noch nicht errichtet. Die Frühstückstube ist eingegangen und Niemand denkt daran, im Winter ein Faß Austern kommen zu lassen; die Honoratioren leben still dahin in ihren Familien. Wer aus der Stadt in die Landschaft reist, der findet auch dort geringe Spuren von zunehmendem Wohlstand, viele der adligen Gutsherren leben in Geldnoth, jedes Jahr fallen Rittergüter in die Hand der Gerichte und der Regen trieft durch die Löcher der leeren Scheunen und Ställe. Die ältesten Leute erinnern sich recht gut daran, daß im Anfange des Jahrhunderts eine weit bessere Zeit gewesen war, aber Alte und Junge haben sich an das knappe Wesen gewöhnt; sie sind darum keine Kopfhänger, nur singen sie ihre Lieder nicht vierstimmig in hellem Chor, sondern einzeln vor sich hin. Die Bürger erkennen aber auch, daß bei ihnen nicht Alles beim Alten bleibt; neue Laternen werden aufgehängt, die an Ketten über der Gasse schweben, eine neue stattliche Schule wird gebaut, ein schlammiger Teich vor dem Stadtthore in Wiesengrund verwandelt und gerade jetzt besteht unser Herr Bürgermeister darauf, die vorspringenden Dachrinnen abzuschaffen, welche ihr Wasser auf die Straße schütten, und er wird seinen Willen durchsetzen, ungeachtet die Hausbesitzer kräftig widersprechen. Unter allen Häusern ist die Apotheke am merkwürdigsten geworden, denn der ganze Unterstock wird von außen mit Oelfarbe gestrichen, welche weit über den Markt riecht.

Die kleine Trompete der Post blies wie sonst durch die Gassen und die Post brachte jetzt täglich eine Zeitung; es stand aber wenig darin, nur was der Polizei genehm war. Dort weit unten hatte sich der Grieche erhoben und die allgemeine Stimmung der Stadt war gegen den Türken, bei den Männern wegen seiner Grausamkeit und bei den Frauen wegen seiner schlechten häuslichen Gewohnheiten; von den übrigen fremdländischen Nationen betrachtete der Bürger den Franzosen noch immer mit großem Mißtrauen, den Engländer mit Vorliebe. Der Russe galt allerdings für einen Bundesgenossen, doch konnte er bei näherer Bekanntschaft wegen allzugroßer Unsauberkeit und Bestechlichkeit nicht geschätzt werden. Diese alle aber lebten draußen in der Fremde. Aus der Hauptstadt ihrer Provinz und aus der großen Residenz des Königs wußten die Zureisenden wenig Wichtiges zu berichten; und die Kreisstadt, die Provinz und der ganze Staat waren wie Dornröschens Burg mit einer unsichtbaren Hecke umzogen, hinter welcher alles laute Leben erstarrt schien. Doch geräuschlos arbeitete in dem Banne die Kraft des Volkes und es mag einmal die Stunde kommen, wo sie sich müht, die Hecke zu zerreißen.

Eins der schönsten Häuser am Markte, Parterre und Oberstock mit großen Fenstern, gehörte dem Doctor König; er hatte es damals gekauft, als er heiratete. Und wenn die Städter von dem Hause sprachen, sagten sie: dort wohnt das Glück. Es war ein stilles Glück, werkthätige treue Liebe und festes Vertrauen ohne das Bedürfniß vieler Worte, dort wie überall unter den guten Menschen jener Zeit. Dem Hausherrn vergingen die Tage wieder in angestrengter Thätigkeit, sein junger Vetter war in eine benachbarte Kreisstadt gezogen, hatte das Fräulein mit den Lilien geheiratet und gewann Ruf und Ansehen. Der Doctor aber wollte die große Praxis auf dem Lande, welche ihm zufiel, nicht einschränken, weil ihm dort Viele von früher her werth waren. Wenn er jetzt des Abends

ermüdet nach Hause fuhr, freute er sich den ganzen Weg über auf den Gruß seiner Hausfrau und auf den Augenblick, wo sie ihm aus dem Bärenpelz helfen und beim einfachen Abendessen gegenüber sitzen würde. War er einmal gegen Abend zu Hause, dann holte er wohl seine Flöte hervor, auf der er in jungen Jahren tüchtig gewesen war, und blies, während der Mond das Fensterkreuz in der dunklen Stube abmalte, und sein liebes Weib an seiner Seite saß und andächtig zuhörte; zuletzt legte er die Flöte weg und zog die Geliebte an sein Herz. Henriette hatte sich ausgedacht, wie hübsch es wäre, wenn sie ihn auf der Guitarre begleiten könnte, in der Stille hatte sie sich ein Instrument geschafft, nur wenige Stunden bei dem Organisten genommen und in Abwesenheit des Gatten fleißig geübt. An seinem Geburtstage trug sie ihm die Flöte herbei und da er ein wenig geblasen hatte, klangen leise die Accorde ihrer Guitarre hinein. Dem Gatten wurden die Augen feucht und er küßte ihr die Hand; sie aber erröthete über die ungewohnte Artigkeit und sah noch am nächsten Tage heimlich auf die Stelle, an welcher der Kuß gehaftet hatte.

Der Doctor hätte ihr alltäglich die Hand küssen können, denn es war eine gesegnete Hand; was sie im Hause anfaßte, gerieth: das Backwerk, welches sie ihrem Herrn zu Liebe unternahm, die Blumen, die sie in den kleinen Hausgarten pflanzte, und die Dienstmädchen, welche sie in die Lehre nahm.

Doch alles Gute war nur wie ein Vorspiel gewesen, als die Zeit kam, wo ein kleines Bett neben dem ihren stand und ein holdes Abbild des geliebten Mannes darin lag.

„So hast du einst ausgesehen," sagte sie stolz zu dem Gatten, „als dein Vater neben dir saß, deine Händchen zusammenlegte und nicht müde wurde dich zu betrachten; du machst es mit dem Kleinen ebenso. Siehe, sein Haar wird bräunlich und man merkt, daß sich's kräuseln wird. Der kleine Engel liegt still auf der Seite, er hat, wie vormals du selbst, die Fäustchen geballt, die kleinen Füße hinaufgezogen. Schlummre, mein

Kind, du haſt den beſten Schutz, denn das Auge deines Vaters iſt über dir und wird dich behüten, damit du feſt und redlich wirſt wie er.“

Etwas aber ſchwebte in der Zeit, wo Mutter und Kind der Pflege bedurften, behend und geräuſchlos wie eine Elfe oder Sylphe durch das Haus; immer hilfreich und zu jeder Stunde bei der Hand, und dies war Tante Minchen. Seit der Kleine erſchienen war, hatte ſie dieſen Verwandtennamen angenommen; ihr mußte die Kunſt angeboren ſein, kleine Weltbürger zu waſchen, zu wickeln, umherzutragen und mit zärtlichem Geſange in Schlaf zu lullen. Sie wurde der erſte Pathe, der Graf und Bärbel die andern, und ſie gab den Rath, das Kind Victor zu nennen zur Erinnerung an vergangenen Kampf und Sieg. „Wüßte ich nicht ziemlich genau, daß ich die Mutter bin,“ ſagte Henriette dankbar, „ſo müßte ich dich dafür halten. Sieh hin, er verzieht das Mäulchen, er will über dich lachen.“

Victor wuchs heran, als ein kräftiger Knabe mit einem runden Kopf, großen blauen Augen und einem ſo ſonnigen Ausdruck in ſeinen Mienen, daß er ſchon auf den Armen der Wärterin von den Vorübergehenden angeredet und geliebkoſt wurde. Es war wohl die ſtille Freudigkeit der Eltern, was ſeiner Erſcheinung den lichten Glanz gab, und die Gunſt der Stadt und der tägliche Verkehr mit freundlichen Nachbarn verliehen ihm dazu eine frohe Sicherheit und ein keckes Selbſtvertrauen, welche ſein ernſter Vater nicht gehabt hatte. Kurz entſchloſſen bewegte ſich der Knabe unter ſeinen Genoſſen, alle kleinen Buben der Stadt kommandirte er, obſchon er der jüngſte war, ſo oft er auf der Straße mit ihnen zuſammentraf. Aber auch mit Erwachſenen hielt er gute Freundſchaft. Einer der beſten Freunde war Hans der Trompeter, der nach dem Kriege ſein Mädchen geheiratet hatte, jetzt als erſter Rathsdiener die Polizeigewalt der Stadt darſtellte und durch energiſches Schwenken ſeines ſpaniſchen Rohres an Markttagen

ein gefürchteter Mann geworden war. Auch Hans fühlte eine zärtliche Neigung zu dem Kleinen; wenn er ihn auf der Straße traf, hob er ihn auf und küßte ihn mit seinem großen Schnurrbart, nicht zur Freude der Mutter. Victor begleitete dafür den Diener gern auf Geschäftswegen, und als der Doctor einst die Straße herabkam, sah er, wie Hans mit gehobenem Rohr ein stark betrunkenes Bäuerlein auf die Wache führte, und wie sein kleiner Sohn, zum Ergötzen der Leute, ebenfalls mit einem gehobenen Stock hinter dem Bauer herlief und dabei die Zickzackwege desselben getreulich mitmachte. Und es wurde schwer den Kleinen zu ernster Wohlanständigkeit zu ziehen, denn er war zwar gutherzig, aber übermüthig, und ahmte gern alles Lächerliche nach. So hatte der Kammerherr die Gewohnheit zu schnupfen, dann hielt er die Dose dicht unter eine Nase, welche nicht klein war, zog die Schultern in die Höhe und beugte den Kopf vor, während er mit Genuß die Priese nahm. In dem Familienschatz des Doctors aber befand sich eine silberne Dose, welche als theures Erbstück aufbewahrt wurde, weil die Ueberlieferung meldete, daß sie dem Großvater von Friedrich dem Großen geschenkt sei, und die Sage hatte Vieles für sich, da die Dose nur klein und keineswegs kostbar war. Als nun einst der Kammerherr den Doctor besuchte, sah dieser, daß der Herr mitten im Geschäft des Schnupfens anhielt und den stieren Blick in die Stubenecke richtete. Dort saß der kleine Victor, in der Hand die silberne Familiendose, welche er heimlich aus dem offenen Schreibtisch des Vaters geholt hatte, und stellte in respectwidriger Weise die auffällige Geberde des fremden Herrn so lächerlich dar, daß der Vater, trotz dem Frevel des Sohnes, Mühe hatte ernsthaft zu bleiben.

Auch die Unternehmungslust des Kleinen machte den Eltern Sorge. Unweit der Stadtmauer stand als Ueberrest einer vergangenen Burg ein alter, viereckiger Thurm mit schadhafter Treppe und ohne Dach, in den Ritzen wuchs Gesträuch, dessen Samen die Vögel hingetragen hatten. Für den Thurm hatte

Victor eine Vorliebe, er führte ſeine Geſpielen gern dorthin, einen Helm von Pappe auf dem Haupt und eine Fahne in der Hand. Als einſt zur Mittagszeit der Kleine nicht aufzufinden war und der Vater in die Hausthüre trat, kamen ihm Leute entgegengelaufen und wieſen beſtürzt nach dem Ende der Straße, wo das alte Gemäuer ragte. Der Vater eilte dorthin und ſah den Knaben auf ſchwindelnder Höhe in einer Fenſteröffnung ſitzen. Das Kind hatte den Thurm offen gefunden, war die ſchlechte Treppe hinaufgeklettert und vermochte den Rückweg nicht zu finden. Während Hans unter Lebensgefahr im Innern emporſtieg, ſtand der Vater mit bebendem Herzen draußen und ſtarrte nach der Höhe in dem Gedanken ſein Kind aufzufangen, wenn es herabſtürze. Wie er endlich den Geretteten in ſeinen Armen hielt, wollte er ihn nicht loslaſſen und trug ihn der ahnungsloſen Mutter zu. Lange nachher geſtand er dieſer: „Seit jenem Tage ſehe ich oft im Traume den Thurm, die ſchwarze Mauer, die offene Thür, das Geſträuch, welches zwiſchen den Steinen herauswächſt, und in der Fenſteröffnung mein weinendes Kind, und das Entſetzen ſchüttelt mir die Glieder wie damals.“

Victor war vier Jahre alt, als ſeine Schweſter Katharina geboren wurde. Auch er wurde von der Aufregung im Hauſe angeſteckt und ſah ſtaunend auf das kleine eingewickelte Ding, welches in ſeiner Wiege lag; zuweilen ſtreichelte er ihr die runden Wangen, endlich erhob er gar den Anſpruch ſie auf ſeinen Armen zu tragen. Seit ſie in der Stube umherlief, ließ er ſich ihre Nähe gefallen in dem Wechſel von Herzlichkeit und ruhiger Nichtachtung, womit Knaben ihre jüngeren Geſchwiſter zu behandeln pflegen.

Käthe genoß als zweites Kind den Vortheil, daß die Liebe der Eltern ruhiger, die Pflege ſicherer war. „Sie wird ſich leichter ziehen als Victor,“ ſagte die Mutter behaglich. Freilich, dem Erſtgeborenen hatte Schmerz und Freude, Begeiſterung und Entzücken der Eltern ſtärkeren Abdruck ihres eigenen

Gemüthes eingeprägt, dafür fand Käthe außer ihnen auch eine Kinderseele, durch welche sie in das Leben eingeführt wurde. Oft lief sie auf den Bruder zu, sah ihn liebevoll an und umarmte ihn, und er ließ sich das lächelnd gefallen. Das erste was die Kleine sprach, waren Worte, die sie dem Bruder abgelauscht hatte. Noch viel später, da sie bis zu den Stricknadeln herangewachsen war, strickte sie als erstes Kunstwerk einen Strumpf für Victor, und da sie endlich in die Geheimnisse des Kreuzstichs eingeweiht wurde, unternahm sie als erste Arbeit einen Gurt für den Bruder. So war natürlich, daß ihre Gedanken viel bei ihm verweilten.

Das Haus des Doctors war ein gastliches Haus, nur geladene Gesellschaft bewegte sich selten darin, denn solche war damals umständlich und feierlich. Die liebsten Gäste waren die guten Freunde aus der Stadt, welche am Abend ungeladen zum „Lichten" kamen; ihnen wurde aufgesetzt, was im Hause war: Punsch, Aepfel und Nüsse. Außerdem erschienen die Universitätsfreunde und Kriegskameraden des Hausherrn, welche hier und da in der Umgegend wohnten. Dann saßen die Männer bei einem Glase Ungarwein bis in die Nacht zusammen und wurden nicht müde von vergangener Zeit zu reden. Victor war an solchen Abenden gar nicht von der Fußbank wegzubringen, die er neben den Vater gerückt hatte, auch er hörte mit glänzenden Augen zu, wenn die Herren von den Fahrten nach Lauchstädt erzählten, wohin sie aus der Universitätsstadt zu Pferde und zu Fuß gezogen waren, oder von ihren Erlebnissen und Gefahren im Felde.

Aber die treuesten Hausfreunde, der Einnehmer und seine Frau, blieben nach einigen Jahren aus. Herr Köhler hatte bis zur Höhe seines Lebens in kleinen Verhältnissen seine Pflicht gethan, jetzt auf einmal gewann der Staat ein besonderes Zutrauen zu seiner Tüchtigkeit; er wurde ganz außer der Reihe nach der Residenz in einen großen Wirkungskreis berufen. Dies war der erste Verlust, der das glückliche Haus traf,

Allen wurde der Abschied bitterlich schwer, am schwersten für Tante Minchen die Trennung von den Kindern, welche bis zuletzt an ihrem Halse hingen.

Zu den Besuchern, welche von auswärts kamen, gehörten die Bellerwitze. Sie waren alte Bekannte auch der Hausfrau und weil im Kriege gewissermaßen die Verbrüderung aller Stände stattgefunden hatte und seitdem Jedermann alten Vorurtheilen entsagte, geschah es, daß die große Kutsche gern vor dem Hause anhielt und daß die Damen dasselbe als Absteigequartier benutzten, wenn sie in der Stadt zu thun hatten. Einst im Winter, als die Herrschaften vom Lande in ihrem Kränzchen einen großen Maskenball veranstalteten, wurde ausgemacht, daß die Kammerherrin sich bei der Frau Doctorin dazu ankleiden sollte. Sie erschien als türkische Sultanin mit Turban, auf welchem ein großer Federbusch von gesponnenem Glase ragte, in weiten Atlashosen und einem langen seidenen Sultansmantel und hatte sich ausgedacht, daß sie an einer Kette, deren Glieder von blankem Blech verfertigt waren, einen Sklaven hinter sich herführen wollte. Nicht Jedermann war zu dieser Rolle bereit, endlich fand sich ein kleiner Referendar, der sich seinerseits mit schwarzer Larve verkappte. Victor wurde in das Ankleidezimmer geführt, um die Masken auch zu sehen. Es war das erste Mal, daß er Jemand in prächtiger Verkleidung erblickte, er setzte sich still in die Ecke, starrte auf die großartige Gestalt und war durch keine Liebkosungen der Sultanin aus seinem Winkel herauszulocken. Als Henriette später zu dem Gatten sagte: „Was hat doch das Kind? Er ist sonst dreist und zutraulich gegen alle Welt, nur nicht gegen diese Familie“ — da antwortete der Doctor lachend: „Woher er das hat, kann Niemand sagen. Er kennt aber diese Leute so gut wie wir. Das ist der Scharfsinn der Kinder,“ und als er den Kleinen frug, wie ihm die Frau gefallen habe, sagte der Knabe eifrig: „Sie soll Niemanden an der Kette führen.“

Auch später wollte es nicht gelingen, ihn in ein gutes Ver-

hältniß zu den Insassen der großen Kutsche zu bringen. Die Kammerherrin hatte ihrem Gemahl kurz nach Victors Geburt eine Tochter geschenkt, die kleine Valerie war als Nestling in kinderreichem Hause der Liebling der Eltern und ihre Mama hatte schon oft die artige Bitte ausgesprochen, daß Victor doch die Eltern bei einem Besuch begleiten möge. Deshalb nahm der Doctor den siebenjährigen Knaben bei einer Geschäftsreise nach dem Gute mit. Auf dem Wege befand sich Victor in rosiger Stimmung, denn mit dem Vater zu fahren, war sein Stolz. Da sie aber auf der Rampe des Schlosses hielten und der Diener die steinerne Treppe hinaufführte, verstummte das Kind, und wie er unter die jungen Damen kam, stand er steif und schweigsam; der Vater überließ ihn der weiblichen Beredtsamkeit, welche auch unter den jüngeren Gliedern der Familie nicht unbedeutend war, und besorgte seine Angelegenheiten. Als er den Knaben wieder abholen wollte, erhielt er von den Fräulein den Bescheid, Victor hätte nicht bei ihnen aushalten wollen und sei mit dem Diener in den Hof gegangen. Dort fand ihn der Vater beim Pferdestall sitzen. Auf dem Heimwege mahnte er den Sohn an seine Verpflichtung mit der Kleinen zu spielen, und bekam die unwillige Antwort: „Sie berühmten sich zu sehr bei ihrem Spielzeug und bei einer großen Decke mit Blumen, die in ihrer guten Stube auf dem Boden liegt, und ich sagte ihnen, daß sie Gänse sind."

Victor ging in die Schule. Der Diakonus, ein Freund des Doctors, hatte sich erboten den Knaben in Privatstunde zu nehmen. Auch in dieser Schule wurde Käthe nach den ersten Jahren seine Genossin; er half ihr schwere Worte lesen und lehrte sie die Bedeutung der Zahlen, und wenn die beiden runden Kindergesichter sich über die Schiefertafel beugten, strahlte von ihnen ein heller Schein in die Herzen der Eltern. In dem Privatunterricht wuchsen die Kinder heran, Käthe las kleine Geschichten im Bilderbuch und Victor lernte mit elf Jahren über den unregelmäßigen Zeitwörtern der lateinischen Grammatik.

Als er einst seine Mappe nach Hause trug, sah er vor dem Gasthofe einen großen Packwagen abladen. Außer vielen Kisten und Koffern auch ungeheure Rollen, und um das Gepäck trieben sich fremde Männer umher mit gelockten Haaren und einer auffällig bleichen Gesichtsfarbe. In der Mitte der Bewegung stand ein breitschulteriger Herr, der ein buntes Tuch lose um den Hals geknüpft hatte und den Hut verwegen auf einem Ohr trug. Er befahl mit kühnen Bewegungen des Armes und mit einer Stimme, welche gewaltig über den Markt schallte. Die herzugelaufenen Leute sagten einander, daß dies Komödianten seien und der große Mann in der Mitte der Herr Director. Victor fühlte die Aufregung mehr als alle Anderen, Vieles was er aus den Erzählungen des Vaters erlauscht hatte, die Begeisterung, mit welcher dieser oft vom Theater gesprochen, das wurde plötzlich in seiner Seele lebendig wie Ahnen eines neuen Glückes. Beim Mittagessen war wieder von den angekommenen Schauspielern die Rede. Auch die Eltern waren in heiterer Erwartung. Damals als sie einander zuerst lieb gewannen, hatten sie ihre Erinnerungen an genossene Aufführungen ausgetauscht. Seitdem war beiden nur selten einmal ein Besuch des Theaters möglich gewesen, und jetzt kam es so nahe an ihre Thür. Sie durften auch hoffen, in ihren frohen Erwartungen nicht getäuscht zu werden. Denn die Gesellschaft hatte einen guten Ruf, und die Vorstellungen der besseren Wanderbühnen hatten damals einen höheren Werth, als wohl später; waren auch die Stücke zum größten Theil schwach, das Spiel war keineswegs verächtlich. Von diesem Tage begann für Victor eine Entfaltung der eigenen Gestaltungskraft, welche fast allen Kinderseelen durch das erste Eindringen der dramatischen Kunst bewirkt wird. Schon zur ersten Vorstellung wurde er, trotz den Bedenken der Mutter mitgenommen. In dem großen Saal des Gasthauses war die Bühne aufgeschlagen, davor die Breterbank, auf welcher Steinmetz mit seinen Gehilfen den musikalischen Theil des Genusses

zu beſorgen hatte. Als der Vorhang aufging, ſtarrte Victor in einem Schauer von Ehrfurcht und Erwartung nach der fremden Frau, welche aus dem ſchön gemalten grünen Wald heraustrat, in einem weißen Gewande und einer hoch gepufften Friſur, wie ſie damals bei Frauen und Göttinnen modiſch war. Und als ſie ſich verneigte und erklärte, daß ſie eine Muſe ſei und ihre Geſellſchaft der Gunſt des Publikums empfehle, empfahl ſie auch ſich ſelbſt, bei dem übrigen Publikum und bei Victor. Sie war ſo ſchön und edel, daß die hochnaſigen Mädel im Schloſſe des Kammerherrn ſich mit ihr gar nicht vergleichen konnten. Das Stück aber war Käthchen von Heilbronn. Wetter von Strahl ganz in eine ſilberne Rüſtung gehüllt, die ſchwarze Vehme, das wunderſchöne Käthchen, vor Allen der gute treue Knappe. Und als in der Mitte des Stückes der Burgbrand kam und mit polizeilicher Erlaubniß im Hintergrund außer dem Transparent ein Schwärmer zuckte — Hans ſtand in den Couliſſen neben zwei Eimern mit Waſſer — da drückte ſich der Knabe in ſeinem Entzücken zwiſchen Vater und Mutter hinein und hielt ſich mit den Armen an beiden feſt. Mit Beſorgniß ſah die Mutter nach der Heimkehr die glühenden Wangen, und daß das Kind keinen Schlaf finden konnte. Aber am Morgen war er wieder munter und ſpielte Vehme mit einem alten Tuche.

Als er das nächſte Mal in die Komödie mitgenommen wurde, war dort Alles luſtig, man gab das Donauweibchen, es wurde auch geſungen, die Nixen ſchwenkten hinter einem Damm von gemalter Leinwand ihre Schleier, der Ritter erſchien und ſein dicker Knappe Kaſpar Larifari, welcher ſich unglaublich lächerlich geberdete. Aber als Victor gerade am luſtigſten war, erlebte er etwas, was er ſobald nicht vergeſſen ſollte, denn auf einmal erſchien vor dem Kaſpar ein kleines Nixenkind, ein Mädchen von etwa acht bis neun Jahren, mit roſigem Geſicht und rabenſchwarzen Locken, ſie drehte ſich vor dem Manne im Kreiſe und ſang dazu. So ſchön war das

Mädchen und wie ein Glöckchen klang ihre Stimme durch den Raum, daß die Zuſchauer vor Freude in die Hände klatſchten. Victor wandte kein Auge von ihr und als der Act zu Ende war, lief er von ſeinem Platze zu den Muſikern. Dort war ſeitwärts von der Bank, an dem gemalten Portal der Bühne, ein kleiner Vorhang, hinter welchem zuweilen Mitglieder der Geſellſchaft verſchwanden. Von übermächtiger Gewalt getrieben glitt Victor hinter den Vorhang, ſtieg eine kleine Treppe hinauf und ſtand in den Couliſſen. Dort ſaß in dem ſchmalen Raume zwiſchen Leinwand und Stricken das ſchöne Mädchen auf einem Schemel, die Händchen im Schoß gefaltet ſah es vor ſich hin. Victor ſtand in Ehrfurcht vor ihr, unbeweglich wie ſie, und hielt den Apfel in der Hand, welchen ihm die Mutter zur Erquickung eingeſteckt hatte. Endlich legte er den Apfel leiſe in ihren Schoß, die Kleine ſah erſtaunt auf und die Kinder blickten einander mit großen Augen an. Da tönte ein Glöckchen, das Mädchen fuhr auf und er ſprang die Stufen hinab, und drückte ſich unter die Zuſchauer, welche an der Seite ſtanden und ſeinen Einbruch in das Heiligthum den Augen der Eltern verborgen hatten. Seitdem ſtudirte Victor die Theaterzettel und bat, ſo oft die kleine Tina auftrat, daß er mitgenommen wurde. Aber er ſtrich auch, wenn er ſich frei machen konnte, bei Tage um den Saal des Gaſthofs. Als einmal die Kleine neben der Mutter auf der Straße vorüberkam, ſtand er wie ein Bild aus Stein, in freudigem Schreck über die Begegnung. Und wie das Mädchen zu ihrer Mutter ſprach, — er wußte recht gut, daß von ſeinem Apfel die Rede war — wurde er vor Erregung roth und vermochte die Mütze erſt zu ziehen, als es zu ſpät war. Doch des Abends wagte er durch den Ritz an der Seite zu gucken und da er die Kleine nach ihrem Spiele ſah, ihr zuzurufen „das war ſchön.“ Sie lachte ihn an. Damit war das Eis gebrochen. Als Vertrauter des Stadtmuſikus gewann er in ſeinem Drange, dicht an der Bühne zu ſein, einen Platz auf der Bank der Muſikanten, und

die Eltern, deren Stühle in der Nähe waren, hatten nichts dawider. Dort saß er an der Ecke neben dem Schlitz am Portale, schlüpfte hinter die Gardine, und theilte mit der Kleinen, was er Gutes in der Tasche hatte. Auch traf es sich, daß zuweilen der Kopf eines Mädchens hinter dem Vorhang heraussah und eine kleine Hand sich gegen ihn ausstreckte. Ja einmal, als ihre Rolle zeitig zu Ende ging, kam sie in ihrem Mäntelchen heraus und setzte sich neben ihn auf die Bank. Er legte seine Nüsse in ihre Hand, hielt die Hand mit den Nüssen fest, und war sehr glücklich.

Aber auf dies heitere Verhältniß fiel durch Victors Schuld ein dunkler Schatten. Es wurde ein gefühlvolles Ritterstück gegeben und die Mutter der Kleinen spielte die Heldin, welcher ihre Kinder von einem mächtigen Bösewicht geraubt werden sollen. Als nun die verzweifelnde Mutter wie eine Löwin gegen das Gitter des Kerkers losfuhr, wurde die Aufregung Victors übermächtig und in dem Bestreben sich von einem schmerzlichen Eindruck zu befreien, hob er das dünne Stöckchen des Vaters, das er leider in der Hand hielt, und tippte damit an eine Pyramide von Hüten, welche die stehenden Zuschauer mißbräuchlich an der Ecke des Podiums aufzustellen pflegten. Die Hüte kollerten und wälzten sich bis nahe vor die Füße der Heldin, das Publikum lachte, kaum konnte die Scene zu Ende gespielt werden. Victor erschrak über diese Folge seiner Missethat; auch war das Schwenken des Stockes nicht unbemerkt geblieben, sogar hinter den Couliſſen hatten sie es gesehen und die Eltern erfuhren davon. Als das Theater zu Ende war, ging die Kleine an Victor vorüber ohne ihn anzusehen und er fühlte jetzt tiefe Reue, die er hinter stillem Trotz verbarg. Obwohl nicht böse Absicht, sondern nur Ungeschick angenommen wurde, bestand der Vater doch darauf, daß der Sohn bei der Künstlerin Abbitte thun solle. Dies hielt er um so mehr für Schuldigkeit, weil die Eltern der kleinen Tina von den Bürgern als ordentliche Leute gerühmt

wurden, ſie lebten ſtill in einfachem Haushalt und machten keine Schulden, deshalb wurden die Heldenrollen, welche ſie ſpielten, gern ihrem Charakter zu Gute gerechnet.

Victor ging neben dem Doctor ſtumm zu der Wohnung der Schauſpieler, das Herz war ihm ſehr beklommen und das Weinen nahe. Vor den Fremden entſchuldigte zuerſt der Vater die Unthat, Victor aber, der die kleine Tina hinter der Mutter ſtehen ſah, vermochte mit niedergeſchlagenen Augen nur die Worte herauszubringen: „Seien Sie mir nicht böſe.“ Der gekränkte Künſtlerſtolz der Schauſpielerin wurde durch natürliche Gutherzigkeit und durch die Rückſicht auf den angeſehenen Arzt überwunden. Sie reichte dem Knaben die Hand, der Heldenvater rückte dem Doctor einen Stuhl und Victor wurde aufgefordert mit der Kleinen zu ſpielen. Er fühlte wieder tiefe Beſchämung, als das Mädchen leiſe ſagte: „Vater meinte auch, es ſei nicht gern geſchehen.“ Während die Eltern verſtändige Worte tauſchten, ſaßen die Kinder zuſammen vor einem alten Jäckchen von rother Seide, auf welches Tina für eine künftige Pagenrolle ſilberne Treſſen nähte, und über ihnen hing an der Wand die glänzende Blechrüſtung, ein Hauptſtück des Garderobenſchatzes, welches der Künſtler nur in den größten Heldenrollen gebrauchte. Die prachtvollen Gewänder an der Wand und die vornehme Weiſe, in welcher die Fremden auf ihren Stühlen ſaßen und mit verbindlichem Lächeln die Unterhaltung machten, bezauberten den Knaben. Auch der Vater war mit dem Beſuch zufrieden und lud beim Abſchiede die kleine Tina in ſein Haus ein.

Seitdem ſahen ſich die Kinder einige Mal bei ihren Eltern. Als das Mädchen in das Haus am Markte kam und das ganze Spielzeug zur Genüge betrachtet war, hätte Victor gar zu gern gehabt, wenn ſie mit ihm Kaſpar Larifari geſpielt hätte, ſie aber weigerte ſich, und frug nach ſeinem Brummkreiſel, von dem er Einiges erzählt. Zuletzt geſtand ſie ihm vertraulich, daß ſie vor Allem gern einen Drachen würde

ſteigen laſſen. Da konnte er helfen, und am nächſten Tage zogen beide mit dem Papierdrachen auf das Feld, er hielt den Drachen, ſie die Schnur, und als der Drache in der Höhe immer kleiner wurde, ſah ſie glückſelig zu dem ſteigenden hinauf. „So hoch möchte ich mit dir fliegen," ſagte ſie, „immer weiter." „Aber zuletzt fallen wir herunter," verſetzte der klügere Victor.

Als endlich der Tag der Trennung kam, trug Victor der Kleinen ein Halsband zu, das ihm die Mutter auf ſeine Bitte gekauft; ſie aber ſchenkte ihm einen Shawl von bunter Wolle, den ſie ſelbſt für ihn geſtrickt hatte. Beim Abſchied fiel er ihr um den Hals und küßte ſie recht herzlich, ſie hielt ihn feſt umſchlungen. Die Mutter hatte vorher die Befürchtung ausgeſprochen, daß der Sohn ſich ungeberdig ſtellen und ſehr weinen würde. Zur Verwunderung der Eltern war das nicht der Fall, er ging ſtill neben dem Vater nach Haus, ohne ſich umzuſehen, und erzählte am Abend der Mutter mit glänzenden Augen die Geſchichte von dem Kampfe der drei Horatier, die er in der Schule gehört. Er war nicht traurig, ſondern gehoben durch die Scene des Abſchiedes und durch den erſten Kuß, den er freiwillig einem fremden Mädchen gegeben. Es war eine unſchuldige Kinderneigung, aber es war die erſte Liebe eines reich begabten, früh entwickelten Knaben. Ob es ihm einſt zum Heil oder zum Unglück gereichen ſollte, daß er als Kind die Hingabe und die Zärtlichkeit einer ſolchen Leidenſchaft durchlebt hatte? Er ſelbſt ſprach ſelten von ſeiner kleinen Freundin, aber er dachte fröhlich an ſie wie an Weihnachten, und der Diakonus rühmte in der nächſten Zeit den aufgeweckten Geiſt des Knaben und die ſchnellen Fortſchritte.

Bald darauf verkündeten die Zeitungen, daß draußen in der Welt ſich ein unruhiges Getümmel erhob, man las von Straßenkampf und Barrikaden bei den Franzoſen, auch die Polen rührten ſich heftig, im Lande wurde getrommelt, Soldaten marſchirten und beſetzten die Grenze. Die Herren ſaßen

länger im Gespräch bei einem Glase Wein, Hans führte einen Leinweber auf die Wache, weil dieser im Rausch auf der Gasse nach Menschenrechten geschrien und dem Bürgermeister einen Stein gegen die Hausthüre geworfen hatte. Auch die Kinder wurden von der Unruhe ergriffen. Victor schritt als Kommandant vor einer Bande Schulknaben, und da er vom Vater wußte, daß man fernes Geräusch von Pferdehufen und das Rollen der Kriegswagen erlauschen könne, wenn man das Ohr an die Erde halte, so zwang er seine Compagnie sich in der Dämmerung auf das Straßenpflaster zu legen, um dort das Anrücken unbekannter Feinde zu vernehmen. Bei Kindern und Großen legte sich allmählich die Bewegung. Dennoch merkte man, daß sich allerlei Neues an die Stadt heranzog: eine Schnellpost, eine Chaussée und die Leute sprachen viel von Eisenbahnen, auf denen man fahren könne.

Auch für die Glücklichen im Doctorhause brachten diese Jahre große Veränderungen. Zuerst starb der gute Herr Senior, hoch an Jahren, aufrichtig betrauert von seiner Gemeinde, und die Frau Pastorin zog in weite Entfernung zu einem Sohne, der ebenfalls Geistlicher auf dem Lande war. Während Henriette noch unter diesem Verluste litt, traf sie ein anderer. Victor mußte das Elternhaus verlassen, um ein Gymnasium zu beziehen. Der Wechsel war so günstig als möglich, die Entfernung betrug nur wenige Meilen und der Haushalt, in welchen er versetzt wurde, war der des jungen Doctors. Die Aufregung und Betäubung des Aufbruchs barg dem Knaben den Schmerz, welcher ihm bevorstand; die Eltern empfanden den Verlust schon lange vorher. Sie begleiteten den Sohn in die benachbarte Stadt. Als die Trennungsstunde kam und der Wagen vorfuhr, der die Eltern in die Heimat zurückbringen sollte, da warf sich Victor schluchzend ihnen um den Hals und klammerte sich zuletzt krampfhaft am Vater an. Und er blickte dem rollenden Wagen nach in einem herzzerreißenden Weh, dem ersten großen seines Lebens. Auch die

Eltern ſaßen im Wagen ſprachlos und hielten einander bei der Hand, bis die Mutter das eigene Leid über dem ſtummen Schmerz des Gatten vergaß und ihr Haupt auf ſeine Schulter legte, um ihn leiſe zu mahnen, daß er nicht allein geblieben ſei; da ſagte der Gatte in tiefer Bewegung: „Jetzt weiß ich, wie einem armen Vater zu Muthe iſt, der ſich von ſeinem Kinde ſcheidet. Es iſt ein Theil des eigenen Lebens, den man von ſich thut. Auch für dich, Geliebte, endet der blühende Sommer, in dem wir ſo ſelig waren. In Frieden und Freude des Hauſes drängt ſich Entbehrung und Sorge; das höchſte Glück bereitet dem bitterſten Leid nur die Wege. Das iſt Menſchenloos!“

2.

Vandalen und Thüringer.

Wieder vergingen acht Jahre und Victor wurde Student. Er war ein reichbegabter Schüler, sein fröhliches Naturell erwarb ihm Zuneigung der Lehrer und Mitschüler, und ein behendes Selbstvertrauen, das ihm eigen war, verminderte nur selten seinen Fleiß, denn von dem redlichen Pflichtgefühl der Eltern war doch viel auf ihn übergegangen. Der Doctor folgte der Entwickelung seines Sohnes mit stillem Wohlgefallen. „Er hat einen hochfliegenden Geist und den Muth etwas zu wagen," sagte er seiner Frau. „Er soll sich erwerben, was seinem Vater nicht zu Theil wurde, freie Thätigkeit in einer Wissenschaft, und er soll die Wissenschaft wählen nach seinem Gefallen. Oft, wenn ich ein gutes Buch las, habe ich daran gedacht, daß doch der edelste Beruf des Mannes ist, für Lehre und Bildung in weiten Kreisen thätig zu sein." Und als die Mutter bescheiden einwendete: „Ist solche Aufgabe nicht sehr schwer und der Erfolg ungewiß? und wie steht es dabei mit der Sicherheit des äußeren Lebens?" — da entgegnete der Doctor hoffnungsvoll: „Er ist einfach erzogen, an geringe Bedürfnisse gewöhnt und ich erwarte, wenn seine Kraft als Schriftsteller für hohe Leistungen nicht ausreicht, daß er verstehen wird, als gewissenhafter Lehrer seine Pflicht zu thun."

In diesem Sinne besprach der Vater mit dem Sohne die künftigen Studien. Weil er der Meinung war, daß im Anfange eine kleine Studentenstadt für Bildung des Charakters

vortheilhaft ſein werde, rieth er ihm die Univerſität, an welche er ſich ſelbſt mit Freude erinnerte.

Dort ſaß jetzt Victor am Fenſter ſeiner Studirſtube, die Sonnenſtrahlen füllten ſein Zimmer mit Glanz und aus dem Garten quoll der Blumenduft herauf; zwiſchen das ferne Geräuſch der Straßen tönte das Gezwitſcher der Vögel und das Geſumm der Bienen, welche um die Blüthen des wilden Weines ſchwebten. In gehobener Stimmung ſaß er und ſann. Denn er war zuweilen Dichter, und er hatte nichts dawider, wenn es die ganze Welt erfuhr, zur Zeit wußte es nur ſeine Familie. Heut dachte er an die Heimat und an die liebe Mutter. Der Segen, den ſie auf ſein Haupt gelegt, und die Liebe, mit der ſie ihn beim Abſchiede ans Herz gedrückt, erfüllten ihm das Gemüth und ihm war, als müßte Alles, was ihn bei der Erinnerung bewegte, die ganze Fülle zärtlicher Gefühle in Wort und Vers dahinſtrömen. Wie ſtarker Glockenton bebte es durch ſein Inneres. Aber da er es in Worte faſſen wollte, wurde, was als Ton und Vers von ſeinen Lippen klang, immer nur ein bekanntes Lied, das er bisweilen von der Mutter gehört hatte, und er mußte ſich darüber wundern, daß ſeine Seele von der alten Weiſe nicht laſſen wollte, die nicht einmal ganz paßte und einen anderen Ausdruck gar nicht begehrte als den Text von Lebewohl und Wiederſehen. Dazwiſchen hörte er draußen Trommeln, und ihm fiel plötzlich ein, wie kunſtvoll am Abend vorher ſein Leibburſch Roller auf einem leeren Tönnchen die Schlägel gehandhabt hatte, und welch ein prächtiger Geſell der Freund war mit ſeiner trocknen guten Laune. Er lief zum Schreibtiſch und was er niederſchrieb, war ein munteres Studentenlied, in welchem kleine Abenteuer des Leibburſchen nach bekannter Melodie gefeiert wurden, nicht hochpoetiſch aber luſtig. Wie er die Worte durchlas, fiel ihm der Abend ein, wo er mit dem Stock des Vaters die Hüte auf die Bühne geworfen hatte, und er frug ſich zweifelnd, ob ſolches Herausſpringen

aus der Sentimentalität für einen Lyriker geziemend und eine gute Vorbedeutung sei.

Als Schlesier trug Victor das Corpsband der Vandalen, eines tapferen und ruhmreichen Stammes, bei dem er viele Landsleute fand, und obwohl er seine Zeit nicht ausschließlich den Fehden und Trinkgelagen der Genossenschaft widmete, wurde er doch als ein ansehnlicher Mann, welcher mit Feder und Schläger Bescheid wußte und in dem Ruf diplomatischer Weisheit stand, mit der Zeit zum Consenior gewählt. Dies Ehrenamt war nicht mühelos, denn obwohl die verschiedenen Corps in der Regel gegen die Burschenschaft und die Wilden zusammenhielten, hegten sie doch auch gegen einander starken Argwohn und es gab Grenzstreitigkeiten wegen der Füchse und der Zugewandten. Am häufigsten zwischen Vandalen und Thüringern. Diese Nation, die zahlreichste von allen, war lange nichts als eine Verbindung von lockrem Zusammenhalt gewesen, hatte sich aber vor einiger Zeit zu einem Corps emporgeschwungen, und litt gerade damals an einem unleidlichen Dünkel. Unter ihren Starken waren mehre Adelige, welche größeren Aufwand und vornehme Neuerungen einführten. Ihr erster Häuptling, ein Herr von Henner, war ein langer hagerer Gesell, als Schläger gefürchtet und wegen seines Hochmuthes übel beleumundet. Ihn konnte Victor durchaus nicht leiden, schon darum nicht, weil er Neffe eines verstorbenen uralten Majors aus der Kreisstadt war, von dem Victor als Knabe einen scharfen Verweis erhalten hatte, als er einst mit seiner Compagnie auf dem Stadtwall die Wege verengte. Doch hatte die gemessene Höflichkeit des Thüringers seither einen feindlichen Zusammenstoß verhindert.

Nun wollte der Zufall, daß Thüringer und Vandalen zugleich den Entschluß faßten ein Königreich zu errichten, und daß sie zur Festfeier dieselbe Woche bestimmten. Da dies der Gäste und des Lokals wegen nicht paßte und den Vandalen viel an dem gewählten Tage lag, der ihr Stiftungsfest

war, so wurde beschlossen, deshalb mit den Rivalen in freundliche Verhandlung zu treten, und Victor ward mit dem Auftrage betraut. Er begab sich also eines Abends nach dem unterirdischen Gewölbe, in welchem die Thüringer ihren Trank in Humpen und Stangen zu heben pflegten. Verwundert blickten die Helden aus röthlichen Gesichtern auf den fremden Gast und das Vandalenband über seiner Brust; doch wurde er von dem Fuchsmajor, der die Pflichten des Marschalls zu erfüllen hatte, achtungsvoll empfangen, zu dem Häuptling geleitet und neben diesem niedergesetzt. Während die wilde Jugend der Thüringer sang und Bierconvente berief, verhandelten die beiden Würdenträger leise mit einander. Doch leider fand das gute Wort des Vandalen bei dem stolzen Thüringer keine gute Statt, gleich im Anfange nicht, als Victor seinem Auftrage gemäß ihn selbst als Gast einlud. Denn Henner antwortete, daß er nicht zusagen könne, bevor die Genossen ihr Einverständniß erklärt hätten. Als sich vollends herausstellte, daß seinem Volke eine Verlegung des Tages zugemuthet wurde, verweigerte er mit trocknen Worten jedes Eingehen auf solchen Wunsch. Durch die ungefällige Art des Gesellen wurde Victor gereizt, doch gedachte er, daß er nicht in eigenen Sachen, sondern im Interesse seiner Nation zu sprechen hatte, und wahrte seine Würde. Auch als Henner die widerwärtige Angelegenheit eines Fuchses zur Sprache brachte, den die Vandalen den Thüringern entführt haben sollten, behielt der Gesandte seine Haltung. Da die Verhandlungen ins Stocken geriethen und er den aufsteigenden Unwillen bewältigen wollte, sprach er von Anderm, erzählte allerlei, und weil er sehr kunstvoll gemalte Pfeifenköpfe in der Nähe sah, so rühmte er die Arbeit und frug nach dem Maler. Da hielt ihm Henner nachlässig das Bild seines Pfeifenkopfes hin, einen Schild in Blau und Silber getheilt, darin schwarze Vögel, und nannte den Maler.

Victor lobte das Werk und sagte ruhig: „Mir gefällt nicht der neue Brauch, Wappen auf Burschenpfeifen zu tragen."

„Manchem mißfällt, was er nicht hat, hätte er's, so würde er es werth halten," antwortete Henner kalt. „Jedes Land hat seinen eigenen Brauch. Unter euch Schlesiern macht jeder Schuljunge Verse, ich höre bei euch kauft man ein Leichengedicht zu vier Groschen und bei Hochzeiten thun's eure Poeten umsonst für Essen und Trinken."

Dies war eine bösartige Anspielung auf die Begabung, welche auch Victorn nicht versagt war. Denn es war bekannt, daß die Vandalen einige Lieder von ihm auf ihren Bänken zu singen liebten. Der Gast merkte, daß der Andere Händel suchte, und daß ein Kampfgespräch beginnen mußte, dessen Ausgang beide kannten. Er entgegnete also mit kaltem Stolze: „Ich gebe dir mit besserem Grunde deine Worte zurück, daß mancher verlacht, was er werth halten würde, wenn er's hätte. Haben die Schlesier allzu viel Verse, so ihr Thüringer zu viel große Herren. Du bist, wie ich höre, aus dem Lande in dem der Maikäfer über sieben Fürstenthümer fliegt."

„Ich stamme aus Westpreußen," versetzte Henner stolz, „aber meine Familie ist erst dorthin ausgewandert, sie saß in Thüringen, bevor es ein Preußen gab. Wir sind die Henner aus dem Hause Ingersleben."

Als Victor diesen Unsinn hörte, verlor er die Geduld. Im Augenblicke fiel ihm Vieles ein, was ihn schon als Knaben an den Bellerwitzen und Andern geärgert hatte, die Blechkette, und die Ruhmredigkeit. Er erhob sich und verhehlte nicht länger die bedeutsamen Worte, welche dem Betroffenen das Gegentheil von männlicher Klugheit zur Last legen, denn er sagte verächtlich: „Aus dem Hause Ingersleben? Du bist ein dummer Junge." Henner blieb kaltblütig sitzen und hob gegen einen Vertrauten, welcher neben ihm saß, nur einen Finger in die Höhe, worauf dieser aufsprang und den scheidenden Gast, welcher kampfmuthig über den Haufen der Thüringer sah, im Namen Henners auf einen Gang mit kleinen Mützen forderte. Victor nickte und beobachtete, daß den

Thüringern erst jetzt der Zusammenstoß der Großen auffiel, und daß sie zahlreich von den Bänken fuhren, um dem Fremden mit gleicher Schmähung zu bezahlen, aber durch eine neue Handbewegung ihres Seniors zurückgehalten wurden. Nur zwei der besten Recken tauschten mit ihm noch Scheltwort und Forderung, und Victor schied aus dem Heerlager der Feinde mit der Aussicht auf drei Geschäfte, bei denen für die Betheiligten der Hingang auf eigenen Beinen sicherer war, als die Heimkehr.

Als Victor am anderen Morgen früher als sonst erwachte, war ihm in dem nüchternen Grau des Tages das Gemüth doch etwas beschwert; er hatte bis dahin mit Glück und Kunst ähnliche Zusammenstöße überwunden und genoß den Ruf scharfe Hiebe auszutheilen. Dies Mal aber stand dreimaliger Männerkampf mit den besten Schlägern der Universität in Aussicht und zwar in der gefährlichsten Kampfweise, und er beobachtete an sich selbst mit Befriedigung, daß er in dem Colleg einer langen philosophischen Erörterung zu folgen vermochte, obgleich ihm die Secunden und Quarten zuweilen den Faden zerschnitten. Natürlich zog der Zwist sein ganzes Volk in Mitleidenschaft, die Vandalen waren empört, die Thüringer gereizt, und wo Kämpfer aus beiden Stämmen zusammenstießen, wurden wilde Worte und Forderungen getauscht.

Der Morgen des Kampfes brach an. Noch vor Aufgang der Sonne schritt Victor mit seinen Genossen durch die dämmerigen Straßen einem abgelegenen Gartensaal an der Grenze der Stadt zu, alle schweigsam und mit festem Tritt. Von einem Baum am Wege schlug ein Fink und begleitete die Wanderer eine Strecke, Victor winkte mit der Hand dem Vogel zu und der Gruß des Kleinen machte ihm das Herz leicht. Er fand an der Kampfstätte die Gegner bereits versammelt, dazu eine Anzahl aufgeregter Füchse, welche schon vor Tagesanbruch die Waffen geschleppt hatten und als Späher das Haus gegen feindliche Gewalten bewachen sollten.

Die Vorbereitungen waren kurz, wenige Worte wurden gewechselt, auch die Secundanten hatten nicht viel zu thun: ein Strang über die Pulsadern des rechten Armes gebunden, die leichten Tuchmützen dem Unparteiischen vorgezeigt, die Aufstellung gemessen, dann traten die Secundanten tiefathmend zurück, der Unparteiische rief sein „gebunden — los“ und Stahl klang an Stahl. Mit Freude sahen die Vandalen, wie gewaltig der Streit wurde, die Kraft des langen Henner war größer, aber seine gefürchteten steilen Quarten sausten unschädlich, bis endlich ein verhängnißvolles Atempo dem Kampf ein Ende machte, die Wange Henners klaffte weit aufgeschlitzt und von der Schulter Victors strömte das Blut zur Brust, die Secundanten sprangen ein, und trotz dem Widerspruch der Kämpfenden wurde der Streit für ausgetragen erklärt. Mit stillem Triumph geleiteten die Vandalen ihren Mann nach Hause. Henner mußte im Wagen nach seiner Wohnung befördert werden.

Es war ein rühmlicher Kampf gewesen und lange haftete die Erinnerung daran, denn er wurde für beide Genossenschaften verhängnißvoll. Der Behörde flog eine Kunde zu und da der Zufall wollte, daß gerade aus der Residenz eine der periodischen Mahnungen zur Abstellung unerlaubter Verbindungen eingetroffen war mit scharfen Bemerkungen über seither gewährte Nachsicht, so mußte der Senat, der eine Zeit lang beide Augen zugedrückt hatte, sich ungern entschließen, eine große Untersuchung eintreten zu lassen. Nun hatten die Thüringer am meisten mit Nachtwächtern und Pedellen zu thun gehabt und wurden deshalb zum Object des gesetzlichen Zornes auserwählt. Aber auch die Vandalen gingen nicht leer aus. Die Untersuchung ward bis zum Ende des Halbjahres hingezogen, und Victor erhielt die Andeutung, daß er die Universität verlassen müsse; Henner aber, der übler angeschrieben war, wurde erst festgesetzt und dann mit Entschiedenheit weggewiesen. Die Entfernung der beiden Helden wurde

für ihre Nationen verderblich, zwar die Vandalen erhielten sich, aber die Thüringer verloren die Kraft des Widerstandes, sie geriethen kurz darauf mit den Franken in ärgerliche Händel und verschwanden für längere Zeit aus den Acten des Senats und der Geschichte.

Als Victor nach einer Abwesenheit von anderthalb Jahren in die Heimat kam, fuhr ihm der Vater allein bis zur nächsten Post entgegen. „Ich komme dich abzuholen," sagte er nach der ersten Begrüßung, „weil ich weiß, daß du mir allerlei zu erzählen hast, was man am besten in der ersten Stunde des Wiedersehens abmacht, damit das Herz frei werde. Setze dich zu mir in den Wagen und denke, daß ich dein ältester Freund bin und daß ich auch einmal jung war." Da legte der Sohn ein offenes Bekenntniß ab über Manches, was er als Musensohn zu wenig und als Vandale zu viel gethan, und er fand einen nachsichtigen Richter. Zuletzt sagte der Vater: „Ich hoffe, du hast in dieser Zeit für dich erworben, was ein Mann unter allen Umständen im Leben braucht und das lustige Burschentreiben wird für dich abgeschlossen sein. Von jetzt bist du ein Mann, der fleißig für seine wissenschaftliche Bildung zu arbeiten hat, und dafür schlage ich dir die große Universität in der Residenz vor." So gelangten beide im besten Einvernehmen nach Hause.

Als der verbannte Häuptling der Vandalen zwischen Mutter und Schwester in das Wohnzimmer trat, fand er dort eine hochaufgeschossene junge Dame, die ihr Haupt stolz auf einem vollen Nacken trug und ihr blondes Haar, unbekümmert um die Mode, in langen Locken um den Kopf hängen ließ. Während er sie staunend betrachtete, rief Käthe: „Kennst du sie nicht? Es ist ja Valerie, meine liebste Freundin."

Kein Zweifel, es war die jüngste Bellerwitzin. Victor grüßte förmlich, das Fräulein dankte ebenso; er erkannte jetzt in dem Antlitz der Jungfrau die Züge des Kindes, und doch sah sie fremdartig aus. Sie war unleugbar hübsch, die Stimme

klangvoll, und wie sie von Käthchen nach der Nebenstube gezogen wurde, und das Gelächter der Mädchen herüberklang, mußte er sich bekennen, daß auch ihr Lachen wohltönend war. Dennoch wunderte ihn der Besuch und er frug die Mutter: „Wie kommt die hierher?"

„Sie ist auf einige Monate zu uns gezogen, um mit Käthchen Unterricht im Clavier zu nehmen, wozu hier gute Gelegenheit geboten ist. Sie ist redlich und hat Charakter."

Das Letztere war nicht unmöglich, aber Victor war nicht der Mann, seine Ansichten im Handumdrehen aufzugeben, und das Verhältniß zwischen beiden blieb während seiner ganzen Anwesenheit sehr kühl. Das Fräulein sprach in Victors Gegenwart wenig und er wandte seine Rede an sie nur dann, wenn die Schicklichkeit es durchaus gebot.

Einst klagte Käthe: „Seit der Kinderzeit bin ich in unserem Stadtwalde nur so weit gekommen, als die gebahnten Wege führen, ich möchte auch einmal draußen die Haide sehen. Da rieth Victor, am nächsten Morgen früh aufzubrechen und einen Ausflug in die Wildniß zu unternehmen. Es war ein klarer Herbsttag, als die drei sich aufmachten; im Schießhause genossen sie das Frühstück und zogen von dort mit beflügeltem Schritt in den Wald hinein. Nachdem die Mädchen Waldblumen gesammelt und zartem Naturgefühl Genüge gethan hatten, ergaben auch sie sich der Fröhlichkeit, sie lachten und sangen und Victor erzählte in übermüthiger Laune drollige Geschichten. So kamen sie aus dem lichten Laubholz in den großen Kieferwald, und an jungen Schlägen vorüber, bis die gebahnten Wege aufhörten. Vor ihnen lag eine weite Haidefläche, auf der sich nur einzelne Stämme erhoben. Der Boden war mit Moos gepolstert und an dem Haidekraut hingen die verblichenen Blüthen.

„Das ist eine wundervolle Wildniß," rief das entzückte Käthchen. „Merkt auf, wir begegnen Zigeunern."

„Nur die Richtung nicht verlieren," mahnte Victor.

„Wir ſind dort herausgekommen, wo die beiden Birken neben einander ſtehen," ſagte Valerie zurückweiſend, „ich will den Weg ſchon finden."

„Du biſt ja ſehr klug," dachte Victor.

Wie ſie weiter gingen, ſenkte ſich der Boden, zwiſchen dem Haidekraut wuchſen Gräſer, von einem nahen Quell ſchlängelte ſich der dünne Waſſerfaden durch die Ebene; der Wald ging allmählich in Wieſengrund über, auf dem eine große Rinderherde weidete. Käthe blieb ſtehen, ſah der Herde zu und bewunderte den tiefen Klang der Glocken und die luſtigen Sprünge des Jungviehs. Als ein feindſeliges Gebrumm näher kam und Victor ſah, daß der Leitſtier der Herde herantrottete, ſo ſuchte er mit den Augen den Hirten, winkte und rief ihn herzu. Dabei hatte er ſich einige Schritte von den Mädchen entfernt, der Stier aber, erzürnt über das Eindringen Fremder in ſeine Waldeinſamkeit, kam brummend und mit geſenkten Hörnern auf die Mädchen zu. Käthe ſtieß einen hellen Schrei aus und ſuchte zu entfliehen, da brach Valerie ſchnell einen Weidenzweig ab und ſtellte ſich ſchützend vor ſie; doch der Wilde, gereizt durch den Widerſtand des Feindes, trabte ſchnaufend näher. Jetzt ſprang Victor herbei, riß den rothen Shawl, den Valerie trug, von ihren Schultern, ballte ihn zuſammen und warf ihn ſeitwärts dem zornigen Thiere entgegen; er ſelbſt ſtellte ſich als erſter vor die Mädchen. Der Stier fuhr wüthend auf das rothe Zeug los und bohrte mit den Hörnern hinein. Unterdeß lief mit Geſchrei der Hirt heran, ſchlug und ermahnte den Meiſter ſeiner Herde und trieb ihn endlich wieder den Kühen zu. Victor holte das gemißhandelte Tuch und gab es an Valerie, welche die zitternde Geſpielin in den Armen hielt. „Ich erbitte Ihre Verzeihung," bat er, „aber ich wußte im Augenblick nichts Klügeres zu thun."

„Dem Shawl hat es wenig geſchadet," entgegnete Valerie ruhig, „und ich glaube, Sie haben uns vor großer Gefahr

bewahrt," sie drehte das Tuch und schlug es wieder um den Nacken. — „Sei tapfer, Käthchen," bat Victor die Schwester; „nimm meinen Arm, wir suchen, nachdem der Feind entwichen ist, als Sieger den Heimweg durch die Birken."

Als Käthe unter den Scherzreden ihrer Begleiter neuen Lebensmuth gewonnen hatte, sagte sie unzufrieden mit sich selbst: „Ich war die Furchtsame, du aber, Valerie, standest wie eine Heldin vor mir."

„Das brauchst du nicht zu loben," antwortete Valerie, „ich bin vom Lande und gewöhnt bei der Herde vorbeizugehen. Hättest du so oft das Gebrumm des Stieres gehört, würdest du dich auch nicht fürchten. Deinem Bruder aber wollen wir beide danken."

„Wir haben „den Dritten abschlagen" gespielt," versetzte Victor lachend, „und der Stier war der Geschlagene."

Aber auch dies kleine Abenteuer brachte zu Käthchens Betrübniß keine freundliche Annäherung zwischen dem Bruder und der Freundin zu Wege. „Charakter mag sie haben," sagte Victor, „und hübsch ist sie ohne Zweifel, aber den steifen Federbusch von gesponnenem Glase trägt sie auch."

Als er am Ende der Ferien zusammenpackte, sah Käthe von ihrem Nähtisch auf, an dem sie noch etwas für seine Ausrüstung zurecht machte, und bat: „Schreibe mir manchmal von dem, was du denkst und arbeitest, du weißt nicht, Victor, wie lieb mir jede Zeile ist, welche ich von dir erhalte. Nimm dich auch ein wenig meiner Bildung an und rathe mir, was ich lesen und lernen soll." Victor sah in die feuchten Augen der Flehenden und ihm kam auf einmal zum Bewußtsein, welch einen Schatz von hingebender Liebe er in dem Herzen der Schwester besaß; er zog sie an sich und sie besprachen einen regelmäßigen Briefwechsel.

In der Residenz begann für den Jüngling eine neue Lehrzeit. Einst hatte ihm der Director seines Gymnasiums gerathen: „Da Sie mehr begehren als die Abrichtung für ein

Brotstudium, so treiben Sie vor Allem die Wissenschaft, welche allein Ihnen Methode geben kann, Philologie ist die einzige sichere Grundlage, gleichviel ob Sie später Jurist, Geschichtschreiber oder Philosoph werden." Diesem Rath hatte der Student bisher ein wenig gefolgt, freilich ohne rechten Ernst; jetzt aber setzte er seine ganze Kraft daran. Er erhielt Zutritt zum Seminar und blieb noch fast drei glückliche Jahre auf der Universität. Was er in dieser Zeit der Schwester schrieb, war zumeist ein Widerklang der edlen Stimmungen, welche ihm die Kunst gab, das Theater, die Concerte, die Museen. Fast überwältigend drang der Zauber des vielen Schönen, das er jetzt mühelos genießen konnte, in sein Gemüth. Auch er verfaßte ein Theaterstück und begann ein zweites, schrieb beide sauber ab und sandte sie dem Vater nach Hause, aber zu seinem Glück nirgend andershin.

Die besten Freunde, die er in der Residenz besaß, waren Onkel und Tante Köhler. Unser Herr Einnehmer arbeitete als Geheimrath im Ministerium. Er stand jetzt in hohen Jahren, hatte eben sein Jubiläum gefeiert, war aber rüstig und lebensfroh wie früher und hatte die gute Laune und Originalität seiner Gedanken in der großen Stadt, welche so gern Krystalle zu runden Kieselsteinen abschleift, nicht verloren. In dem kinderlosen Haushalt wurde Tante Minchen immer noch von dem bewundernden Blick des Gatten verfolgt, der die Elfenkünste zu erforschen suchte, durch welche sie von Morgen bis Abend Behagen um sich verbreitete. Herr Köhler schritt stolzer und ritterlicher einher, wenn er seine Gattin durch die Straßen führte, er kam selten aus seinem Bureau nach Hause, ohne ihr etwas mitzubringen: einen Veilchenstrauß, eine schöne Frucht, ein Werk des Kuchenbäckers. Bei ihnen verkehrte Victor wie ein Sohn und die Abende, welche er allein mit beiden verlebte, bildeten in ihm vielleicht eben so viel als die akademischen Vorlesungen. Denn Herr Köhler fand bald einen Genuß darin, seine geheimen Gedanken über

Regierung und Weltlauf in die Seele seines jungen Freundes zu senken. Was sonst nur in trockenen Scherzreden mit Laune oder Bitterkeit zu Tage kam, das klang bei dem Glase Rheinwein — den er jetzt ausschließlich trank — voll und eindringlich in das Ohr des Jünglings. Von dem Verkehr der Völker, den Bedürfnissen und der Verwaltung des Staates erhielt dieser bessere Kenntniß, als mancher junge Arbeiter des Ministeriums erwirbt.

Endlich schrieb Victor seine Doctordissertation, sehr gelehrt, über etwas von Aristoteles, was die Gesetze der schönen Kunst anging. Als der junge Doctor die Bogen im Prachtbande dem Vater übersandte, legte dieser das Buch in den Schoß der Mutter und sagte freudig: „Was der Vater sich ersehnte, wird beim Sohne zur That.“ In besonderem Verschluß hatte der Doctor Alles gesammelt, was ihm von Arbeiten seines Knaben zugänglich wurde, zarte Gedichte und Trinklieder, die Theaterstücke und Arbeiten des Seminars; wenn er allein war, holte er die Blätter zuweilen heraus, sah sie der Reihe nach durch und dabei war ihm zu Muthe, als ob er selbst dies alles gedacht und erfunden hätte.

Als Käthe dem Bruder von der Aufnahme seiner Dissertation schrieb, kam natürlich auch mancherlei über ihre Freundin zu Tage, und daß Valerie beim letzten Besuche den Vater so lange gebeten hatte, bis er ihr die Hauptsachen der Abhandlung deutlich gemacht. „Die Katharsis des Aristoteles?“ brummte Victor feindselig, „was will die davon wissen? Verstehen wir's doch selber kaum.“ In einer Nachschrift der Schwester tauchte sogar der lange Häuptling der Thüringer auf, denn Victor las die Worte: Richard Henner ist jetzt als Referendarius zum Besuch auf dem Schlosse des Kammerherrn; die Narbe, die er dir verdankt, steht ihm übrigens nicht schlecht. „Sie weiß auch den Vornamen,“ dachte Victor wieder, „Valerie kann ihn ja heiraten“ — und er warf den Brief unwillig auf den Tisch.

Darauf schrieb der junge Doctor in der Residenz sein erstes größeres Buch, wieder gelehrt und ästhetisch über gewisse stille Gesetze, nach denen der Dichter Form und Inhalt seiner Werke erfindet. Als nach einem Jahre dieses Werk erschien, wurde es von der Kritik wohlwollend aufgenommen, hier und da gerühmt. Auch Herr Köhler war damit zufrieden, schrieb glückwünschend dem Vater und legte einige Recensionen bei; zu Victor aber sagte er: „Morgen kommst du zum Mittagsessen, junger Lessing, es ist Niemand geladen, die Tante hat dir zu Ehren etwas Gutes in die Küche besorgt.“ Es war ein frohes Mahl, die Herbstsonne schien durch den Krystall der Gläser und malte kleine goldene Bilder an das weiße Tischtuch, auf dem Kuchen in der Mitte war in Zuckerguß der Vers zu lesen: Zum Dank für goldene Worte Empfange, Kind, die Torte.

„Das ist Poesie der Sylphe,“ erklärte Herr Köhler, brachte die Gesundheit Victors aus und war sehr lustig. Nach dem Essen trat Victor mit der Tante in die Stube des Hausherrn, wo dieser, ein Buch in der Hand, seine kurze Siesta zu halten pflegte; Minchen sah über dem Sopha auf das Bild des alten Fritz und sagte zum Gaste: „Wenn er sich nur entschließen wollte, den schwarzen Flor abzunehmen. Ich habe den Flor so eng zusammengedreht, als möglich ist; aber es macht doch traurig, wenn man hinsieht.“

„Habe ich ihn nach der Schlacht bei Leipzig nicht abgenommen, so ist jetzt vollends kein Grund dazu,“ antwortete Herr Köhler. „Die Zeit von 1806 kommt noch einmal wieder, mein Sohn, wir sind auf dem besten Wege. Damals lärmten die Waffen der Franzosen vor dem Bilde des alten Königs, jetzt thun es moderne französische Gedanken, gute und schlimme, mit denen wir in unserer feigen Schwäche nicht fertig werden. Der Trauerflor wird an dem Tage abgenommen, an welchem bei uns die große Knechtung und Fälschung der öffentlichen Meinung aufhört, das will sagen die Censur. Erst wenn

das gedruckte Wort frei wird, kann unſer Volk zu einem geſunden Gedeihen kommen. Das Bild iſt übrigens einmal für dich beſtimmt, Victor, ich habe es der Tante ſchon geſagt.“ Er ging zu ſeinem Bücherſchrank und holte einen Band heraus: „Komm du hervor, alter Freund,“ ſagte er und wies ſeinem Gaſte den beſchädigten Einband. „Ihn hat einſt Napoleon ärgerlich in den Schnee geworfen. Jetzt geht, ihr Lieben, damit ich mich behaglich ausſtrecke; in einer halben Stunde bin ich bei euch.“

Die halbe Stunde verging. Da er nicht kam, trat Tante Minchen bei ihm ein, Victor vernahm einen Schrei und eilte nach. Die Tante kniete auf dem Fußboden, über den Gatten gebeugt — Herr Köhler war entſchlafen und erwachte nicht wieder. Ohne Krankheit, im vollen Genuß des häuslichen Glückes war er geſchieden und Katzenberger's Badereiſe war heruntergefallen und lag neben ihm auf dem Fußboden.

3.

Königin und Landmädchen.

Victor ſtand der Tante in den erſten Wochen des Schmerzes treu zur Seite, dann reiſte er nach der Heimat, die er einige Jahre nicht beſucht hatte. Er fuhr nicht mehr mit der Poſt, ſondern auf der neugebauten Eiſenbahn. Die Pfeife gellte, der Vater begrüßte den Sohn auf einem Perron. Auch in der Stadt war Alles verwandelt: eine neue große Straße zum Bahnhof war angelegt, ein mächtiges Gebäude, die neue Realſchule erhob ſich zwiſchen den Rüſtſtangen. Der Rathsthurm hatte eine gothiſche Spitze und über die Vorſtädte ragten mehre Dampfſchornſteine. In der Stadt fand er neugebaute Häuſer und neue Menſchen, Viele, die er als Kinder gekannt, grüßten ihn als Erwachſene. Die alten Häuſer kamen ihm klein vor und die Gaſſen enge. Dort zur Seite ſtand das Haus des Fleiſchers, ein großer Mann trat in die Thür mit faltigem Geſicht; es war nicht der alte gute Rieſe, der den Knaben Victor gern hereingerufen hatte, der war längſt tot — es war ſein Sohn und auch dieſer war alt geworden. Das Haus des Schuſters Schilling zeigte ſich mächtig verändert, ein großes Ladenfenſter war ausgebrochen und darin ſtanden, keineswegs eingemauert, ſondern heranlockend hinter Glasſcheiben viele große und kleine Stiefeln: „Der verſtorbene alte Meiſter arbeitete beſſer als ſein Sohn,“ ſagte der Doctor, „dafür iſt der Sohn ein eifriger Politiker und Anführer der Unzufriedenen.“ Ein Burſche lief mit bedrucktem Papier die Häuſer entlang. „Er

trägt das Tageblatt aus, wir haben jetzt eine Druckerei und eine Zeitung, die unserem Bürgermeister viel Kummer verursacht, denn sie will Alles besser haben, als es seither war." Vom Markte kam Hans, der Rathsdiener heran, schwenkte schon von weitem sein spanisches Rohr und begrüßte den Ankömmling in heller Freude. Aber Hansens Schnurrbart war weiß geworden. Und wie Victor sich zum Vater wandte, um ihm dies zu sagen, fiel ihm plötzlich auf, daß auch sein lieber Vater gealtert war, das Haar ergraut, das Antlitz gefurcht, und ihn überkam eine so heftige Bewegung, daß er kaum auf eine Frage des Doctors antworten konnte. Nur die Mutter, da sie ihn aus ihren Armen entließ, sah gerade so aus wie sonst, und sein Käthchen fand er als blühende Jungfrau wieder. Nachdem die erste Bewegung vorüber war und er den Eltern gestand: „Ich bin doch nur wenige Jahre entfernt gewesen, aber mir kommt Alles verwandelt vor" — da entgegnete der Vater: „Du selbst siehst anders als früher, und hier hat sich Vieles in wenigen Jahren geändert. Unsere Stadt ist jetzt durch Eisenbande dem Weltverkehr angeschlossen, fast jede Stunde fliegt Neues heran, mit der Einsamkeit schwindet auch das kleinstädtische Wesen; die gute alte Stadt fühlt zu ihrem Heil und zu ihrem Schaden jeden Pulsschlag unseres großen Staates und jede Bewegung fremder Nationen."

In ruhigerem Gespräch wurden die Nachrichten über Bekannte ausgetauscht. „Pathe Bärbel ist recht stark geworden," erzählte die Mutter, „und denke dir, mein Liesel hat in naher Aussicht, Urgroßmutter zu werden; ihre Enkelin hat bereits einen Freier."

„Wie geht's der Familie mit der großen Kutsche?" frug endlich Victor die Schwester.

„Gut!" antwortete diese heiter. „Der Kammerherr ist kränklich und geht gebückt, die beiden ältesten Töchter sind verheiratet und meine Freundin Valerie kommt zum Jahrmarkt herein."

„Sie wird zuletzt ihren Vetter Henner heiraten," ſagte Victor trotzig.

„Woher weißt du das?" fuhr Käthe auf.

„Ich denke mir's nur," verſetzte der Bruder. „Warum ſollen die Häuſer Bellerwitz und Ingersleben ſich nicht mit einander verbinden?"

Käthchen ſchüttelte den Kopf und ſagte mit einem Anflug von Schelmerei: „Ich glaube, dies Mal hat mein kluger Bruder ſich geirrt."

„Der junge Henner hat an dem alten Erdwall in der Heimat deiner Mutter nach heidniſchen Alterthümern graben laſſen," erzählte der Vater, „er nimmt ein ernſtes Intereſſe an dieſen Ueberreſten und hat einen großen Sammeltrieb. Ich zeigte ihm alte Steinwaffen, die mir eure Mutter geſchenkt hat, er erklärte einige davon für ſchöne und ſeltene Stücke, und meinte, die ſogenannte Schwedenſchanze ſei eine Opferſtätte der Vandalen geweſen, die auch unter den Slaven noch mit Scheu betrachtet wurde, und deshalb ſei dort ſpäter das chriſtliche Heiligthum errichtet worden. Mir hat das ruhige und ſichere Weſen des jungen Mannes recht wohl gefallen."

„Mit den lebenden Vandalen hat er ſich herumgehauen," grollte Victor. „Es muß etwas abgelebt und ſchattenhaft ſein um ihm zu gefallen." Er bemerkte, daß die Mutter nach dieſem ſtrengen Urtheil zu Käthchen hinüberſah und daß dieſes erröthete.

Zum Jahrmarkt kam Valerie und allerdings, trotz berechtigter Kritik, mußte Victor ſich ſelbſt geſtehen, daß ſie ſchön war, daß ſie ſichere Haltung hatte, und zuletzt auch, daß ihr Anmuth nicht fehlte. Wie ſie hereintrat, die Eltern und ihre Käthe begrüßte, und wie ſie ſich dann zu ihm wandte — vielleicht mit einem zarten Erröthen, ſicher mit Freude und Herzlichkeit, vermochte auch er gegen die Vertraute der Schweſter ſeine förmliche Kälte nicht zu bewahren. Die Mädchen beſorgten ihre Einkäufe und ſetzten ſich endlich mit Victor auf

die Bank, welche als ein Ueberrest alten Stadtbrauches vor dem Hause stand. Während sie von dort die Trachten der Marktbesucher musterten und sich über die Verkäufer des Kleinkrams belustigten, welche unermüdlich die vorübergehenden Landleute durch verbindliche Worte anzulocken suchten, schritt Hans vorüber, feuriger als sonst durch die Genüsse und Geschäfte des Markttages; er trieb ein gebundenes Bäuerlein vor sich her und da dieses ungern vorausging, so puffte und stieß er es mit seinem Rohr. Valerie stand auf. „Wie darf sich der Diener unterstehen, den Gebundenen zu schlagen?“ frug sie empört.

„Was hat der Mann gethan?“ rief Victor der Polizei zu.

„Gemaust!“ antwortete Hans hinüber.

„Fragen Sie, was der Arme gestohlen hat,“ bat die gekränkte Valerie.

„Wurst!“ entgegnete Hans im Amtseifer. „Bei der Arretirung hat er um sich geschlagen und war nicht zu bändigen, bis er geschnürt wurde.“

„Wegen gewöhnlicher Eßwaaren einen Menschen so behandeln, ist nicht recht,“ fuhr Valerie hartnäckig fort. „Wie darf man sich wundern, daß die armen Hungrigen bitteren Haß haben gegen Alle, welche in glücklicherer Lage sind.“

„Wenn er Hunger hatte, konnte er den Verkäufer bitten,“ sagte Käthchen.

„Dann hätte er auch nichts erhalten,“ erwiederte Valerie.

Bist du so? dachte Victor, Eugen Sue bei Bellerwitz? und er frug sie nicht ohne Bosheit nach dem Dichter, den sie am meisten begünstige. Aber diese Frage hatte auf beide junge Damen eine ähnliche Wirkung, als wenn man bei zwei Champagnerflaschen Draht und Schnur zerschneidet. „Voz“ klang zugleich aus Beider Munde, und die Worte strömten ohne Ende heraus: Lob und Freude, Lachen und Rührung. Da nun Victor denselben Dichter in hoher Ehre hielt, so betheiligte er sich tapfer bei dem Erguß und die drei vergaßen den Lärm

des Marktes und fanden in ihrer Begeisterung kein Ende, bis die Sonne völlig unterging und unser alter Freund, der Mond, die Bank mit seinen sanften Strahlen beschien, die aber in der Kreisstadt weniger geschätzt wurden, als vormals auf dem Lande. Dennoch hatte dieser Abend Folgen. Denn Victor behandelte seitdem das Fräulein mit einer Herzlichkeit, welche Käthchen beglückte.

Nur wenige Wochen weilte er im Elternhause; ihn beschäftigte schon wieder eine Arbeit, zu welcher er eine große Bibliothek nicht entbehren konnte. Er besprach mit dem Vater, daß er nach Beendigung dieses Werkes eine Lehrerthätigkeit an der Universität oder an einer anderen größeren Anstalt suchen wollte.

Durch dies zweite Buch begründete Victor seinen Ruf als Kunstschriftsteller. Es war dicker als das erste, aber es war leichter zu verstehen; die Kritik rühmte das Neue und Geistvolle, und der Buchhändler rühmte, daß auch die Leser das Werk begehrten. In den Kreisen der Residenz, welche Literatur und Kunst zum Thee genossen, wurde Victor ein gesuchter Mann, und im Ministerium war bereits davon die Rede, ihn zur Uebernahme einer Professur einzuladen.

Victor hatte das Weihnachtsfest bei Freunden in der Nähe der Residenz verlebt. Als er nach seiner Rückkehr in einer besuchten Conditorei von dem Zeitungsblatt aufsah, fand er am nächsten Tisch zwei Damen, von denen die jüngere die Aufmerksamkeit der Umgebung auf sich zog. Sie war elegant, aber einfach gekleidet und hatte in Haltung und Bewegung die Sicherheit einer Frau, welche gewöhnt ist sich unter den Augen Vieler zu behaupten. Ihr Gesicht war von ihm abgewandt, während sie zu ihrer Begleiterin sprach, doch die halblauten Worte kamen so rein und deutlich aus klangvollem Organe, daß Victor sogleich merkte, sie müsse von der dramatischen Kunst sein, wahrscheinlich die berühmte Schauspielerin, deren Gastrollen seit einer Woche in den Familien, in welchen er

verkehrte, und von den Zeitungen eifrig beſprochen wurden. Die Fremde neigte ſich nach ſeiner Seite und er fiel ihr in die Augen; beide ſahen einander forſchend an und ſtanden gleichzeitig auf. „Tina!“ rief er erſtaunt und eilte auf ſie zu.

„Ich bin es, Vik,“ entgegnete ſie freudig und ſie ſchüttelten einander treuherzig die Hände.

„Gerade las ich von Ihnen,“ ſagte Victor. „Sie haben einen andern Namen als damals in meiner Heimat.“

„Ich führe jetzt meinen wirklichen Namen,“ erklärte Tina. „Mein Vater war ein Schauſpieler von Ruf, er ſtarb bald nach meiner Geburt; mein Stiefvater brachte mich auf die Bühne.“

„Darum habe ich vergebens ſo oft in den Theaterzeitungen nach Ihnen geſucht und ſtehe jetzt vor Ihnen wie Jemand, dem ein verlorenes Gut wiedergegeben wird, über alle Erwartung glänzender, als es vormals war.“

„Gut!“ ſagte Tina, erfreut über die unverhohlene Bewunderung. „Du biſt artig geblieben, Vik, und ich denke, auch ebenſo redlich. Komm fort, die Fremden brauchen meine Freude nicht zu ſehen. Begleite uns zu einem Wagen, ich ſoll den Winter über auf Gaſtſpiel hier bleiben und habe Beſuche vor. Sobald du Zeit haſt, komm zu mir.“

Wie Victor in ihre Wohnung kam und die Portière von einem artigen Kammermädchen zurückgeſchlagen wurde, ſprang Tina aus dem Seſſel, eilte ihm entgegen, faßte ihn mit beiden Händen am Kopf und küßte ihn recht herzlich. „Mich freut's, Kamerad, daß ich dich wieder habe,“ ſagte ſie vergnügt; „hier iſt dein Halsband“ — ſie wies auf ihren Hals — „ich habe es ſogleich aus meinem Kram herausgeſucht, um dir zu beweiſen, daß ich unſere Kinderfreundſchaft in Ehren halte. Du biſt groß und hübſch geworden, das habe ich mir immer gedacht. Komm, ſetze dich zu mir und erzähle vor Allem von deinen lieben Eltern. Du rauchſt doch?“

„In deiner Stube ungern,“ verſetzte Victor.

„Bah!“ rief Tina und klingelte; die Kerze und ein Kistchen Cigarren wurden gebracht. „Ich bin für Niemand zu Hause,“ gebot sie dem Mädchen. Victor erzählte und antwortete auf ihre eifrigen Fragen.

Es klopfte leise, die Jungfer wand sich durch die Portière. „Fürst Alfons ist draußen,“ sagte sie halblaut.

„Ich bin nicht zu sprechen,“ antwortete Tina ungeduldig.

„Was soll ich ihm sagen?“ frug das Mädchen.

„Ein Schriftsteller ist bei mir.“

„Er hat die Cigarre gerochen,“ sagte die kecke Wienerin beim Hinausgehen, „ich sah es ihm an.“ Tina lachte. „Wer ist der Herr, den du aussperrst?“ frug Victor.

„Ein Anbeter,“ erwiederte Tina mit guter Laune, „eine Wiener Bekanntschaft; jetzt ist er hier, und wie er versichert, meinetwegen. Uebrigens ist er ein gutherziger Mann, welcher mir wirkliche Freundlichkeit erwiesen hat. Wundere dich nicht, daß ihm die Cigarre auffiel, denn seinesgleichen darf hier nicht rauchen. — Ach, Vik, wie glücklich warst du dein Lebelang. Mir ist es nicht so leicht geworden. Zuerst starb der Stiefvater; du hast ihn wenig gekannt, aber er hat brav an mir gehandelt und hätte ein besseres Loos verdient. Die Mutter zog mit mir bei den Theatern umher und erlebte noch, daß ihre Tochter Beifall fand; in Wien habe ich sie auf dem Friedhof bestattet, seitdem muß ich mich allein durch die Welt schlagen. Du ahnst nicht, was dies „allein“ für eine Schauspielerin bedeutet, ohne Mutter, ohne Verwandte, ohne Freunde an fremdem Orte sich behaupten, preisgegeben dem Urtheil jedes Narren, schutzlos gegen Verläumdung, Unbill, tötliche Kränkungen, täglich umlagert von Begehrlichen, Beifall und Ruf oft abhängig von dem guten Willen eigennütziger und gemeiner Menschen.“ Sie war aufgesprungen und ihre Augen funkelten. Als sie aber die ernste Theilnahme ihres Gastes bemerkte, brach sie ab: „Nimm's nicht tragisch, Victor, ich wollte nicht klagen und thäte zuletzt Unrecht daran, denn ich

habe auch gute Freunde gefunden. Und die treueſten unter den alten Komödianten. Willſt du die kleine Tina wieder beſuchen, ſo ſollſt du einen von unſeren wackeren Alten bei mir finden.“ Sie nannte den Namen eines Regiſſeurs.

„Ich kenne ihn wohl,“ verſetzte Victor, „wir haben zuweilen bis in die Nacht bei einander geſeſſen. Denn du mußt wiſſen, daß ich mich um das Theater kümmere, weil es auch zu meinem Berufe gehört.“

„Du biſt doch nicht Recenſent?“ frug Tina beſorgt.

„Nicht von denen, welche über dich ſchreiben,“ antwortete Victor.

Als er von ihr ſchied, war ihm juſt ſo zu Muthe, wie damals, wo er ihr den Apfel ſchenkte. Das ſchweſterliche Zutrauen, mit welchem die berühmte Künſtlerin, die zugleich ein ſchönes Weib war, ihn behandelte, ja auch die freie ſtudentiſche Weiſe des Verkehrs waren überaus wohlthuend. Mit Ungeduld erwartete er den Abend ihres nächſten Auftretens. Am Morgen erhielt er einen Brief mit einem Theaterbillet: „Lieber Vik,“ ſchrieb ſie mit ſchlechter Handſchrift, „wenn du kannſt, ſetze dich auf dieſen Platz, es iſt mir beim Spielen lieb, zu wiſſen, wo du mich ſiehſt. Biſt du nach der Vorſtellung frei, ſo komme zu mir, wir wollen plaudern.“

Das erſte Stück, welches Victor als Knabe geſehen, Käthchen von Heilbronn, wurde gegeben und es erſchien ihm wie ein Verhängniß, daß dieſelbe Poeſie die erneuerte Bekanntſchaft verklären ſollte. Er ſelbſt war kein unerfahrener Beurtheiler, und nicht durch Kunſtſtücke und einzelne glänzende Momente des Schauſpielers zu beſtechen. Während der ganzen Darſtellung mühte er ſich redlich das Urtheil über die Leiſtung nicht durch die Freundſchaft für die Künſtlerin beeinfluſſen zu laſſen, doch er verließ das Haus mit beflügeltem Schritt in dem erhebenden Gefühl, daß er etwas Seltenes genoſſen hatte, ſichere Herrſchaft über die Kunſtmittel; aber was ihn bezauberte, war das Innige, Einfache ihres Spiels, überall echte

und eigene Schöpfung. Sie ist eine große Künstlerin, sagte er sich froh.

Als er bei ihr eintrat, fand er sie in ihrem Schlafröckchen neben dem alten Regisseur. Sie stand auf und betrachtete ihn fragend, fast ängstlich; er bot ihr die Hand und dankte ihr von Herzen. Da wurde sie übermüthig wie ein Kätzchen, wirthschaftete um den Theekessel, holte die Cigarren und begann: „Liebe Leute, jetzt verwendet fünf Minuten auf mich und lobt mich, so sehr ihr könnt, denn ich bin noch warm von der Arbeit, und seid ihr beide zufrieden, so ist mir an dem Urtheil der andern Menschen hier wenig gelegen."

Was sie begehrte, thaten die beiden mit klugen Worten. Als dabei schnell die Hauptmomente der Rolle durchgegangen wurden, gab sie an, daß sie an einigen Stellen unsicher gewesen sei, ob sie dieselben so oder so fassen solle. Dies erörterten wieder die Herren mit einander und waren nicht überall derselben Meinung, sie jedoch spielte von ihrem Sitz sogleich mit leichtem Anschlage Jedem seine Auffassung nach in so schnellem Verständniß und so aus dem Vollen, daß man erkannte, sie hätte ebenso leicht nach den Wünschen des Anderen gestalten können.

„Wir vermögen Ihnen nichts beizubringen," sagte der alte Schauspieler, „und Sie haben zuletzt gegen uns das beste Recht, denn alles Einzelne ist bei Ihnen wie selbstverständlich aus starker und genauer Empfindung des gesammten Charakters hervorgegangen. Das ist Genie."

„Nein, mein hoher Herr," sagte sie, „ich muß mir's auch überlegen und manche Rollen oft durchlesen, bis der Augenblick kommt, wo ich's habe; Manches wird mir schwer, und Anderes kann ich gar nicht leiden, zum Beispiel nicht die magere Donna Diana mit ihren vielen Roben."

So flog das Gespräch auf andere Stücke. Der Regisseur erzählte aus seiner reichen Erfahrung von der Art und Weise, wie verschiedene berühmte Künstler sich mit ihren Aufgaben

zurecht fanden; auch Tina verstand allerlei Lustiges über frühere Collegen zu berichten, und Victor vernahm mit Befriedigung, wie gutherzig und anerkennend sie von Anderen sprach. Die Zeit verrann drei frohen Menschen, ohne daß sie es merkten. Als die kleine Uhr zwölf schlug, sprang Tina auf. „Jetzt fort, ihr lieben Herren, Käthchen von Heilbronn, kaiserliche Prinzessin von Schwaben wird zu Bett gebracht. Gehen Sie voraus, Papa, und warten Sie draußen, ich will meinem Kameraden schnell noch etwas sagen." Sie hob sich zu Victors Ohr und raunte ihm glücklich zu: „Du bist ein grundgescheidter Junge und ich habe meine Freude an dir."

„Gute Nacht!" sagte Victor und wollte sie küssen, sie aber trat zurück und sprach ernsthaft: „Nein, Vik, das thue niemals." Doch gleich darauf schüttelte sie ihm wieder die Hand: „Gute Nacht, du lieber Kerl!"

Seit diesem Abende kam es Victor vor, als ob eine der Musen ihn aus dem Gewühl des Marktes in die reine Luft ihres Göttersitzes entrückt und seine Schläfe mit ihrem unverwelklichen Kranze geschmückt habe. Erst jetzt empfand er die hinreißende Schönheit der Kunst, sie beflügelte ihm die Gedanken und adelte sein Gefühl, und er schritt, die unsichtbaren Blüthen um das Haupt in stillem Glück bei anderen Menschen vorüber. Ueberall erhob sich ungeduldige Forderung, und in der Menge arbeitete ein wildes Begehren, der Bau des Staates, der seit den Freiheitskriegen neu gezimmert war, krachte in allen Fugen; Jedermann klagte und grollte, daß es so nicht fortgehen könne, und der Zwist zwischen Regierung und Volk wurde mit jeder Woche bedrohlicher. Sonst hätte er mit Leidenschaft an dem Streite Theil genommen, jetzt war er ihm fast gleichgiltig. Was ihm so übermächtig Gedanken und Phantasie in Anspruch nahm, das war in der That die edle Freude am Genuß des Schönen und das Bestreben, die geheimsten Gesetze des Schaffens aus der schöpferischen Arbeit einer Künstlerin zu errathen. Er war durchaus nicht, was

Tina einen Anbeter nannte; zwiſchen ihm und ihr bildete ſich ein reines, ſonniges Verhältniß wie zwiſchen zwei Geſchwiſtern, oft empfand er freilich, wie ſchön ſie war und wie hinreißend der Zauber ihrer Anmuth, aber auch in vertrauten Stunden, wo er allein neben ihr ſaß, war es, wie er ſich verſtändig ſelbſt ſagte, nicht das Weib, ſondern die Künſtlerin, welcher er huldigte. Wenn er eines ihrer Stücke für ſich durchgearbeitet hatte, dann bat er ſie wohl, ihm ihre Auffaſſung an den Hauptſcenen deutlich zu machen. Gelehrt ſprechen konnte ſie nicht über das, was ſie ausdrücken wollte, doch ſie ſpielte auf der Stelle vor mit ſo richtiger Andeutung durch Worte und Geberde, daß er ein Bild ihres ganzen Kunſtwerkes erhielt. Sie vertraute ihm Alles an ohne jede Eitelkeit, ſie wies ſelbſt auf die Schwächen ihrer Begabung hin und geſtand ihm, wo ſie dieſelben durch ihre Kunſtmittel ſo gut als möglich verdeckt hatte, auch wo ihr Etwas im Innern gar nicht aufgegangen war und ſie ſich mit einer dramatiſchen Phraſe aus der Verlegenheit geholfen hatte. Bei ſolchen Stellen konnte er in der Regel ihrem Verſtändniß helfen, dann lauſchte ſie andächtig auf ſeine Erklärung und er beobachtete mit Entzücken, wie in ihrer Seele die innere Arbeit begann, bis ſie aufſprang und glückſelig rief: „Vik, ich hab's.“ Dann ſpielte ſie ihm die Stelle vor.

Auch die Geſellſchaft, welche ſich des Abends bei ihr zuſammenfand, ſtimmte zu dem idealen Glück, welches Victor in ihrer Nähe genoß; außer dem alten Regiſſeur kamen noch einige Herren und Damen von der Bühne, ein lebensfrohes Völkchen, leicht angeregt und immer geneigt, ſich mitzutheilen. Männer und Frauen ſprachen zuweilen in burſchikoſer Weiſe mit einander, dem letzten Ueberreſt alter Theaterſitte, aber dahinter merkte man dennoch eine ehrliche Achtung.

In den Morgenſtunden fand er bei ſeiner Freundin auch andere Beſucher: begeiſterte Theaterfreunde, die den Schweif jeder berühmten Künſtlerin bildeten, und weniger harmloſe

Gäſte aus den Kreiſen einer vornehmen und verdorbenen Jugend, welche das ſchöne Weib ſuchten. Unter den letzteren war ein Gardelieutenant, als roher Wüſtling in der Stadt beſonders übel beläumdet. Tina ſaß an ihrem kleinen Schreibtiſch und Victor bezeichnete in einer neuen Rolle eine Stelle, über die der Regiſſeur zu befragen war, als der Baron eintrat. Der neue Gaſt warf ſich nachläſſig in die Dormeuſe, ſtreckte ſeine langen Beine über den Rand und begann in dem ſchnarrenden Tone, der damals unter der eleganten Jugend der Reſidenz Mode war, das Spiel der Künſtlerin in ihrer letzten Rolle zu loben, in der wegwerfenden und gemeinen Weiſe, die für eine Belobte kränkender iſt als eine Beleidigung und er ſchloß: „Taille und Büſte famos, und der Chic unglaublich. Es iſt immer Race in Ihrem Spiel. Auf Ehre, ſchöne Tina, ich war ganz weg!“

Victor, empört durch die Roheit, ſagte über die Achſel: „Sie hätten Niemandem ein Leid zugefügt, wenn Sie auch heut weggeblieben wären. Da Sie aber einmal hier ſind, ſo nehmen Sie wenigſtens die Beine vom Sopha.“

Der Baron ſtreckte ſich länger aus und frug zu Tina gewandt: „Wer iſt der Laffe?“

„Er wird Ihnen ſeine Adreſſe zugehen laſſen,“ antwortete Victor in ſeinem alten Vandalentrotz, „aber er wird vorher das Fräulein bitten, Sie in dieſem Zimmer allein zu laſſen, wenn Sie ſich nicht anſtändig hinſetzen.“

Der Baron erhob ſich mit einem Fluche und packte den Griff ſeines Säbels, Tina warf ſich erſchrocken zwiſchen die Streitenden. Da ging die Portière aus einander und der Fürſt trat herein, ein Veilchenbouquet in der Hand. Er war ein wohlhäbiger Herr, etwa zehn Jahr älter als Victor, mit einem breiten Geſicht von verſtändigem Ausdruck, ruhig und läſſig in allen Bewegungen. Mit einem Blick überſah er die Sachlage, wandte ſich an Tina und überreichte ſich verneigend den Strauß, indem er mit behaglichem Anklange an die öſtrei-

chiſche Mundart ſagte: „Es ſind die erſten Blumen dieſes Frühlings, mein gnädiges Fräulein. Die Natur begrüßt uns Menſchen in dieſem Jahre friedlicher als die Menſchen einander.“ Er wandte ſich an den Lieutenant: „Ich bin erfreut, Sie einmal hier zu ſehen, Herr Baron, geſtern habe ich im Klub vergebens nach Ihnen geſucht; ich wollte mir die Ehre geben Sie für heut zu einem Bärenſchinken einzuladen, der aus Ungarn angekommen iſt.“ Und ſich wieder vor Tina neigend fuhr er fort: „Das gnädige Fräulein wird verzeihen, wenn ich es hier thue. — Wollen Sie die Güte haben, mich Herrn Profeſſor König vorzuſtellen.“ Und da Tina dies gethan, begrüßte er dieſen mit der gleichen Gemächlichkeit: „Ich bin Ihnen im Theater begegnet und habe ſchon oft die Gelegenheit herbeigewünſcht, für gute Belehrung zu danken, welche durch Sie nicht mir allein, ſondern auch Andern zu Theil geworden iſt“ — ein ſchneller Blick ſtreifte die Künſtlerin. Tina ſetzte ſich, der Fürſt desgleichen und die beiden Gegner konnten es unter dem Zwange ſeiner unzerſtörbaren Artigkeit nicht vermeiden ebenfalls zu ſitzen, der Baron jetzt in anſtändiger Verwendung ſeiner Beine. Und Victor ſah mit Vergnügen, daß der ungezogene Lieutenant in die beſcheidene Rolle herabgedrückt war, welche der Schakal in der Nähe des Löwen ſpielt; er ſchnarrte weniger und krümelte einige Broſamen in die Unterhaltung, bis er ſich endlich empfahl, in guter Haltung von dem Fürſten, nachläſſig von der Künſtlerin und von Victor gar nicht. Bald darauf brach auch der Fürſt auf und der Profeſſor hörte, daß Tina dem Herrn halblaut ſagte: „Sie kamen zu rechter Zeit, um eine häßliche Scene zu beendigen.“ Der Fürſt antwortete artig: „Sie müſſen Nachſicht mit uns Männern haben, wir ſind nicht immer im Stande, unſeren dramatiſchen Eifer an der rechten Stelle zu bändigen.“ Als Victor den Hut ergriff, hielt Tina ihm die Hand hin: „O Victor, was haſt du angerichtet!“ Der Fürſt erwartete ihn im Vorzimmer und bat in ſeinem Wagen Platz zu nehmen und zu

befehlen, wohin er fahren wolle. Im Wagen ſagte er: „Darf ich Sie bitten mir anzuvertrauen, was jene Scene mit dem Baron veranlaßt hatte.“ Victor berichtete den Vorgang. „Man iſt hier zuweilen plump,“ ſagte der Fürſt. „Halten Sie mich nicht für zudringlich, wenn ich mir eine zweite Frage geſtatte: Welche Folgen kann nach Ihrer Anſicht dieſe Begegnung haben?“

„Vor Allem doch eine Forderung von meiner Seite,“ antwortete Victor.

Der Fürſt nickte. „In dieſem Fall würde ich mich geehrt fühlen, wenn Sie mich zu Ihrem Secundanten annehmen wollten.“ Victor ſah ihn dankbar an.

„Da ich aber auch verhindern möchte, daß der Baron eine wehrloſe Künſtlerin zum Gegenſtande ſeines Grolles macht, ſo bitte ich Sie mir erſt morgen früh die Mittheilungen zu gönnen, deren ich als Ihr Secundant bedarf. Heut wünſche ich mit Ihrem Gegner in dem Charakter eines Wirthes zu verhandeln.“

Am nächſten Morgen fuhr der Fürſt in früher Stunde bei Victor vor. „Ich hatte noch Gelegenheit,“ begann er, „mit Ihrem Gegner einige Anſichten über den geſtrigen Zuſammenſtoß auszutauſchen. Ich nehme an, daß er nicht abgeneigt iſt ſeinerſeits Ihnen durch mich ſein Bedauern über das hingeworfene Schmähwort auszuſprechen, wenn Sie ſich herablaſſen könnten, auch Ihrerſeits ein Bedauern über nachdrückliche Worte, die Sie ihm gewidmet haben, vor einem ſeiner Freunde zu erklären.“

„Wie vermag ich das?“ entgegnete Victor. „Ich müßte ihm das nächſte Mal, wo er in ähnlicher Weiſe guter Sitte ermangelt, daſſelbe ſagen.“

„Er wird ſich vielleicht in Ihrer Gegenwart fortan mehr in Acht nehmen.“

„Er hat durch ſein Benehmen nicht mich gekränkt, Durchlaucht, ſondern eine Dame,“ ſagte Victor.

„An der wir beide Antheil nehmen," ſetzte der Fürſt verbindlich hinzu. „Sie beſtehen alſo darauf ihn zu fordern?"

„Nach meiner Empfindung iſt das gar nicht zu umgehen. Da Eure Durchlaucht aber mir bei dieſem Handel ſo wohlwollenden Antheil zugewandt haben, erlaube ich mir die Frage, was Sie ſelbſt in meiner Lage thun würden."

„Fordern," verſetzte der Fürſt gemüthlich. „Wenn Sie es nicht thäten, würde ich es ſelbſt thun. Und die Waffen?"

„Da er im Begriff war den Säbel gegen einen Waffenloſen zu ziehen, ſo wünſche ich ihm mit ſeiner eigenen Waffe zu dienen. Doch iſt mir die Kugel auch recht, ich nehme an, dieſe wird für meinen Secundanten bequemer ſein."

„Ich war Rittmeiſter bei den Huſaren," verſetzte der Fürſt. „Und die Zeit?"

„Da ich ein freier Mann bin und er im Dienſt, ſo bitte ich Sie ihm dies zu überlaſſen."

„Gut!" erwiederte der Fürſt, „ich hoffe, Ihnen in einigen Stunden Beſcheid zu ſagen." Er beſah noch das Bild einer Madonna, welches an der Wand hing, ließ ſich von Victor ein neues Sammelwerk zeigen, Stiche nach italieniſchen Gemälden, und ſchritt mit ſeiner angenehmen Ruhe die Treppe hinab.

Im Laufe des Tages erhielt Victor ein franzöſiſches Billet des Fürſten: Säbel angenommen, ich ſorge für Alles und hole Sie morgen früh ſieben Uhr ab.

Nun hatte Victor nicht ohne Grund Säbel vorgeſchlagen; ſchon als Knabe hatte er den Huſarenſäbel des Vaters mit Bewunderung betrachtet, als Vandale oft mit der ſchweren Waffe geſchlagen und auch in den letzten Jahren beim Fechtmeiſter der Univerſität mit einigen Bekannten geübt. Er hatte bisweilen die Ahnung gehabt, daß er dieſe Kunſt noch im Ernſt brauchen werde. Jetzt empfand er einen ſo heftigen Widerwillen gegen den ungezogenen Junker, daß die Sorge für das eigene Leibeswohl davor gar nicht aufkommen wollte,

und er fuhr am anderen Morgen mit dem Fürsten zur Stätte des Kampfes, gesammelt und entschlossen, sein Bestes gegen den Anderen zu thun.

Sein Gegner erwies sich weit ungefährlicher, als anzunehmen war; in der Sorge, Kopf und Gesicht zu schützen, schlug er viel zu wenig und erhielt nach einigen Augenblicken einen wuchtigen, gut gemessenen Hieb in die Schulter, der ihn kampfunfähig machte. Mit kaltem Gruß trennten sich die Parteien, die Kameraden des Lieutenants konnten die Unzufriedenheit über den Erfolg des Civilisten nicht verbergen. Als Victor auf dem Rückwege dem Fürsten dankte, sagte dieser: „Wir alle haben Ursache zu sorgen, daß der Handel geheim bleibt. Ich wünsche es auch um des Fräuleins willen, welches die unschuldige Veranlassung geworden ist."

Erst viel später erfuhr Victor, daß er dem Fürsten in dieser Affaire zu besonderem Dank verpflichtet war, denn dieser hatte, als er die Forderung überbrachte, gegen einen ausschließenden Standeshochmuth kämpfen müssen, den er erst durch die Andeutung niederschlug, daß er den Streit auf sich zu nehmen gezwungen sei, wenn dem Herrn, den er vertrete, die geforderte Genugthuung verweigert werde.

Victor war der Ansicht, daß der Fürst ihm wirkliche Freundlichkeit bewiesen habe, und erwartete deshalb fortan eine gewisse persönliche Annäherung. Zu seinem Verwundern war das nicht der Fall, der Oestreicher behielt ihm gegenüber eine gleichmäßige artige Kühle und sie sahen einander selten.

Von dem Duell verlautete in der Stadt wenig, die Herren vom Klub hatten keinen Grund zu besonderer Befriedigung und die allgemeine Aufmerksamkeit war auf Anderes gerichtet. Der Schauspielerin verhehlte Victor die Wahrheit und sagte ihr auf unruhige Fragen nur: „Die Sache ist mit Hilfe des Fürsten ausgeglichen."

Aber für Victor selbst blieb der Streit nicht ohne Folgen. Es machte ihm in der Stille Freude, daß er etwas für seine

Freundin gewagt hatte, und er war seitdem geneigt sie zu betrachten, als ob sie ihm angehöre. Er fing an sich mehr um ihr Tagesleben zu kümmern, frug sie zuweilen nach ihrem Verkehr und den Besuchen, die sie annahm; und da Manche ihr huldigten, die ihm mißfielen, verhehlte er seine Mißbilligung nicht. Tina sah ihn bei solcher Kritik mit großen Augen an und, wie ihm vorkam, mit geheimer Sorge, doch antwortete sie demüthig und versuchte wohl auch, sich nach seinem Wunsche zu richten.

Sie hatte ihn gebeten eine neue Rolle mit ihr durchzugehen, er hielt das Buch, soufflirte und las in ihren Scenen die Rollen der Gegenspieler; sie spielte ihre Partie vor. Dabei geriethen beide in Künstlereifer, auch er recitirte lebendiger und nahm die Stellungen, welche der Moment verlangte. Als nun eine Scene von starker dramatischer Bewegung kam, eine Erklärung zwischen zwei Liebenden, welche nach dem Hin- und Herwogen der Leidenschaft einander in die Arme fliegen, da sprang Tina im Charakter ihrer Rolle und in der Begeisterung des Spieles auf ihn zu und warf sich ihm an die Brust; das Tuch war ihr von den Schultern geglitten, er hielt das schöne Weib und fühlte das Wogen warmer Empfindung an seinem Herzen. Da schloß er sie fester an sich und drückte ihr heiße Küsse auf Hals und Schulter. Sie lag eine Weile hingebend in seinen Armen, dann richtete sie sich langsam auf und in ihrem Antlitz zuckte eine Bewegung anderer Art, Trauer und Angst. Sie setzte sich kleinmüthig in den Sessel und sagte leise: „Das hättest du nicht thun sollen, Victor!“

„Täglich fühle ich mehr, wie schön du bist,“ rief der entflammte Kamerad. „O zürne nicht, daß das Gefühl aufloderte und die Leidenschaft herausbrach, ich wollte dich nicht kränken.“

Tina aber nickte schmerzlich mit dem Haupte: „Ich wußte, so würde es kommen. Wie war deine Freundschaft so schön!“ — und kräftig sich zusammennehmend rief sie in verändertem

Tone: „Du dummer Victor! Du willst doch nicht mein Anbeter werden oder gar mein Liebhaber? Weißt du, was das heißt, mein Freund? Jetzt gehorche ich dir; wenn du aber küssen willst, wie du eben thatest, mußt du mir gehorchen, du mußt meine üble Laune aushalten, mußt mir Veilchenbouquets zutragen und dir gefallen lassen, daß ich sie bei Seite werfe, wenn sie mir nach türkischem Tabak riechen. Finde ich ein Armband hübsch oder ein Spitzenmuster, so mußt du schnell darnach laufen und nach dem Preise nicht fragen; du mußt deine Eifersucht — ich sehe dir an, daß du darin stark sein kannst — still hinunterdrücken und gegen andere Männer, denen ich einmal zulache, freundlich sein. Ich werde dich quälen und du mich, du wirst unglücklich sein und wirst zuletzt nicht danach fragen, wie mir zu Muthe ist. O sei kein Thor, Kamerad, und störe nicht den Frieden, in welchem wir jetzt mit einander leben."

„Du weißt nicht," rief Victor widerspenstig, „wie sehr ich unter dem Zauber deines Wesens stehe. Das Kind, das ich einst geliebt, die Künstlerin und das schöne Weib vermag ich nicht mehr aus einander zu halten wie verschiedene Leben; für mich bist du immer die eine, nach der ich mich sehne und die ich begehre."

Wieder sah sie traurig vor sich hin. „Den besten Theil hattest du," sagte sie leise, „und du willst ihn vertauschen mit etwas Anderem, was für uns beide ein Unglück wird. — Arme Tina! noch einmal war die Unschuld der Kinderzeit in dein Leben zurückgekehrt und du warst so selig darin." Die Thränen rollten ihr von den Wangen.

„Sprich nicht so zu mir, Mädchen," versetzte Victor erschüttert durch diese Klage. „Traurig kann ich dich nicht sehen und unglücklich sollst du durch mich nicht werden; ich will mich in Zukunft besser behüten. Wenn dir unsere Kameradschaft als das größere Glück für dein Leben erscheint, so will ich mich zu beschränken suchen auf den Theil deines Herzens, den

du mir zuwenden kannſt, wie bitterlich ſchwer es mir auch werden mag."

Sie ſah ihn forſchend an und da er ihr die Hand bot, hielt ſie dieſe feſt und neigte das Haupt.

Nun ging es äußerlich wieder wie vorher, aber die harmloſe Zufriedenheit, welche Victor gefühlt, war verſchwunden. Unruhig beobachtete er ſeine Jugendfreundin und machte ſich Gedanken über ihre Vergangenheit, über die Verhältniſſe zu anderen Männern, die ſie früher bereits gehabt oder die ſie ihm wahrſcheinlich verbarg, und es half ihm wenig, daß er ſich ſelbſt ſagte, wie thöricht ſolche Eiferſucht gegenüber einer Künſtlerin ſei, welche aus engen Verhältniſſen ſich mühſam emporgearbeitet hatte und allen Gefahren und Verlockungen des Berufes und ungewöhnlicher Erfolge ausgeſetzt geweſen war. Durch dies Grübeln und Zweifeln fielen zuweilen dunkle Schatten in den frohen Schein, der um den Theetiſch der Künſtlerin glänzte, Tina merkte die ungleiche Stimmung ihres Freundes, ſie bewies ihm gegenüber unverändertes Zutrauen und bei Gelegenheit eine faſt demüthige Fügſamkeit in ſeinen Willen. Er hatte einſt nebenbei erwähnt, daß ihr eines ihrer einfachen Hauskleider beſonders gut ſtehe, ſie trug es ſeitdem immer, ſobald ſie ſeinen Beſuch erwarten konnte; er hatte gegen ſie ein Buch gelobt, als er das nächſte Mal kam, fand er es aufgeſchlagen, obgleich ſie ſonſt wenig las; er hatte ſein Wohlgefallen an einer ihrer Colleginnen geäußert, er fand die junge Dame ſeitdem öfter am Theetiſch und merkte, wie Tina ſich bemühte, dieſen Gaſt im Geſpräch zur Geltung zu bringen.

Als Victor einſt nach einem guten Künſtlerabend neben dem alten Regiſſeur heimwärts ging, begann dieſer in ſeiner Freude über die Schauſpielerin: „Da hat unſer Herrgott einmal etwas Gutes für das deutſche Theater zurecht gemacht, aber der Teufel wird es uns nicht gönnen und die Arbeit verderben."

„Was fürchten Sie für ihre Zukunft?"

„Daß sie doch einmal irgend Jemanden heiratet," entgegnete der Schauspieler. „Das besondere Talent, welches sie besitzt, ist ihr vom Himmel nur unter Bedingungen verliehen, wie der Jungfrau von Orleans ihre Stärke. Einer Schauspielerin, wie dieser, ist die Liebe, ja auch die Hingabe an den Geliebten nicht verwehrt; aber dies muß ein Spiel bleiben, welches ein Ende nimmt. Für Haushalt und Ehepflicht, die mancher anderen Künstlerin zur Kräftigung gereichen, ist diese Natur nicht robust genug. Ich kenne sie seit Jahren."

Da wagte der eifersüchtige Victor einzuwerfen: „Sie hat doch sicher schon manches nähere Verhältniß zu Männern durchgekämpft."

„Das könnte aus ihrem Spiele schließen, auch wer es nicht weiß," antwortete der Alte, „aber sie ist immer mit ihren Leidenschaften zu rechter Zeit fertig geworden, und diese haben ihre physische und geistige Kraft nicht vermindert. Ich will ihr gern Alles nachsehen, nur soll sie sich für keinen Mann opfern."

Nach dieser Unterredung sah Victor die Schauspielerin einige Tage nicht. Die Kammerherrin war mit Valerie nach der Residenz gekommen, die Damen wohnten bei Tante Minchen und nahmen seine Dienste sehr in Anspruch. Während ihrer Anwesenheit äußerten sie den Wunsch die fremde Künstlerin in einer ihrer großen Rollen zu sehen, und Victor mußte sie ins Theater begleiten. Ihm erschien dies wunderlich. Er saß nicht an seinem gewöhnlichen Platz, wo ihn Tina zu sehen wünschte, und empfand es wie ein geheimes Unrecht gegen die Freundin, daß er ihrem Spiele neben Valerie zusehen sollte. Vielleicht täuschte er sich, doch ihm kam vor, als ob die großen Augen Tina's von der Bühne unruhig und besorgt nach ihm und seiner Nachbarin blickten, besonders als Valerie sich einmal zutraulich nach ihm wandte und leise zu ihm sprach. Wie er einige Tage darauf die Gäste nach dem Bahnhof geleitet hatte, eilte er zur Wohnung der Schauspielerin. Es war nicht die Stunde, wo er sonst zu kommen

pflegte, und er fand Tina in Berathung mit ihrer Gesellschafterin, die zu andrer Zeit in einer Hinterstube für die Garderobe der Künstlerin sorgte. Tina nickte ihm freundlich zu, doch war ihr Blick umwölkt, als hätte sie geweint. Ueber den Sesseln lagen Theaterroben, ein Hermelinmantel und anderer Königsstaat. „Es ist meine Rüstung für die nächste Vorstellung, du kommst in meine Schneiderstunde.“ Sie gab der Gehilfin die nöthigen Aufträge und sandte sie hinaus, dann trat sie vor Victor und frug heftig: „Wer war die junge Dame neben dir in der Loge?“

Mit einem Anflug von Befangenheit gab Victor Auskunft und setzte hinzu: „Es ist die nächste Freundin meiner Schwester.“ Tina sah ihn durchdringend an. „Sie ist schön!“ sagte sie in herbem Tone, kehrte ihm den Rücken zu und setzte sich in einen Sessel. Victor erwartete schweigend, was kommen würde. Nach einer Weile begann Tina immer noch abgewandt mit leiser Stimme: „Nimm den Shakespeare, Vik, und schlage mir im Romeo den zweiten Act an von den Worten: O, wie sie auf die Hand die Wange lehnt.“

Er nahm und las. Nach einigen Zeilen stand sie auf, wandte sich ihm zu und spielte die Balkonscene so lieblich und innig und doch mit so starker unterdrückter Leidenschaft in ihn hinein, daß er in einem Schauer von Entzücken und Schrecken die Empfindung hatte als ob sich ihm das Haar auf dem Haupte sträube. Am Ende der Scene fuhr sie plötzlich fort: „Hinab du flammenhufiges Gespann“ und warf sich bei den Worten: „Nacht, gib mir meinen Romeo“ mit voller Leidenschaft an seine Brust, der Shawl glitt ihr von den Schultern, sie schlug die Arme um seinen Hals und seufzte leise: „Da hast du die Schulter, küsse mich!“ Das that er. Sie aber entwand sich ihm wieder, warf den Purpurmantel um ihren entblößten Nacken, und sprach, indem sie mit hinreißender Zärtlichkeit den Arm gegen ihn ausstreckte: „Geh, Lieber, heut Abend erwarte ich dich.“

Mit beflügeltem Schritt eilte Victor durch die Straßen nach seiner Wohnung; ihm pochte das Herz, daß er die Schläge fühlte. Er fand die Straßen mit Menschen gefüllt, ein unruhiges Hin- und Herwogen, in den Haufen pfeifende Straßenbuben, und viele wilde Gestalten, die er so zahlreich in den belebten Stadttheilen nie gesehen. Ihm aber dünkte Alles wie Geschrei der Raben auf dem Baume, er sprang in seiner Wohnung die Treppe hinauf, legte die Uhr auf den Tisch und schritt auf und ab. Es wurde dunkel; aus der Ferne tönte ein Brausen herauf, dazwischen einzelne Schreie, wie Geräusch der fernen Brandung und Gekrächze der Möwen, zuweilen wurde es auf Minuten still, dann erhob sich auf's Neue das Getöse und Rauschen näher und drohender. Victor sah wieder nach der Uhr. Unten schallte der regelmäßige Tritt marschirender Soldaten, Kommandorufe und der Anschlag der Gewehre auf dem Pflaster. Aus der Ferne aber klang ein Dröhnen und Rasseln, wie von Lastwagen, — waren das Geschütze? Horch, ein scharfes Knattern — so klangen Schüsse! Da ergriff er seinen Hut und sprang hinaus auf die Straße. Die Straße war leer wie in tiefer Nacht, die Thüren geschlossen; er eilte an den Häusern entlang, um zu ihr durchzudringen, die in dieser Stunde ihn zitternd erwartete. Der Weg war erhellt von einem röthlichen, unheimlichen Lichte. Wie er um die Ecke bog, sah er den ganzen Himmel in heller rother Gluth, feurige Lohe und schwarze Rußwolken wälzten sich in wildem Tanze über den Häusern dahin. Ein Haufe von Männern und Weibern quoll ihm entgegen, die Gesichter blutlos, in den Augen Wuth und Entsetzen; sie brüllten: „Mord! Heraus zur Hilfe!" Victor sprang heran — auch ihm starrte das Blut in den Adern — auf einem Räderkarren, den sie vorwärts zogen, lag ein Mann in dem Kleid eines Arbeiters und ein halbwüchsiger Knabe, und beide waren getötet, das geronnene Blut klebte an Haar und Kleidern. Wieder rannte er weiter, zu dem Schrecken kam ein wüthender Zorn gegen

die Bewaffneten, welche arme Leute niederſchoſſen, und gegen eine Regierung, die ſo Furchtbares, Wahnwitziges geboten hatte.

Als er die nächſte Straße erreichte, ſtand er in einem geſchäftigen Haufen Arbeitender zwiſchen umgeſtürzten Wagen und ausgebrochenen Pflaſterſteinen, in dem Dämmerlicht bewegten ſich ſchweigend die dunkeln Geſtalten, fahl die Geſichter und glanzlos die Augen, gleich geſpenſtigen Schatten, welche der Tod aus ſeinem Reiche heraufgeſandt hat. Eine heiſere Stimme rief dem Zornentflammten in das Ohr: „Zur Hilfe dem Volke, wenn du ein Mann biſt!“ — ein Gewehr lag in Victors Hand, er ſelbſt ſtand hinter den Steinen und ſtierte nach vorwärts, und über ihm pfiffen die Kugeln, die aus einer Salve gegen ihn und ſeine Umgebung heranflogen. In demſelben Augenblick hörte Victor von der Seite einen franzöſiſchen Anruf, und er hörte, wie der Mann, welcher an der Barrikade gebot, einem Genoſſen in polniſcher Sprache Befehle gab. Da ſchlug er den Kolben des Gewehres, welches er in der Hand hielt, gegen die Pflaſterſteine, daß der Kolben in Stücke ſprang und der Schuß zwiſchen ſeinen Fingern hindurch an der Schläfe vorbeikrachte, er ſelbſt ſetzte mit einem Sprung über die Barrikade in die geſperrte Straße dem rollenden Gewehrfeuer entgegen. Eine neue Salve! wieder hörte er das Pfeifen der Kugeln um ſein Haupt, während er längs der Häuſer dahinlief; auch vor ihm war die Straße durch einen Steinwall geſperrt, dort tobte der Kampf. Er ſah ſich um nach einem Obdach — alle Thüren verſchloſſen; doch er kannte die Gegend, auf ſeiner Straßenſeite lag ein Weinkeller, den er oft beſucht hatte, er ſprang in den Schutz der Thürbrüſtung und pochte in der Art, wie vertraute Gäſte pflegten, wenn ſie einmal am ſpäten Abend den Eintritt ſuchten. Nach einer Weile raſſelte der Riegel, er warf ſich hinab und der erſchrockene Küfer ſchloß hinter ihm zu, er war gerettet.

Die Schenkſtube fand er leer, nur ein Gaſt ſaß ſtill in

der Ecke, den Kopf auf den Arm gestützt — es war Henner. Victor war seinem alten Gegner seither öfter begegnet und hatte mit ihm zuweilen gleichgiltige Reden ausgetauscht. Heut trat er zu ihm und bot ihm die Hand, welche Henner ergriff und festhielt. So saßen die beiden neben einander, während draußen die Salven krachten und die Fenster von dem Donner schwerer Geschütze klirrten.

„O du mein armes Preußen," rief Victor. „Die Vormacht sollten wir sein für andere deutsche Stämme, und jetzt liegen wir am Boden in einem Siechthum, das uns Anderen verächtlich und den Feinden zur Beute macht."

„Was würde Ihr Vater dazu sagen?" frug Henner ruhiger. „Er gehört zu den wenigen Alten, die über ihrem Schlachtruf: Mit Gott, für König und Vaterland! das Verständniß für den Jammer der neuen Zeit nicht verloren haben."

„Vielleicht wird er sagen," antwortete Victor, „daß die Kanonen jetzt dem Sohne dieselbe Lehre zu Ohren donnern, wie einst dem Vater. Die Stunde ist da, wo der Preuße die Sorge um sein eigenes Leben und seines Herzens Gelüst vergessen muß in der Todesnoth seines Vaterlandes."

„Draußen töten sie einander und wir sitzen müßig hier," sagte Henner.

„Ich habe mein Gewehr an den Steinen zerschlagen, weil ein fremder Emissär mir es in die Hand drückte," versetzte Victor finster.

„Ist aber dieser wilde Aufstand eine Bethörung unserer Arbeiter und überlegtes Werk fremder Anstifter," sagte Henner, „wie kommt es, daß wir alle davon ergriffen sind und kaum der Versuchung widerstehen, Pflastersteine aufzureißen? Wer trägt die Schuld, daß ein redliches und loyales Volk, welches durch so große Erinnerungen mit seinem Fürstenhause verbunden ist, einem solchen plötzlichen Ausbruch seines Grimmes verfällt?"

„Vielleicht sind Regenten und Regierte beide erkrankt, jeder

in seiner Weise, und uns allen thut Genesung noth," erwiederte Victor.

„Was aber vermag der Einzelne für solche Besserung zu thun?"

„Zuerst sich selbst gesund zu machen," rief Victor. „Der Vater hat mir erzählt, wie ihm einst in der jammervollen Niederlage, als der Staat Friedrichs des Großen zerbrach, der Ruf in die Seele drang, daß auch er sich für das Vaterland hinzugeben habe. Er konnte in seinem Beruf als Arzt dienen und mit seinem Säbel als Soldat. Ich bin nichts als Schriftsteller und habe die ersten frischen Jahre meiner Thätigkeit auf Dinge verwandt, die mir in diesem Augenblick so weichlich und ungesund erscheinen, daß ich mich ihrer schäme. Dies Lippenfechten über schöne Attitüden und über die Geheimnisse einer ästhetischen Wirkung, und ob der Schauspieler das Bein so oder anders setzen soll. Pfui! — unterdeß schlich der Haß, die Verzweiflung, die Mordlust in die Seelen der Menschen, neben denen ich täglich vorbeiging. Aus einer furchtbaren Bethörung erwache ich. Ihnen aber gelobe ich in dieser Stunde, Henner, ich thue ab von mir jede andere literarische Thätigkeit und all mein üppiges Schwelgen im Lande der Träume. Ich will eine Antwort suchen auf die Frage: wie uns und unser geliebtes Preußen retten? Der Vater hatte es besser, er sah den Weg vor sich."

„Damals that es der Säbel," sagte Henner, „jetzt vielleicht das gesprochene und gedruckte Wort. Was Sie auch wählen mögen, lassen Sie mich Theil haben an Ihrer Arbeit. Ich bin nicht reich, aber ich kann als unabhängiger Mann leben, und ich denke, diese Freiheit von jeder dienstlichen Abhängigkeit wird Jedem nöthig sein, welcher von heut ab für die Erhebung seines Vaterlandes thätig sein will."

Es war draußen stiller geworden, nur einzelne Schüsse und gellende Schreie wurden gehört. An die Thür des Kellers donnerten heftige Kolbenstöße. Victor sprang auf, ein Officier

mit einer Abtheilung Soldaten drang in das Gewölbe, ihnen allen lag in Antlitz und Geberde das furchtbare Grauſen, welches den Menſchen entſtellt, wenn er Andere gewaltſam vom Leben ſcheidet.

„Hierher hat er ſich geflüchtet," ſchrie der Officier. „Packt ihn; zeigen Sie Ihre Hand!" — Victor's Hand war von Pulver geſchwärzt — „nieder mit ihm!"

Henner ſprang vor, warf ſich zwiſchen die Wüthenden und ihr Opfer und drückte ein Bajonett zur Seite, der Stich ging durch Victors Arm und Seite, das Blut ſtrömte herab. „Er iſt unbetheiligt wie ich," ſchrie Henner dem Lieutenant entgegen.

„Er hatte ein Gewehr in ſeiner Hand," ſagte der Officier grimmig. „Dies iſt keine Zeit, Herr von Henner, um für Andere einzutreten."

„Er hat das Gewehr eines Empörers an den Steinen zerſchlagen." Der Officier wandte ſich ab und gebot: „Vorwärts durchſucht den Keller."

Die beiden blieben allein, Victor ließ ſich ſchwerfällig nieder. „Das iſt auch eine Art von Katharſis," ſagte er mit trübem Lächeln und legte den Arm auf den Tiſch. Henner eilte dem Officier nach und Victor vernahm die kurzen Reden einer aufgeregten Verhandlung; ihm war jetzt auf einmal ſo ruhig zu Muthe, als ginge das ganze wilde Treiben ihn wenig an, auch fühlte er den Schmerz der Wunde nicht ſehr. Der Leib war matt, aber der Geiſt klar und er dachte bei ſich: der unnütze Lärm wird aufhören, dann kommt eine friedliche Zeit, wo ich mit Henner wieder zuſammen bin. Darüber wurde ihm der Kopf ſchwer und ſank nach vorwärts, aber er hörte deutlich Henners Stimme, als dieſer ſich über ihn neigte. „Ich habe durchgeſetzt, daß wir nicht abgeführt werden, wir müſſen hier aushalten, der Kampf dauert fort und die Wege ſind geſperrt. Wir helfen Ihnen die Treppe hinauf in die Wohnung des Wirthes. Nebenan iſt das Schild eines Arztes, er ſoll Sie verbinden." Victor ſah ihn dankbar an. Er wurde

auf einem Stuhl in die oberen Zimmer getragen, der Arzt kam und unterſuchte die Wunde; der Stich war durch den Arm und an den Rippen vorbei gegangen und die Verletzung größerer Adern hatte den ſtarken Blutverluſt herbeigeführt. Victor legte den Kopf müde auf das Lager und Henner ſaß neben ihm.

Erſt gegen Mittag des nächſten Tages war der Verkehr ſo weit geöffnet, daß Victor in einem Tragſtuhle nach ſeiner Wohnung geſchafft werden konnte. Die Träger kletterten über die Oeffnungen zerriſſener Barrikaden und der Wunde ſah auf dem Wege die Spuren des kläglichen Kampfes. Als in ſeiner Wohnung Alles zur Pflege eingerichtet war, rief er Henner an ſein Bett und ſprach ihm leiſe in das Ohr: „Sage ihr, ich bin in Blut getreten, als ich zu ihr ging. Wenn ich das Leben behalte, ſo gehört es nicht mehr ihr, ſondern einer Pflicht, die noch älter iſt, als meine Liebe zu ihr.“ Henner ergriff den Hut und entfernte ſich.

Wie Henner zurückkam und ſeinen neuen Kameraden leidlich bei Kräften fand, frug er: „Darf ich dir übergeben, was mir anvertraut wurde?“ Victor nickte und der Andere legte ein Billet auf das Lager und öffnete das Siegel. Tina ſchrieb: Lebe wohl für immer, mein geliebter Victor; ich reiſe morgen ab. Gedenke in Freundſchaft deines unglücklichen Kameraden!

„Was ſagte dir die Schreiberin?“ frug Victor.

„Sie weinte, da ſie mir den Brief gab, und vermochte nicht zu reden. Der Fürſt war bei ihr.“

„Lebe wohl, Tina!“ ſagte Victor vor ſich hin, „ich denke dein.“

Als er eine Woche ſpäter nach wohlthätigem Mittagſchlummer die Augen aufſchlug, glaubte er noch zu träumen, denn die Schweſter ſtand neben ſeinem Bette.

„Der Vater ſchickt mich der Tante zur Hilfe,“ ſagte das gerührte Käthchen nach der erſten freudigen Begrüßung. „Henner hat zuerſt von deiner Verwundung geſchrieben und ſeitdem jeden Tag von deiner Beſſerung.“

„Ich habe lange seinen Werth verkannt," antwortete der Bruder, „er ist mir in schwerer Stunde ein treuer Freund geworden. Ihm verdanke ich, daß ich nicht ein Opfer jener Unglücksnacht wurde."

Bei diesem Lobe des Freundes leuchteten Käthe's Augen und eine hohe Röthe zog über ihr Antlitz, so daß der Bruder sie forschend ansah; da beugte sie sich zu ihm herab und drückte ihr Haupt an das seine. „Bist du ihm gut?" frug er leise. Er fühlte, daß sie nickte. „Und er dir." „Ich glaube auch," sagte sie fast unhörbar.

„Es ist noch Jemand aus der Heimat hier," fuhr Käthe nach einer Weile muthiger fort; „darf sie hereinkommen? Sie wollte mich in diesen schrecklichen Wochen nicht allein lassen und sie wohnt auch bei der Tante."

Valerie trat herein, und setzte sich still auf den Stuhl an seinem Lager.

Die Heilung ging nur langsam von Statten. Sobald für Victor ein Umzug möglich wurde, bestand die Tante darauf, daß er bis zur vollständigen Genesung zu ihr ziehen sollte.

„Der Stich hat mir einen guten Dienst gethan," sagte Victor, „er überhebt mich jeden Tag der Nothwendigkeit, diesen widerwärtigen Carneval der Gasse anzusehen. Liebe Tante, geh an das Bild des alten Fritz und entferne den Trauerflor, die Presse ist frei und Henner und ich werden Zeitungsschreiber."

4.

Das Geheimniß des Buches.

Nach Victors Geneſung warben die neuen Freunde den Verleger, welcher in Gemeinſchaft mit ihnen eine neue Zeitſchrift begründen ſollte. Durch gleichgeſinnte Mitarbeiter gefördert, gewann ihr Blatt ſchnell Beiſtimmung und Leſer und beide fühlten hohe Befriedigung, daß ſie das Beſte, was ſie wußten, mit regelmäßigem Fluß in die Seelen Anderer hinüberleiten konnten.

Als nach einem Jahre das Blatt der Freunde feſt begründet war, gedachten ſie auch des eigenen Haushaltes und warben ſich die Hausfrauen. An demſelben Tage wurden zwei glückliche Paare verbunden, Käthe verfiel unrettbar dem Hauſe Ingersleben, und Victor hob ſein liebes Weib aus der Kutſche der Bellerwitze ſich in die Arme. Denn dieſe Familie hatte längſt allen Standesvorurtheilen entſagt, außerdem war, wie ein hochverehrter, leider verſtorbener Mitbürger und Rathmann zu ſagen pflegte, gerade jetzt eine Conjunction gekommen, wo derartige Vorurtheile nicht zeitgemäß waren. Und der letzte Winterreif, welcher etwa noch an den Schilden ihres Stammbaumes hing, ſchwand dahin in der Elternfreude über das Glück des geliebten Kindes.

Als der Doctor an einem hellen Sommertage in die Stube ſeiner Frau kam, fand er dieſe in Betrachtung der Bilder an der Stubenwand; es waren die Erinnerungen an Luther,

welche einst in der Arbeitsstube des Seniors gehangen hatten, darunter auf dem Ehrenplatze das erste Geschenk des Doctors. „Die Farben sind verblichen," sagte Henriette, „aber so oft ich das Bild ansehe, fühle ich die frohe Erwartung, in der ich damals auspackte."

„Für uns beide ist die Zeit gekommen," sagte der Gatte, „wo die Gedanken oft die Vergangenheit suchen. Um die liebe Hausfrau ist es einsam geworden. Ich habe zuweilen daran gedacht, daß wir uns noch einmal in die Welt hinauswagen sollten. Ist dir's recht, so besuchen wir die Kinder." Und als Henriette erfreut zustimmte, fuhr er fort: „Wir haben auch eine äußere Veranlassung erhalten; eine Verwandte meines Namens, die ich gar nicht persönlich gekannt habe, ist unverheiratet und hochbejahrt im Fränkischen gestorben und hat mir ein Legat hinterlassen. Sie hat zuletzt in einer kleinen Stadt bei Koburg gelebt. Wir machen mit den Kindern einen Ausflug nach Thüringen, Richard kann als Jurist an Ort und Stelle zusehen, ob wir die Summe annehmen dürfen, ohne andere Verwandte, die vielleicht bedürftig sind, zu beeinträchtigen."

Einige Wochen darauf betrat eine Gesellschaft Reisender den Hof der alten Veste, welche sich mit ihrem doppelten Mauerringe über dem grünen Thalgrunde des Itzbaches erhebt. Voran ein alter Herr mit grauem Haar, aber er schritt rüstig in gerader Haltung und seine Augen blickten klar und heiter in die Runde; am Arme führte er eine Matrone, welcher die Jahre einzelne Silberfäden in das Haar gezogen und die Gestalt völliger gemacht hatten, doch auf ihren Wangen lag noch etwas von dem rosigen Schimmer der Jugend. Um die beiden bewegten sich zwei Männer und zwei Frauen in blühendem Alter. Der Castellan öffnete der Gesellschaft die Räume, welche zu einem Museum eingerichtet waren. Sie betrachteten die schöngetäfelten Zimmer, die Stube, an welcher der Name Luther's haftet, die Rüstkammer mit Wagen und Geschützen

und blieben zuletzt vor dem Gallionbild eines däniſchen Kriegsſchiffes ſtehen, welches der Landesherr von ſeinem Kommando in Schleswig-Holſtein mitgebracht hatte und das vor Kurzem aufgeſtellt war. Da ſagte der Alte erfreut: „Dies iſt ſeit den Freiheitskriegen das erſte Siegeszeichen der Deutſchen; der Kriegsdienſt meiner Söhne Victor und Richard wird mit der Feder geleiſtet, aber die Enkel werden bei neuen Siegen helfen.“ Wie die Geſellſchaft das Innere der Burg betrachtet hatte, ſaß ſie auf der Plattform nieder und ſah hinaus in die ſonnige lachende Landſchaft, unten zur Seite die Stadt mit einem reichen Kranz von Villen umgeben, gegenüber die belaubten Hügel, in der Tiefe die grünen Wieſen des Itzgrundes und ſüdwärts in blauer Ferne die Berggipfel des Mains.

„Ein anmuthiges Stück Erde!“ rühmte der Vater. „Man fühlt ſich heimiſch, als hätte man's immer geſchaut. Die Werke der Natur und die Arbeit des Menſchen ſchicken ſich hier gut zu einander.“

„Das iſt die rechte Stimmung,“ begann Henner, „damit ich dir überreiche, was ich aus der Hinterlaſſenſchaft des verſtorbenen Fräuleins für dich gerettet habe.“ Er ließ ſich von dem Caſtellan ein Buch reichen mit altem verſtoßenen Einband und legte es vor dem Doctor auf den Tiſch.

Der Doctor ſchlug neugierig das Buch auf. Auf dem erſten Vorſetzblatt ſtand in kräftigen Schriftzügen: „Meinem günſtigen Freunde George König, Kaufherrn zu Frankfurt am Main“; darauf Verſe aus dem Liede: Eine feſte Burg, und als Unterſchrift: Martinus Luther aus der Veſte Koburg im Reich der Wolken 1530. — „Da haben wir den Band, von dem ich dir manchmal erzählte,“ ſagte der Doctor zu ſeiner Gattin. Hinter der Widmung waren mehre Blätter für eine kurze Familienchronik benutzt. Die Beſitzer des Buches hatten ihren Namen mit dem Geburtsjahr und zuweilen auch Frau und Kinder eingetragen.

Der Doctor blickte die Reihe herunter. „Hier ſteht ein

Kriegsmann, Bernhard König, Fähnrich im Regiment Alt-Rosen, darunter seine Schwester Regine König, verehelichte Hermann. Damals muß das Buch in die Familie Hermann gekommen sein," erklärte er weiter blickend, „denn es sind einige dieses Namens eingetragen. Hier aber," fuhr er mit neuem Interesse fort, „steht wieder mein Großvater Friedrich und sein Bruder August. Der Großvater hat also wahrscheinlich den Band in die Familie zurückgebracht. Das ist mir ein theures Geschenk, Richard, und ich bin dir von Herzen dankbar. Und hier kommt der älteste Sohn meines Großonkels August, welcher Pfarrer im Fränkischen war. Dieser hatte das Unglück in seinen besten Jahren durch einen Sturz ins Wasser das Gehör zu verlieren und lebte längere Zeit als Privatmann mit Weib und Kind in Koburg. Daneben findet sich der Name seiner Frau, einer Geborenen von Sahl aus dem Dorfe Friemar im Gothaischen. Ich erinnere mich ganz gut auf sie, sie stammte aus einem reichen Bauerngeschlecht von den sogenannten Herrn von Friemar. In dem Dorfe nämlich bestanden aus alter Zeit freie Familien, welche ein adliges Wappenschild führten." Er sah wieder in das Buch. „Hier also folgen die Kinder des Pastors: Beata König; dies ist die Cousine, aus deren Hinterlassenschaft Henner das Buch erworben hat, und als letzter Name der ihres Bruders, dieser ist in früher Jugend untergegangen —." Er las und hielt an. Die Kinder, deren Augen an dem würdigen Antlitz hingen, sahen erstaunt die Veränderung in seinen Zügen. Feierlich begann er wieder nach einer Weile, seine liebe Frau anblickend: „Und dieser letzte Name lautet August König, genannt Dessalle, — dahinter von der Hand der Tante: — gefallen 1815 als französischer Oberst in der Schlacht bei Belle-Alliance." — Der Doctor legte das Buch vor sich hin. „Der Verstorbene hatte den Namen seiner Mutter angenommen, er war ein König und er war von meinem Blut."

Da er die Bewegung im Gesichte seiner Frau erkannte,

fuhr er zu den Kindern freundlich fort: „Laßt uns eine Weile allein, es sind alte Erinnerungen, die ich mit eurer Mutter besprechen will.“ Die Kinder traten ehrerbietig bei Seite und die Eltern saßen neben einander; Henriette legte ihre Hand auf die des Gatten. „Er hatte Augenblicke, wo er aussah wie du. Schon damals, als er zuerst in unsere Stube sprang. Daß der Fremde mich immer an dich erinnerte, wenn er mir in die Gedanken kam, das machte mich in der Stille so unglücklich. Als er später in unserem Hause weilte, erschien die Aehnlichkeit wieder, wenn er lebhaft erzählte oder lachte; und Geliebter, mir war's, als müßte ich mich deshalb vor ihm in Acht nehmen.“ Sie blickte den Gatten flehend an, als hätte sie ihm etwas abzubitten.

„Die Aehnlichkeit kann nur im Ausdruck gelegen haben; er sah ganz aus wie ein Franzose und gefiel mir bei der ersten Begegnung überaus wohl.“

„Aber wie ist es möglich,“ frug Henriette, „daß er, der doch deinen Namen wußte, dich niemals als Verwandten begrüßt hat?“

„Wer kann das sagen? Bei der ersten Begrüßung war ich ihm ein gleichgiltiger Fremder in einer Landschaft, wo er Anverwandte nicht erwartete, mit einem Namen, der nicht selten ist. Auch mag ihm in seiner Stellung die ganze Verwandtschaft, von der er wenig wußte, leidig gewesen sein. Als ich ihn nach Jahren wiedersah, hielt er mich für seinen Feind und er hatte nicht Unrecht. Dennoch meine ich, nach der letzten Begegnung im Felde muß er gewußt haben, daß ich sein Vetter bin. Er brach damals so hastig auf. Wahrscheinlich ging er in jener Zeit zu seiner Schwester und lebte dort verborgen, bis ihn sein Schicksal wieder unter die Adler des Kaisers trieb.“

„Darum stand er so oft vor den Bildern in der Stube des Vaters,“ bestätigte Henriette. „Es war das Bild der Veste, welches er beschaute, denn immer flog sein Blick nach der Wand. In Koburg wuchs er auf bis zu seiner Flucht.“

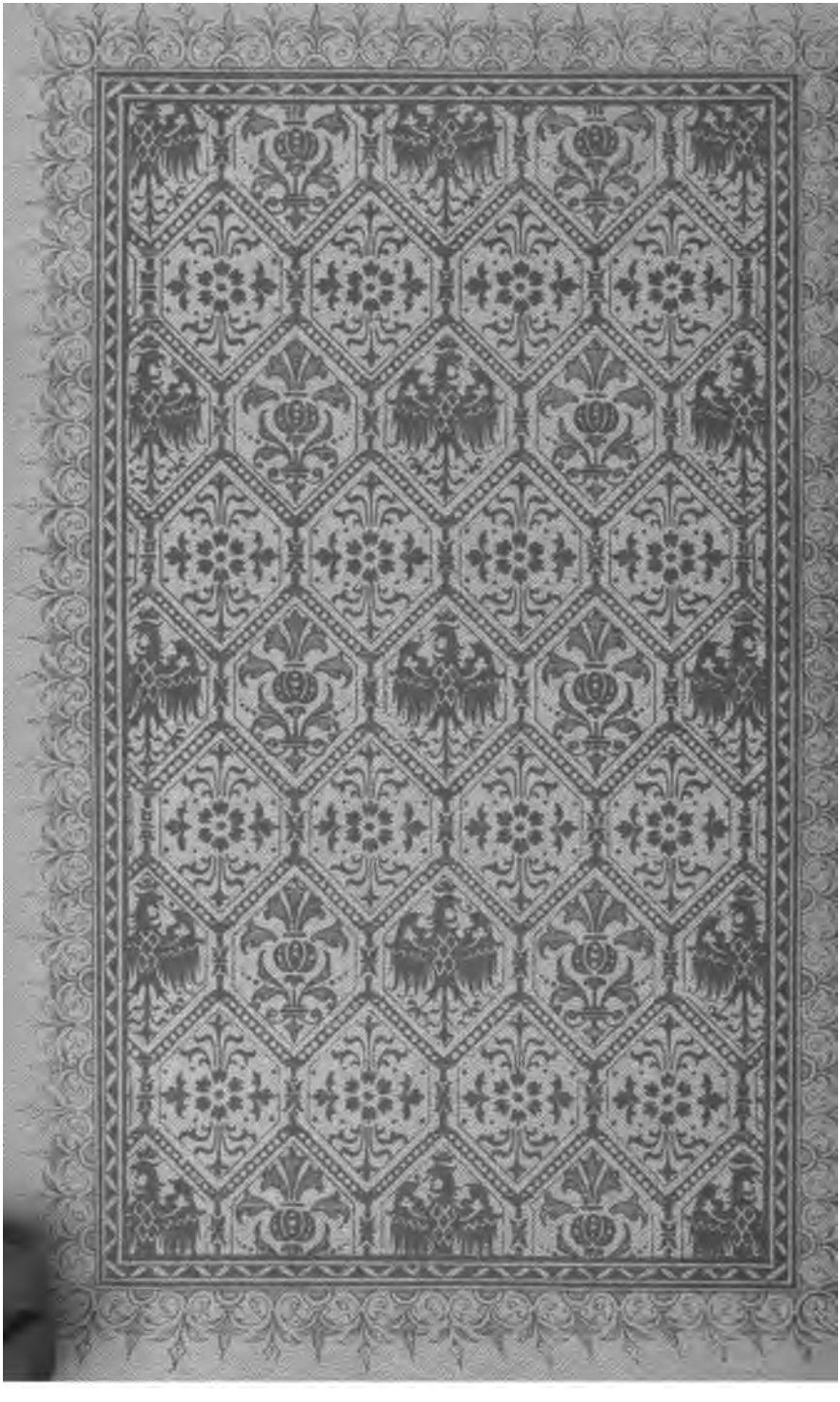
— Der Doctor schloß das Buch: „Kommt heran, Kinder, wir Alten haben die Sorgen um die Vergangenheit abgethan.“

„Ich aber noch nicht,“ rief Henner, „und heut soll sogar Victor mir folgen, wenn er mich auch als einen Alterthümler verhöhnt. In diesem Hofe und an der Stelle, wo wir jetzt behaglich sitzen, verkehrte vor dreihundertvierundzwanzig Jahren einer eurer Vorfahren mit Luther. Das ist doch auch eine Erinnerung, die sich sehen lassen kann. Durch dies Thor kam Herr Georg König heran. Ich behaupte, er muß ein stattlicher Mann gewesen sein. Hier stand er und wartete, ob Doctor Luther in seiner Zurückgezogenheit den Besuch annehmen werde, und diese Holztreppe schritt der große Reformator hinab und frug euren Ahnherrn wohlwollend nach seinem Begehr. Ist es nicht ein heiterer Gedanke, widerspenstiger Victor, daß dies einst so war?“

Victor sah nach dem alten Schloßbau und der Treppe: „Du sagst es, und das Buch macht es wahrscheinlich. Unsere Phantasie mag mühelos, auch wo die beglaubigte Kunde fehlt, noch weiter rückwärts in die Vergangenheit fliegen. Vielleicht suchte schon fünfhundert und tausend Jahre früher ein Ahnherr hier an derselben Stätte einen günstigen Freund oder seine Heimat. Ich will dir, du Verehrer alter Familienerinnerungen, sogar etwas Anderes und Größeres zugeben. Vielleicht wirken die Thaten und Leiden der Vorfahren noch in ganz anderer Weise auf unsere Gedanken und Werke ein, als wir Lebenden begreifen. Aber es ist eine weise Fügung der Weltordnung, daß wir nicht wissen, wie weit wir selbst das Leben vergangener Menschen fortsetzen, und daß wir nur zuweilen erstaunt merken, wie wir in unsern Kindern weiter leben. Vielleicht bin ich ein Stück von jenem Manne, welcher einst an dieser Stelle von dem Reformator gesegnet wurde, und vielleicht war ich es selbst in anderer Erscheinung, der schon auf diesem Berge lagerte, lange bevor die ehrwürdige Veste gebaut wurde. Aber meine Valerie hatte keiner von den

alten Knaben, keiner ſaß meinem Henner am Arbeitstiſch gegenüber, um liberale Artikel zu ſchreiben, und keiner ſah wie wir von dieſer Höhe herab in die Landſchaft eines großen deutſchen Volkes, welches über der Arbeit iſt, das Haus ſeines Staates zu zimmern. Was wir uns ſelbſt gewinnen an Freude und Leid durch eigenes Wagen und eigene Werke, das iſt doch immer der beſte Inhalt unſeres Lebens, ihn ſchafft ſich jeder Lebende neu. Und je länger das Leben einer Nation in den Jahrhunderten läuft, um ſo geringer wird die zwingende Macht, welche durch die Thaten des Ahnen auf das Schickſal des Enkels ausgeübt wird, deſto ſtärker aber die Einwirkung des ganzen Volkes auf den Einzelnen und größer die Freiheit, mit welcher der Mann ſich ſelbſt Glück und Unglück zu bereiten vermag. Dies aber iſt das Höchſte und Hoffnungsreichſte in dem geheimnißvollen Wirken der Volkskraft."

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.



Stanford University Libraries
3 6105 013 392 357